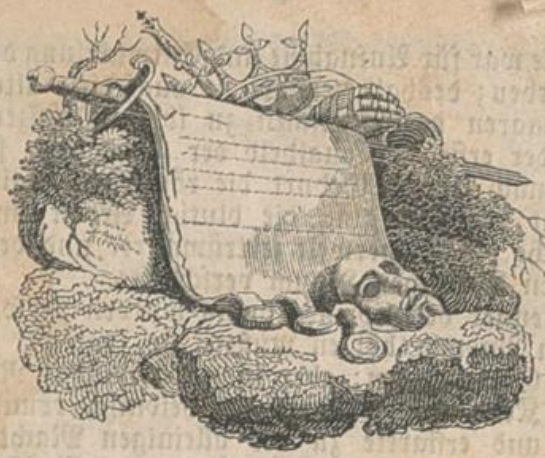


Die Jahre Vierzig

in der deutschen Geschichte.

Wir haben seit 1840 Jahren so Großes und Herrliches erarbeitet und erkämpft, unsere Geschichte ist so reich, so heldenhaft und eichenartig trotzig und edel, daß ein Rückblick auf unser Leben in der Geschichte gewiß für jeden wackern Deutschen eine Labung, ein Genuß ist, der uns stärkt und begeistert für die Gegenwart und Zukunft. Das Jahr 1840 giebt uns die geeignetste Veranlassung dazu. Laßt uns sehen, wie gerade die Jahre 40 in den neunzehn Jahrhunderten der christlich-deutschen Geschichte fast durchgängig etwas Bedeutendes und Entscheidendes zeigen und uns ein Jubeljahr erleben ließen, wo nach Ablauf von Jahrhunderten die Vergangenheit wieder eintrat in die Gegenwart und diese heiligte und weihte durch große Erinnerungen an unsere Helden und Heldenthaten.

40.

Die alte Welt vor Christus, die Indier, Aegypter, Griechen und Römer, hatten Götter, aber keinen Gott, sie kannten nicht den alleinigen, wahrhaften Gott aller Menschen, der nicht in Bildern von Menschenhänden gemacht, sondern im Geiste und der Wahrheit zu verehren und zu lieben ist. Christus erlöste die Menschheit, d. h. er befreite sie von den dunkeln Göttern, die durch Priester über die Völker herrschten; er offenbarte uns den Gott der Liebe, der uns durch Liebe frei macht, indem er sich zu uns herabläßt, in uns wohnt, uns erleuchtet, unsern Geist leitet und lenkt, und uns so in seine Freiheit erhebt. Jeder Mensch war nun frei, indem er durch Christus vor Gott als gleichberechtigt mit jedem Andern hingestellt ward, indem alle Menschen als Kinder Eines Vaters erscheinen. Diese neue, offenbarte Religion der Liebe und Freiheit war der Tod der

alten Welt, sie war für Aufnahme und Entwickelung des Christenthums verdorben; deshalb zerstört sie auch diese alte Welt und ruft die Schaaren der Deutschen zu ihrem Rüstzeuge empor. Herrmann, der erste Nationalheld der Deutschen, schlug schon im Jahre 9 nach Christi Geburt die römischen Legionen unter Varus. Seit der Zeit ging die blutige Arbeit unaufhaltsam vor sich, welche die Römerwelt zertrümmerte und dem Christenthum und den Deutschen Raum verschaffte.

Die Bekenner des Christenthums wurden verfolgt und in unterirdischen Andachtshöhlen mußten sie, von der Nacht umhüllt, ihrem Gotte dienen; aber in unterirdischer Nacht entfaltete sich der Keim und sprengte den heidnisch-römischen Boden und wuchs und erstarkte zu der alleinigen Macht über ganz Europa. Herodes hatte, um den Keim des Christenthums zu vertilgen, einen allgemeinen Kindermord vollzogen; die Juden hatten geschrieen: Kreuzige, kreuzige ihn! und hatten ihn wirklich gekreuzigt; vergebens! Christi Geist war über die Jünger ausgegossen, und Petrus, dieses heiligen Geistes voll, war hinausgegangen zu der Menge und hatte mit begeistertem Wort an einem Tage 3000 Seelen für das Christenthum gewonnen und täglich strömten neue Seelen hinzu. Sie wurden verfolgt, Stephanus ward als erster Märtyrer der neuen Lehre gesteinigt, aber er hatte, unter dem Steinregen seinen Geist aufgebend, gerufen: „Herr, behalt' ihnen diese Sünde nicht!" Dem Saulus, der die Christen verfolgte, war der Himmel aufgegangen — Saulus ward Paulus, der liebevolle Lehrer und Verbreiter des Christenthums, dessen Briefe noch jetzt als Quelle der christlichen Lehre gelten. Stephanus ist das ergreifende Beispiel des Todesmuthes und der Liebe, die aus dem Christenthum fließt, Paulus der lebendige Beweis der Allmacht von Christi Lehre. So mußte das Christenthum immer muthiger hervorbrechen aus seinen nächtlichen Höhlen, immer weiter, immer tiefer, höher und breiter. So sehen wir zwar hundert Jahre später

140

das gepriesene Zeitalter der Antonine im Römerreiche, aber sie konnten es nicht mehr retten, da es in Unsittlichkeit aller Art immer mehr verwilderte. Das Heidenthum gab dem Menschen keinen Trost, keinen geistigen Halt mehr; so stürzten sich immer neue Schaaren in die liebenden Arme des Christenthums, welches ja sagte: „Kommt her, Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken!" Justin von Samothrake, der die erste Schutzschrift des Christenthums geschrieben, mußte 140 den Märtyrertod sterben. Aber solcher Tod brachte nur um so mehr Leben in's Christenthum, da eine Religion, die freudig zu sterben lehrte, gewiß höher stand als die heidnische, welche keinen Trost für den Tod hatte.

So sehen wir denn nach wieder hundert Jahren

240

nur einen größern Verfall des Römerreichs und ein viel größeres, weiteres Aufleben der christlichen Religion. Der Kaiser, der auf dem Römerthrone saß, Gordian, war durch Mord Kaiser geworden, wie so Viele vor und nach ihm. Betrügerei, Unsittlichkeit, unsinnige Verschwendung ruinirten den Staatskoloß immer mehr; dagegen hat nun das Christenthum, ungeachtet vieler Verfolgungen vom Staate, in den bedeutendsten Städten öffentliche Gemeinden, an deren Spitzen berühmte Kirchenväter standen, in Alexandrien Clemens und Origines, in Karthago Tertullian und Cyprian u. s. w. Das Christenthum verbreitete sich jetzt so mächtig und Alles bewältigend, daß wir es

340

bereits zur römischen Staatsreligion erheben sehen. Durch Constantin des Großen Uebertritt zum Christenthume feierte die neue Welt ihren ersten welthistorischen Sieg. Der Geist des Heilands war nun als Gift in den heidnischen Staatsriesen gedrungen, während er als Stärkung, Lebenskraft und wahrhaftes Heil die deutschen Völker ergriff, die dadurch Macht und Beruf erhielten, das heidnische Römerreich zu vertilgen. Der alte, tausendjährige Römer-Adler trug den Tod in sich und auch von Außen marterten ihn die überkräftig gährenden germanischen Riesenschaaren zu Tode. Das Rettungsmittel, welches das Römerthum ergriff, beschleunigte just dessen Untergang. Es nahm deutsche Völker in Sold gegen deutsche Völker. Aber diese Hülfsvölker luden ihre Stammgenossen, nachdem sie mächtig in alle Staatsämter eingedrungen waren, zu sich ein, und nun bemächtigten sie sich mit römischer Waffenkunst des römischen Kaiserreichs. Daher welch ein Anblick

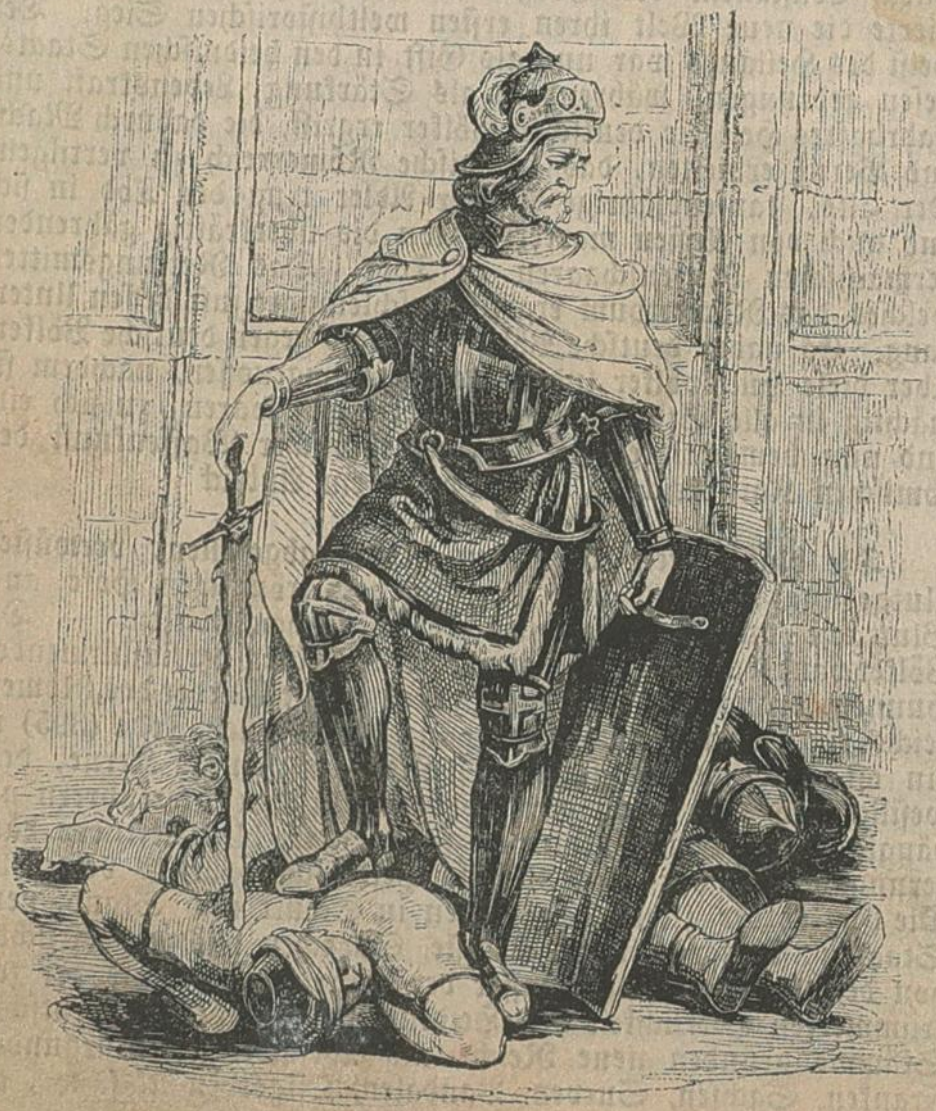
440!

Die blühendsten Provinzen Roms abgefallen, verwüstet, blutgedüngt; Mord und Verrath vom römischen Hofe aus, Blutrache und Kampfeswuth der deutschen Riesen. — Die Völkerwanderung, seit 375 durch die aus Asien hereinstürmenden Hunnen, drängte die deutschen Horden in alle Glieder des Römerreichs ein, welches nach Theodosius des Großen Tode (395) in ein ost- und weströmisches zerspalten, in seinem Kerne, dem westlichen Theile, schon gänzlich von deutschen Heerführern abhängig war. Ein allgemeiner, furchtbarer, bluttriefender Läuterungsprozeß, der alles Römisch-Heidnische vollends verzehrte. Die Götter der alten Welt sanken in Schutt und Staub, neue Staaten, Sitten, Gesetze, Künste, Sprachen blühen, befruchtet von dem heiligen Lebenswasser der Lehre Christi, aus der zertrümmerten Herrlichkeit des Heidenthums empor; die deutschen Stämme gründen neue Reiche als Westgothen, Burgunder, Franken, Sachsen, Sueven, Vandalen, Ostgothen u. s. w., die

ber alle wieder verschwinden, und nach Jahrhunderten endlich durch Karl den Großen in ein großes, christliches Reich zusammenschmelzen.

540.

Jetzt hatten deutsche Horden bereits seit länger als 60 Jahren unter Odoaker's Anführung das Herz des todten Römerriesen aufgezehrt. Nichts mehr war übrig von jener gigantischen, tausendjährigen Herrlichkeit, der Mörderin aller alten Völker. Das Christenthum steht siegreich auf den heidnischen Trümmern und fängt an, die neue, europäische Welt zu erbauen. Wir sehen noch Alles in furchtbarem, chaotischem Gedränge, Baumaterialien anhäufend. Ein Völkerstamm verschlingt den andern, ein schäumender, chemischer Völkerprozeß, von dessen Mischungen und Arbeiten uns das „Nibelungenlied" das Nähere bringt und ein erschütterndes, großes, ideales Spiegelbild giebt.



Das oströmische Reich lebte noch jämmerlich fort bis zum Anbruch der Reformation, eine Brücke aus der alten Welt über das Mittelalter in die neue Zeit. Auf seinem Throne sitzt um 540 Justinian, der Schöpfer des furchtbaren corpus juris, der Gesetze der alten Welt, welche man uns hier und da noch zur Befolgung aufbürden möchte, obgleich wir schon beinahe zwei Jahrtausende Christen sind. Die römischen Rechtsgelehrten hätten 1840 in aller Andacht und Verehrung gern die zwölfte Säcular-Feier des corpus juris begangen. Vor 1300 Jahren brachten auch Mönche die ersten Seidenraupen nach Europa, wodurch später so viel Seidenzeuge zum Putz für Herren und Damen entstanden, daß sie wohl hätten ein Jubelfest der Seide feiern müssen.

640.

Das Christenthum bildete sich zunächst als ein schneidender Gegensatz zu der alten Heidenwelt aus, es verschmähte alle sinnliche Herrlichkeit, um den Himmel zu gewinnen. Dieser Entsagung alles Irdischen konnten die Schwachen nicht folgen, und so entstand durch Muhamed vom Anfange des siebenten Jahrhunderts an eine neue Religion, welche, eine mittelalterliche Mischung von christlichen, heidnischen und jüdischen Religionsansichten, als Islam reißend schnell die arabischen und türkischen Völkerstämme ergriff und sich fürchterlich gegen das Christenthum ausbreitete. Das muhamedanische Religionselement erhebt sein fatalistisches Despotenhaupt und die Sicheln seines Halbmonds drohend der Religion der Liebe und Freiheit gegenüber, und aus Mekka's Thoren waffenklirrend hervorstürzend überwältigen die Gläubigen Muhamed's in rasender Hast den zerfallenen Perserstaat und die Ohnmacht des oströmischen Reiches. Wir finden sie 640 bereits in Persien, Syrien, Damaskus und in demselben Jahre erobert Amru, ihr Anführer, Palästina, die heilige Stätte, wo Christus geboren, gelebt, gelehrt, gelitten, gekreuzigt und begraben war, die Wiege, das Mutterland des Christenthums; das ward später die Quelle der beinahe zwei Jahrhunderte hindurch geführten abenteuerlich-heiligen Kriege, der Kreuzzüge, durch welche die Christen den ungläubigen Muhamedanern das heilige Land entreißen wollten. In Aegypten zerstörte Amru in demselben Jahre Alexandria, wohin sich die gelehrten Ueberbleibsel der alten Welt gerettet hatten, die nun größtentheils verbrannten.

Hundert Jahre später

740

hat sich der muhamedanische Halbmond noch fürchterlicher ausgebreitet; er legte sich sichelförmig um die christlich deutschen Lande herum, doch verhinderte Karl Martell, Herrscher über den deutschen Stamm der Franken in dem jetzigen Frankreich,

durch siegreiche Schlachten dessen weiteres Eindringen in's Abendland. Karl Martell's Geschlecht ward bald alleinherrschend, und sein Enkel, Karl der Große, vereinigte fast alle christlich deutschen Stämme unter seinem ersten abendländisch-christlichen Kaiserscepter. Das Christenthum gewann immer mehr Verbreitung, besonders durch Missionaire, wie Winfried (Bonifacius, den Apostel der Deutschen), der die heidnischen Hessen, Thüringer und Friesen für das Christenthum vorbereitete, durch Columban, Gallus, Kilian u. s. w.

Vom Lande der Franken aus entstehen jetzt die beiden welthistorischen Pole des Mittelalters, die Hierarchie, die Herrschaft des Papstes und der Geistlichkeit über alles Weltliche, und der Lehensstaat, welcher gegen die Hierarchie durch das ganze Mittelalter hindurch Berechtigung und Unabhängigkeit zu erkämpfen sucht.

840.

Karl der Große (768 — 814) hatte fast alle christlichen Staaten zu einem abendländisch-christlichen Kaiserthume vereinigt, welches dem ganzen Mittelalter als Muster vorschwebte; doch sehen wir es 840 schon am Ende, da es mit dem Tode seines Nachfolgers, Ludwig des Frommen (840), in seine drei Hauptbestandtheile — Deutschland — Frankreich — Italien — zerfällt, die von jetzt an als selbstständige Staaten aufzutreten anfangen. Ludwig des Frommen Söhne stritten sich um das Reich, bis sie sich dahin vereinigten, daß Lothar Italien, Ludwig (der Deutsche) Deutschland und Karl der Kahle Frankreich erhielt.

Wir sehen sie sich hier versöhnen neben der Leiche des Vaters und betrachten das Bild gewiß mit Interesse, da es uns die Entstehung Deutschlands, Frankreichs und Italiens als selbstständige Staaten versinnlicht. Das Jahr ihrer politischen Geburt war 840. Deutschland ist also gerade tausend Jahr alt. Es hätte 1840 wohl Ursach gehabt, nach seinem tausendjährigen Heldenleben zu jubeln über die Helden-Arbeit, die es vollbracht, und in dessen heiligen Endergebnissen es blühend und kraftvoll, geachtet und geehrt von allen Völkern der Erde, fortarbeitet. — Es müßte das großartigste Fest aller Zeiten werden, wenn sich Deutschland, Frankreich und Italien in diesen Jahren (843 kam der Vergleich unter den Söhnen Ludwig des Frommen erst fest zu Stande) vereinigten zu gemeinsamer Feier ihrer tausendjährigen Jubiläen. Auch in den düstern Norden Schwedens und Norwegens und zu den slavischen Völkerstämmen weht nun der heilige Odem des Christenthums. Die Götterdämmerung bricht herein, welche die alten heidnischen Götter stürzt und dem einen Gotte der Liebe und einer neuen Welt den Tag verkündigt. 840 tritt ein slavischer Völkerstamm, die Lechen, zwischen Weichsel und Warthe unter seinem Herzoge Piast als selbstständiger Staat

auf, die Wurzel Polens; denn diese Lechen nannten sich seit 960, wo sie Christenthum und Kultur annahmen, Polen; aber Polen feierte 1840 kein tausendjähriges Jubiläum; es ist an seiner harten Adelsherrschaft untergegangen.

940

sehen wir die hundertjährigen Kinderchen: Deutschland, Frankreich, Italien und Polen, schon ziemlich groß gewachsen, junggesellenhaft, lüderlich, gährend, aber nach Solidität strebend. Um 940 finden wir auf dem deutschen Throne Otto den Großen, den Zweiten aus dem sächsischen Kaiserhause. Er schuf die nächst höhere Stufe des mittelalterlichen Staates Karls des Großen, indem er den deutschen Königsthron zum Kaiserthrone des heiligen römischen Reichs erhob, wie es bis zur Reformation fortlebte und sich dann, morsch und wurmstichig, bis 1806 erhielt, wo es Napoleon umstieß. Otto der Große brachte dadurch Deutschland und Italien, wo der geisterbeherrschende Papst saß, in gewaltsame Verbindung, welches beiden Ländern Jahrhunderte hindurch unendlich viel Blut und Menschen gekostet hat.

Otto der Große berief 940 einen Reichstag nach Arensberg, wo die Fragen über Erbrecht dahin entschieden wurden, was später, in den meisten deutschen Ländern eingeführt, der Grund der Erbherrschaft und eines großen Theils mittelalterlicher Fehden und Familienkriege ward. In Britannien, das Alfred der Große zu einem mächtigen Staate ausgebildet hatte, starb 940 sein zweiter Nachfolger, Edmund.

1040.

Das Mittelalter, welches wir uns ungefähr von 840 bis 1540, um es rund heraus zu sagen, zu denken haben, ist die Entstehungsgeschichte der neuen Staaten und Völker und Sitten und Gesetze, der furchtbare, blutige Prozeß, der, nach Ausarbeitung und Besiegung von tausend Widersprüchen und Gegensätzen, endlich die Hierarchie und den Lehnsstaat zertrümmerte, jedes Gewissen und jeden Staat frei machte und so die neue Welt schuf, wie sie sich seit der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege ausbildete und noch fortarbeitend auszubilden hat. Um 1040 sehen wir das fränkische Kaisergeschlecht (1024 – 1125) in Kriegen mit Italien und dem Papste, Kämpfe, die Jahrhunderte hindurch wütheten, ehe man zur Vernunft kam. Der gewaltigste unter den fränkischen Kaisern, Heinrich III, kämpft vergebens gegen die Herrschaft des Papstes, welche sich zur unbeschränkten Despotenherrschaft über alle christlichen Gemüther emporarbeitet und in dem Papste Gregor VII seinen größten Sieg feiert. Er war es, der den deutschen Kaiser Heinrich IV zu Canossa grimmig büßen ließ für seine Kämpfe gegen die Papst-Allgewalt; doch werden wir nach zwei Jahrhunderten etwas völlig Umgekehrtes sehen.

1140.

Das furchtbare Gewitter der Entwickelung des Christenthums hat nun nach tausendjährigen Blitzen, Donnern und Schlägen alle Lande, Herzen und Köpfe durchschüttert, durchfurcht, befruchtet, erleuchtet, geläutert; aber es wirbelt immer noch fort, während schon einige Blüthen und Blumen von Christi Lehre aus deutschen Herzen ihre himmlischen Augen aufschlugen. Das mächtige Kaisergeschlecht der Hohenstaufen ist emporgeblüht zu unbeschränkter Gewalt, mit welcher es die Berechtigung des Staates gegen die päpstliche Macht rittermuthig erkämpft, aber noch in diesem Kampfe untergeht, den erst Spätere zum völligen Siege durchsetzen können. Die heilige Gluth der Kreuzzüge brennt durch die deutschen Herzen und stürzt Millionen in das heilige Land, um der Christen heiligen Boden aus den Händen der Ungläubigen zu reißen. Der erste Hohenstaufische Kaiser, Konrad III (1137 – 1152), ward im Widerspruch mit den Herzögen von Bayern gewählt. Diese traten gegen ihn kriegerisch auf; es kam am 21. Dezember 1140 zu der berühmten Schlacht bei Weinsberg, die mit Niederlage des Herzogs von Bayern (Welf's) endete. Vor der Schlacht rief seine Partei: „Hie Welf!" Konrad's Krieger antworteten: „Hie Waiblingen!" Diese Parolen, die jetzt nur zwei feindliche deutsche Geschlechter bezeichneten, erschollen von nun an Jahrhunderte lang durch Deutschland und Italien, bekamen viele Bedeutungen und Beziehungen und dienten den verschiedensten Parteien zu Vereinigungs- und Trennungspunkten; seine Grundbedeutung ward aber die Bezeichnung des Kampfes der weltlichen, kaiserlichen (Waiblingen, Gibellinen) und der geistlichen, päpstlichen Macht (Welfen); ein Kampf, der unter den Hohenstaufen seine größte Höhe erreichte und von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt ward, bis nach Jahrhunderten endlich des Papstes Geisterherrschaft erlag und man fand, daß der höchste Richter eines Jeden eigenes Gewissen sey. — Nach der Schlacht bei Weinsberg geschah etwas, wie nie wieder Aehnliches sich zugetragen. Weinsberg mußte sich, als Welfisch, Konrad ergeben. Die Weiber der Stadt baten ihn nur um Erlaubniß, das Kostbarste, was sie hätten, auf den Schultern mitnehmen zu dürfen. Konrad sagte aus Ritterlichkeit: Ja. Wie erstaunte aber der Kaiser mit seinen Mannen, da die Weiber als das Kostbarste auf ihren Schultern ihre — Männer zum Thore hinaustrugen!

Das Kostbarste, ihre Männer? Das kam ihnen schnakisch vor, und auch jetzt würden viele Weiber in ähnlichen Fällen ganz andere Kostbarkeiten aufhucken. Aber freilich, die Frauen von 1140 waren stärker an Schultern, Taille (und in der Mehrheit wohl auch an Liebe) als die von 1840. Wir haben deshalb ein Bild dazu gegeben, daß sich unsere Schönen ein Exempel dran nehmen und ihre Männer als das Kostbarste

mögen schätzen lernen. Die Männer müssen freilich auch das Ihre thun, sonst betrachten Frauen ihre Männer allerdings als Last, eben nicht als Kostbarkeit. Das beiläufig. Werden die Frauen ein Jubiläum der Weibertreue feiern? — Das Mittelalter zeigte jetzt seine höchste Blüthe — Ritter, Turniere, großartige Kämpfe, Klöster, Mönche, Nonnen, Spielleute Sänger — Alles blühte und strebte und mühte sich ab. Wir lassen hier zwei solcher mittelalterlicher Gestalten, ritterliche Troubadoure, erscheinen, das Andere mag man sich hinzudenken.



Zu den weltlichen Rittern kamen durch die Kreuzzüge noch die geistlichen Ritterorden, die Johanniter und Templer, und 1140 entstand auch der deutsche Ritterorden. Deutsche Pilger gründeten 1140 das Marien-Hospital in Jerusalem, zur Pflege

der Kranken und Verwundeten. Aus diesen deutschen Pilgern erhob sich der deutsche Ritterorden, der bald zu ungeheurer Macht kam. Die Ordensmänner trugen weiße Mäntel mit schwarzen Kreuzen. Sie sind für uns besonders merkwürdig, da sie an den Ufern der Weichsel und Nogat bald den preußischen Ordensstaat gründeten und Preußen kultivirten, daß es hernach des Brandenburgischen Staates besten Bestandtheil ausmachte. — Von dem Schwarz und Weiß der Ordensritter stammt die preußische Nationalfarbe. Das Brandenburgische Markgrafenthum gründete 1140 Albrecht der Bär, welcher den letzten Wendenfürsten, Jakzo, und mit ihm den letzten Rest heidnischer Selbstständigkeit besiegte. Berlin war noch ein sumpfiges, wendisches Fischerdörfchen, zu dem nach Besiegung Jakzo's Köln kam, von welchem Dorfe noch jetzt ein Stadttheil Berlins Köln heißt.

1240.

Jetzt sieht es schon ganz anders aus. Gegen den Papst treten die Hohenstaufen mit Erfolg auf. Friedrich II, der Glorreichste und Weiseste unter ihnen, zieht 1240 gegen den Papst, der ihn abgesetzt hatte, nimmt dessen Prälaten gefangen und sucht auf alle Weise die Oberhand über die geistliche Gewalt zu erlangen. Doch war der Staat noch nicht reif genug dazu, und nur als Bildung, Selbstdenken, Vernunft, reineres Auffassen der christlichen Religion die angemaßte und unchristliche Herrschaft der Hierarchie über den Geist mehr zum Bewußtseyn brachten, als, mit einem Worte, die vielen Ketzersekten entstanden, welche sich, obwohl oft in starken Irrthümern, von der Herrschaft des Papstes und der Geistlichen lossagten, ergab sich immer mehr Freiheit, Selbstbewegung und Aufklärung. Die Klöster, deren man Tausende und aber Tausende hatte, waren größtentheils verwildert und voller unchristlicher Müßiggänger. Gegen die Ketzersekten, gegen das Auftauchen besserer Einsicht und größerer Freiheit, erfand man ein fürchterliches Mittel, die Inquisition, welche Friedrich II (1240) mit Schutzbriefen versah, und welche als Folter und Henker der Herzen und Gewissen Jahrhunderte hindurch Blut vergoß und Scheiterhaufen brennen ließ; aber das Bessere, Sichere, die Wahrheit, konnte sie nicht verbrennen und schlachten. Die Geistlichkeit sieht fast überall, statt gen Himmel und in die Bibel, in Fleischtöpfe, Geldsäcke und fette Ländereien. In die Wiege Preußens, in das Brandenburgische Markgrafenthum, wo Otto III und Johann I gemeinschaftlich regierten, fallen zwei Erzbischöfe (von Magdeburg und Halberstadt) ein, um noch mehr Land und Reichthum zu erwerben; aber die beiden Markgrafen besiegten die beiden weltsüchtigen Geistlichen 1240 bei Mittelwalde, wobei ihnen die Brandenburgischen Bauern mit Flegeln, Mistgabeln und andern Cavalierwaffen tüchtig zuschlagen halfen. 1240 unternimmt auch Theobald von

Champagne noch einen Kreuzzug, der aber, wie die spätern, ohne Erfolg ist. Die kreuzfahrenden Christen hatten Christi Gegenwart im gelobten Lande genießen wollen, aber am heiligen Grabe war ihnen die Antwort geworden: Er ist auferstanden, nicht hier, sondern geistig mitten unter euch! Diese Lehre, und Bildung aller Art brachten sie mit aus dem Morgenlande. Die Kreuzzüge und diese Einsicht hatten viele Millionen Menschen gekostet. Die Wahrheit ist nicht wohlfeil! Das Jahr 1240 ist auch das Geburtsjahr der freien Schweiz, indem Friedrich II die Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden in ihrem freien Hirtenleben bestätigte, woran sich später immer mehr schlossen, die, gegen Unterdrückungsversuche stets siegreich, in ihrer republikanischen Freiheit erstarkten und wuchsen zu den 22 Kantonen, wie sie jetzt sind. — Ueberall Verfall veralteter Geistesrichtungen und Gestaltungsdrang reinerer Wahrheit, die freilich erst durch Irrthum und Schaden klug ward und sich läutern mußte.

1340.

Die Keime des Neuen sind größer, das Alte ist mehr noch zerfallen und schwächer geworden, so daß die Wahrheit in verschiedeneren sogenannten Ketzereien immer gewaltiger hervorbricht und sich gegen die unhaltbaren Einrichtungen des Mittelalters zerstörend richtet. Eine furchtbare Macht tritt auf um 1340, gegen die dicken Mauern der Ritterburgen und düsteren Vorrechte des Adels — das Schießpulver, die äußerliche, irdische Gewalt gegen das Unrecht, in welches das mittelalterliche Leben nach allen Seiten hin versunken war. Just hundert Jahre später kam die geistige Macht gegen dieses Unrecht — die Buchdruckerkunst. Die Bestandtheile des großen, heiligen Römischen Reichs fangen an sich zu lösen und zu gliedern zu selbstständigen, freien Staaten. — Kaiser Ludwig der Bayer (bis 1347) zeigt uns jetzt das völlig Umgekehrte von der Scene zu Canossa; er hält mitten in der Peterskirche zu Rom Gericht über den Papst und verdammt ihn selbst als Ketzer. Der Glaube, der als Zwang festgehalten werden sollte, befreite sich; man lernte denken, und die Wissenschaften blühten auf besonders durch Universitäten, die von jetzt an überall entstehen. Im Ganzen und Großen sehen wir im Verlaufe dieses Jahrhunderts die mannigfaltigsten Stoffe der großen Reformation aller Richtungen des Geistes und Lebens sich hervorkämpfen im Kriege mit den vertrocknenden, starren Instituten des Mittelalters; aber die Wahrheit kostete Ströme von Menschenblut, ehe sie sich aus dem Irrthume hervorrang.

1440.

Durch die schwarzblauen Körnerchen von Berthold Schwarz donnerte der junge Zeitgeist das starre Mittelalter, den Raubrittertrotz hinter dicken Mauern, das Faustrecht, die Freibriefe des Adels, die Sklavenketten der Bürger und Bauern, nieder;

Portrait wir sogleich die durchgängige Familien-Aehnlichkeit der Hohenzollern wiederfinden), der mit „eisernen Zähnen" die Bewältigung dieses Ritterunfugs kräftig fortsetzte. Auch beschnitt er die Macht der Geistlichen, die's mit ihrer Macht nur auf's Geldschneiden absahen, und erwarb sich das Recht, die drei Bischöfe seines Landes selbst zu wählen. Und so sehen wir 1440 den ersten welthistorischen Wendepunkt in Preußens Entwickelung, wie es sich später bis heut jedesmal im Jahre 40 wiederholt hat. —

Der deutsche Orden in den preußischen Provinzen war in sich zerfallen. Der Preußische Bund trat 1440 zu Marienwerder gegen ihn zusammen und bestand aus fast sämmtlichen Städten. Das Ordensland verfiel immer mehr, bis es als weltliches Besitzthum der Hohenzollern (seit 1512) auf's Neue aufblühte und jetzt den schönsten Bestandtheil Preußens ausmacht. Neben die Buchdruckerkunst stellte sich seit 1440 die Erweiterung des Postwesens als eine Macht, welche die neuen Säfte der Zeit in lebendigen Umlauf setzte, die Menschen in raschere und öftere Verbindung brachte und so tüchtig beitrug, körperlichen und geistigen Verkehr zu fördern und die Schranken kleinlicher örtlicher Engherzigkeit niederzureißen.

1540.

Wenn die warmen Küsse des Frühlings den Schnee geschmolzen, die schlafenden Knospen aus den Bäumen gelockt und die ersten grünen Halme, Schneeglöckchen und Veilchen aus der Erde gerufen haben, so ahnen und wittern wir den wonnesprudelnden Reichthum und Segen des Lenzes, wir fühlen ihn in und um uns, aber wir sehen ihn noch nicht; kommen wir aber einige Wochen später plötzlich in Wald und Flur hinaus, so fassen die Augen, obgleich sie mit jedem Blicke Millionen Strahlen einsaugen und von Tausenden von Halmen, Blättern und Blüthen Abdrücke in den bewußten und genießenden Geist senden, nie und nimmer die in unendlicher Schöpferkraft über die ganze Natur ausgegossene Segensfülle der verjüngten Natur. So geht's uns mit der Weltgeschichte, wenn wir aus dem funfzehnten Jahrhundert plötzlich in das sechszehnte treten. Vorher fühlten wir es pulsiren und in den Tiefen arbeiten und schaffen, und nur einzelne Propheten sprangen hervor an das Tageslicht, die neue Auferstehung des Heilandes zu verkünden; aber jetzt, welch ein wogendes Blüthenmeer, welch ein lebensgrüner, vollsaftiger, kraftsprudelnder Boden, auf dem die Lichtgestalten einer neuen Zeit in rüstiger Arbeit jäten, pflügen und säen! — Die frühern, götterdämmernden Jahrhunderte erleuchtete die Gluth der Scheiterhaufen, und das Blut der Boten der Reformation färbte die Erde; aber über ein ganzes Jahrhundert noch mußten Schwerdter

und Lanzen und Kugelregen durch die Lüfte blitzen und donnern und zischen und den Boden mit Millionen von Leichnamen besäen, mußten Tausende von Dörfern und Städten in Flammen aufgehen und in Asche zusammenstürzen, ehe auf diesen Trümmern und Deutschlands Heldenleichen die Lichtgestalt des gereinigten Christenthums unangefochten stehen und seine kampfbewährte Gotteskraft entfalten konnte. Jeder Fußtritt auf Deutschlands Boden ist heilig. Ueberall die versunkene Herrlichkeit blühender Dörfer und Städte, überall Narben und Ehrenwunden der Weltgeschichte, der Entwickelung des Christenthums. Aber jetzt auf eingeäscherten Wohnstätten, aus dem Blute und den Gebeinen der Helden früherer Tage fruchtschwangere Meere goldener Halme, freundliche Dörfer mit traulichem Bau- und Buschwerk und gastlich winkenden Kirchspitzen, stolze Städte in blühender Lebensfülle, in ihnen ein tiefbewegtes Geistesleben in Religion, Kunst, Wissenschaft, Industrie, Handel; ein einiger Staaten- und Landfriede, ein einiger Friede des Wissens, eine geliebte, allseitig erkannte Erde, ein allen Sterblichen freundlich geöffneter Himmel; Alles offen, Alles frei, Alles Allen zugänglich! — Der Geist, der da zerstörte und tödtete, hat Alles herrlicher, freier, schöner, wohnlicher wieder aufgebaut und belebt. Entdeckungen, Erfindungen, Verbesserungen öffnen nach allen Seiten hin die menschlichen Köpfe zu unermeßlicher Wirksamkeit und Befreiung von alten Schranken. Luther giebt den Christen zum ersten Male wieder die verdeutschte, Allen verständliche Bibel in die Hände, neue Welten auf der Erde werden entdeckt und Kopernikus sprach zum erste Male die Wahrheit aus, daß die Erde rund sey, sich bewege und wie alle Sterne des Himmels um Sonnen und Fixsterne herumfliege. Sein Werk darüber erschien 1540 und brachte die ganze Menschheit in Erstaunen; es kam nun Licht, Bewegung, Schwung in Himmel und Erde, die durch das Mittelalter starr und stumm still gestanden hatten für die Unwissenheit. Man ehrt ihn deshalb auch in seinem Geburtsorte Thorn und setzt ihm ein Denkmal. Gegen die Gewalt des neuen Geistes und Glaubens trat aber auch 1540 die fürchterlichste Macht auf: Papst Paul III bestätigte die Gesellschaft Loyola's, den Jesuitenorden, der Tausende mordete und immer wieder Anstalten macht, Freiheit und Gottes Wort von der Erde zu vertilgen. Die von Luther ausgegangene Kirchenreformation flog auf den Fittigen der Buchdruckerpressen in alle Welt, und Preußen zeigt wieder einen welthistorischen Wendepunkt. Joachim II, dessen Portrait hier folgt, ging mit seinem Volke, das größtentheils schon protestantisch war, zu Ende des Jahres 1539 zu Luthers Lehre über und reformirte 1540 und so fort den ganzen Staat zu einem Werkzeuge und zu einer Schutzmacht des Protestantismus. Preußen hat das Jubiläum der Einführung der Kirchenreformation



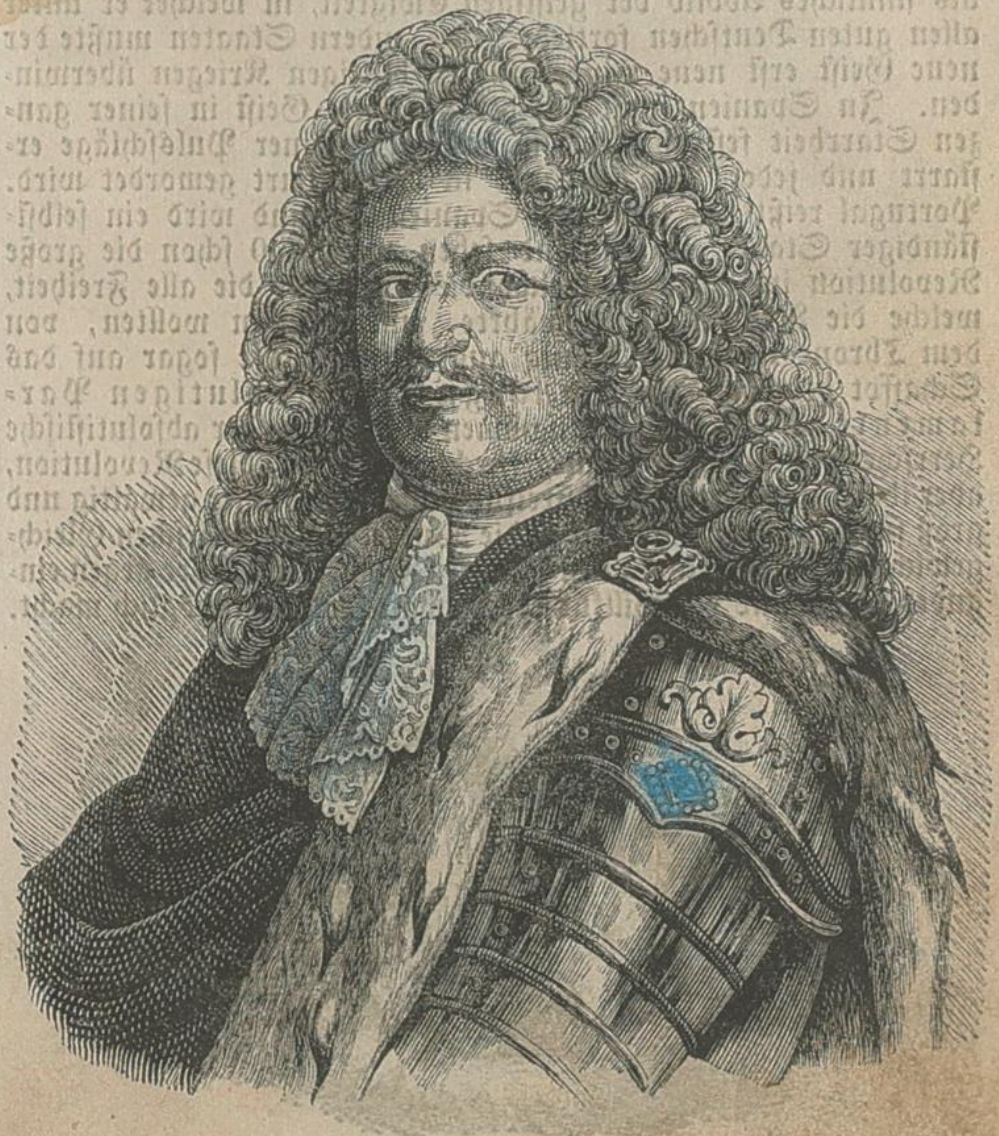
gefeiert; aber es hatte noch mehr Veranlassung zu Jubiläen. Joachim II erließ 1540 eine Reformation des Kammergerichts, gab für den Geist des Protestantismus eine neue Kirchenordnung und rief den ersten Buchdrucker Hans Weiß nach Berlin.

Für weitere Kreise reformirten die Kaiser Maximilian I (1493—1519) und sein mächtiger Sohn Karl V (1519—1556), deren Kriege und Arbeiten, zum Theil wider ihren Willen, zum Siege der neuen Zeit ausschlagen. Krieg, Krieg donnert Jahrhunderte lang durch Europa, das Schwerdt, das Christus in die Welt gebracht, wird tausendfach gezückt und geschwungen, ehe es ruhet im Frieden, den Christus zugleich brachte. Wie trostlos sieht es aus nach einem Jahrhundert,

1640!

Deutschland lag durch den dreißigjährigen Krieg niedergeschmettert da, verhungert, zerfetzt, nur in Haut und Knochen

hängend; aber durch diesen Krieg verschaffte sich der Geist der neuen Zeit den wirklichen Sieg über die alte. Nun schüttete die junge, neue Zeit die höhere Offenbarung des Christenthums in Religion, Staat, Wissen u. s. w., all ihren Reichthum und alle Segensfülle aus, davon zeugend, daß, wenn der Geist, die Idee nur siegt, Nichts verloren ist. — Dies bewies besonders der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm, der nach dem Tode des unglücklichsten aller Hohenzollernschen Fürsten, George Wilhelm's, im Dezember 1640 den Thron eines ausgehungerten, von Räubern und Kriegsbanden ausgesogenen und verwilderten Landes bestieg und dies Land nach einer beinahe funfzigjährigen Regierung als das blühendste, kräftigste, glücklichste seinem Nachfolger übergab. Hier stehe er, der ewig große Mann, mit seinem energischen Hohenzollern-Antlitze.



Er bekam 1640 eine ausgehungerte Wüste von 1444 Quadratmeilen und hinterließ 1688 ein blühendes Land auf 2046 Quadratmeilen, und zu dessen Schutze ein treffliches Heer von 28,000 Mann, einen Staatsschatz von 650,000 Thalern, ein gebildetes und unendlicher Bildung fähiges, gesichertes Volk, und das Ganze als erste, kräftige Schutzmacht des Geistes der Reformation, die nun aus der Kirche in Staat, Wissenschaft, Kunst und Leben überging und fortan in rüstiger Entwickelung immer vorwärts schritt und annoch die Menschheit zu immer größerer Vollkommenheit forttreibt auf den ewigen Bahnen des Geistes, die in den Himmel führen und die Erde verschönern. — Wir gehen zu einer größeren Freiheit stark und sicher auf dem von ihm befestigten Staatsboden, und wie er in eiserner Ewigkeit da hält auf seinem Rosse zu Berlin auf der Kurfürsten-Brücke (lange Brücke), erscheint dieses kolossale Denkmal nur als sinnliches Abbild der geistigen Ewigkeit, in welcher er unter allen guten Deutschen fortlebt. In andern Staaten mußte der neue Geist erst neue Hindernisse in blutigen Kriegen überwinden. In Spanien sucht sich der veraltete Geist in seiner ganzen Starrheit festzuhalten, so daß jeder seiner Pulsschläge erstarrt und jeder freie Gedanke in der Geburt gemordet wird. Portugal reißt sich 1640 von Spanien los und wird ein selbstständiger Staat; in England sehen wir 1640 schon die große Revolution im Anzuge, welche die Stuarts, die alle Freiheit, welche die Reformation gewährte, unterdrücken wollten, von dem Throne und einen König aus diesem Hause sogar auf das Schaffot brachte. An dem langwierigen, blutigen Parlamente, welches 1640 beisammen war, brach der absolutistische Herrschertrotz Karl's I. Blutig, fürchterlich verlief diese Revolution, aber ihr Segen war nach Abstreifung aller Irrthümer gewaltig und groß für ganz Europa. Sie ist die Wurzel des europäischen Gleichgewichtsystems, welches allen Staaten Freiheit und Ehre gegen einander sichert und die Willkür der Gewalt fortan unmöglich macht.





Er ist der Repräsentant der segensreichen Friedensjahre, nachdem wir mit ihm einen glorreichen Krieg für unsere geschändete Freiheit geführt hatten; er ist der Held des Friedens, der Gerechtigkeit und Milde. Als solchen ehrt und liebt ihn nicht bloß sein Preußen, sondern ganz Europa, wie wir von allen Ecken und Enden nach seinem Tode herzliche Beweise davon bekamen. Nach dem glänzenden Freudenfeste, das wir dem großen Friedrich widmeten, folgte bald die allgemeine Landestrauer. In vielen Städten ist der Tag gefeiert worden, an welchem einst der große Friedrich den Thron bestieg, nirgends glänzender und feierlicher als in Berlin. Am Vormittage des

---

zu benutzen. Sie sind das Neue, das ich in der Anzeige für diesen Jahrgang unsres Büchleins versprach, und geben die Aussicht, daß man künftig alle ähnlichen Abbildungen zu Werken über Münzen u. s. w. gleich mitten im Text haben und sie auf der Buchdrucker-Presse drucken kann. Etz.

1. Juni, welch ein jauchzendes, donnerndes Schauspiel auf dem schönsten Platze der Welt, der sich in Berlin um das Opernhaus ausbreitet! Auf diesem Platze, umkränzt von dem Akademie- und Universitäts-Gebäude, grünen Bäumen, vor denen lorbeergekrönt Scharnhorst und Bülow schweigend in Marmor stehen, dem Zeughause, Museum, Dome, dem alten Schlosse des Königsgeschlechts, dem Königlichen Palais, dem Opernhause und dem Palais des Prinzen von Preußen, wo dazwischen auch der alte preußische „Vorwärts" lorbeerumwunden steht, den grünköpfigen, prächtigen Lindenreihen, durch deren Lichtung die Siegesgöttin vom Brandenburger Thore hereinschaut, inmitten dieser steinernen, künstlichen Blumen, deren Wurzeln einst der große Kurfürst und er, der Held des Tages, legten, fließen aus allen Straßen der kolossalen Residenz bunte, dichte Volkswogen zusammen. Die Gewerke mit festlichen Fahnen, die Blüthe des preußischen Heeres, alle Staatsbeamten in der Mitte der Volksmassen, rauschende Musik, Kanonendonner, Jubel; — der Grundstein zu Friedrich des Großen Denkmal wird von seinem Urenkel gelegt und geweiht und Friedrich Wilhelm III schaut zum letzten Male mit sterbendem Auge auf die Blüthe seines Volkes. Nach einigen Tagen, am 7. Juni, am ersten Pfingstfeiertage, war derselbe Platz mit Menschen gefüllt; Alles aber blieb still und düster, denn den Nachmittag hatte er sein Auge zum letzten Schlummer geschlossen. — Alle Regimenter marschirten stumm

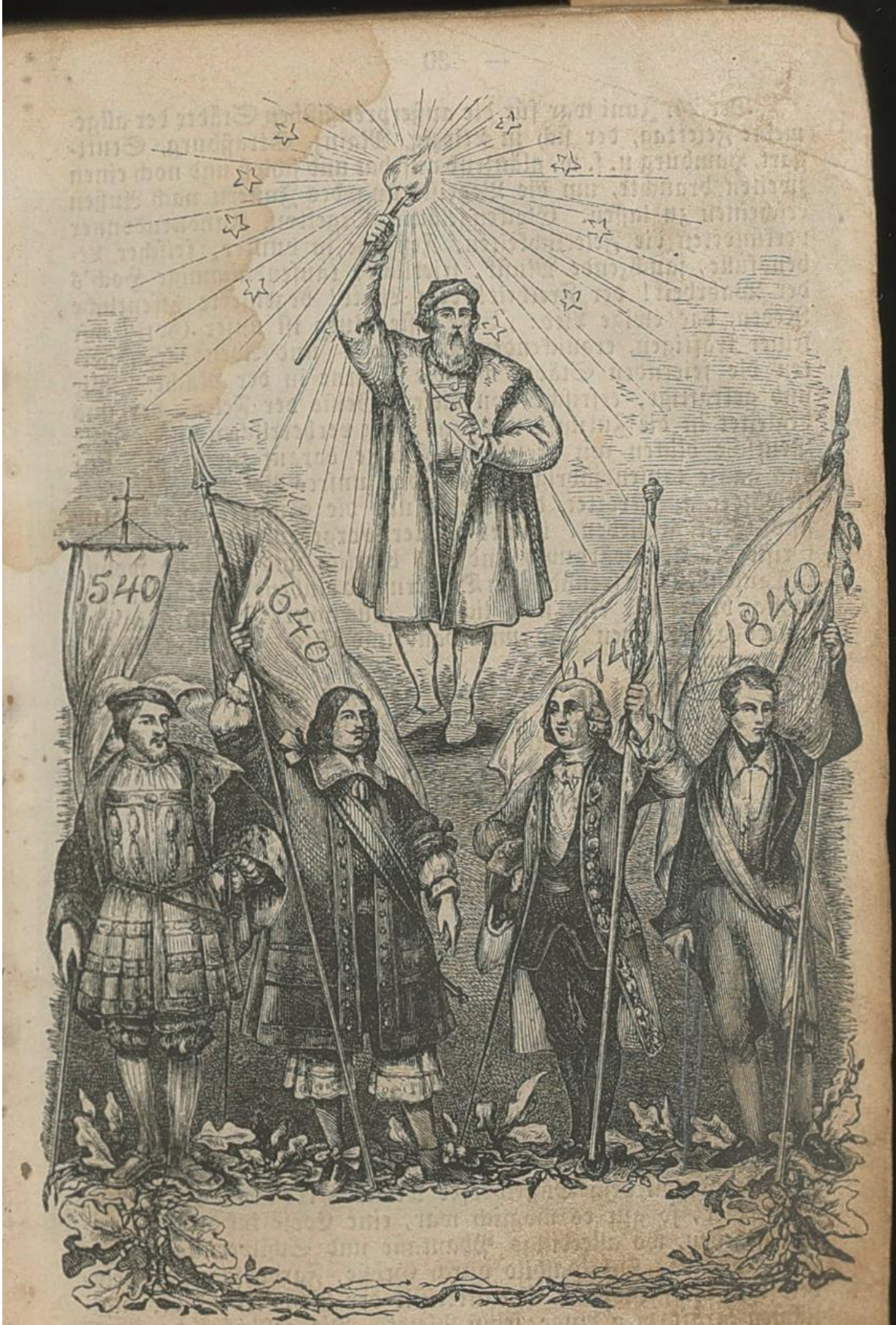


auf, holten ihre Fahnen, schwuren Friedrich Wilhelm IV den Eid und ihr dreimaliges Hoch! scholl nun weithin durch die Stra-

ßen und vermischte sich mit dem Geläute aller Glocken. Das Jahr 40 erwies sich nun schon zum fünften Male als verhängnißvoll in Preußens Königsgeschlechte und als Wendepunkt zu höherer Entwickelung für unsere Geschichte. Wir blicken trauernd auf das Grab des allgeliebten Seligen und mit Vertrauen und Hoffnung auf Friedrich Wilhelm IV, der den Preußen zugleich wieder eine Königin auf den Thron führte.



Ueber vierzehn Millionen treue, liebende, gebildete und bildungsfähige Unterthanen leben und streben und arbeiten, blühend und geehrt von allen Nationen, und blicken auf sie, die durch Herzlichkeit, Milde, Weisheit und gesunde Frömmigkeit mit Recht die treueste Liebe von Nah und Fern genießen und herrlich begabt sind, ein großes, glückliches Volk auf der Bahn wahrhaften Wohl's weiter zu führen. — Zu diesen Freuden- und Trauerfesten gesellte sich in ganz Deutschland ein glänzendes, großes Triumphfest — die vierte Jahrhundertfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst, des Feuerschlunds der Ideen, der Bildung, Wissenschaft, Freiheit, des riesenhaften Werkzeugs, welches das nach allen Seiten hin sich aufschließende Wort Gottes schnell und unaufhaltsam in die Adern und Herzen aller Menschen bringt und ihnen allen Reichthum und alle Fülle christlicher Wissenschaft, Kunst, Bildung, Freiheit und Beseligung unverkümmert öffnet. Ein großes, heiliges Fest der Idee, der allseitigen Verwirklichung der Verheißungen, welche im Christenthume liegen und ausgehen von dem unscheinbaren Dinge, das Presse genannt wird. Wir geben hiezu umstehend den Gutenbergs-Platz in Mainz und ein Erinnerungsblättchen aus dem Jahr 1840 auf den nächsten Seiten.


1540
1640
1740
1840

Der 24. Juni war für die außerpreußischen Städte der allgemeine Feiertag, der sich in Leipzig, Mainz, Straßburg, Stuttgart, Hamburg u. s. w. glänzend aufthat und schloß und noch einen zweiten brauchte, um die Begeisterung des Innern nach Außen erscheinen zu lassen. Glockengeläute, Orgelton, Kanonendonner verkündeten die Feierlichkeiten, Festzüge in bunter, frischer Lebensfülle, jauchzende Musik, feierliche, tausendstimmige Hoch's der Wahrheit! der Freiheit! dem Lichte! begeisterte öffentliche Reden, das ewige Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" mit seiner kräftigen, erquickenden Melodie — und Abends flimmerten die feiernden Städte wie die Sterne in der Nacht. Wir sind gekräftigt, erfrischt von diesem Geiste der Feier, der uns begleitet in die Zukunft und uns diese verherrlichen hilft. Wir Deutsche blicken mit freudigem Stolze darauf zurück und auf das ganze tausendjährige Heldenleben unsres Volks, welches die Urwälder ausgerottet, den Nebel und die Sümpfe aus Natur und Geist getrieben, immer weiter vorgedrungen ist in dem Geiste des Christenthums und jetzt herrlich und blühend wohnt in Tausenden von freundlichen Dörfern und blühenden Städten und in sich bürgt für eine noch lichtere, glücklichere Zukunft, in der unsere Enkel leben und mit Dank und Stolz auf uns zurückschauen werden.

Du großes Volk in tausendjähr'ger Blüthe,
Blüh' stolzer auf in deiner Heldenmacht!
Wie auch der Haß in deinem Fleische wüthe,
Du mußt dich lieben; — nur die düstre Nacht
Der Dunkelmänner haßt ein deutsch Gemüthe,
Weil's Sonne liebt und Wärm' und Farbenpracht,
Darinnen blüht, gedeiht das deutsche Leben
In seinem tiefen, hohen Weiterstreben!

Die Söhne Eduard's.

Im Jahre 1836 standen auf der Kunst-Ausstellung zu Berlin fortwährend dichtgedrängte Massen vor einem großen Oelgemälde. Wo man ging und stand, hörte man mit Begeisterung von diesem Bilde sprechen; Jeder hatte es gesehen, Jeder neue Schönheiten und Genüsse gefunden; es war ein Zugstück, welches die Ausstellung zu einer der besuchtesten und berühmtesten machte. Dies Bild stellte „die Söhne Eduards" dar; es ist von dem Düsseldorfer Maler Hildebrandt. Wir haben hier, so gut es möglich war, eine Copie im Kleinen davon gegeben, wo allerdings Phantasie und Schilderung ersetzen muß, was das Originalbild durch Größe, Farbenschmelz, Feinheit und die geistvollste Charakteristik der Gesichter in der sinnlichsten Kraft dem Auge selbst bietet. Die geschichtliche That-



sache, wovon der Maler den Stoff nahm, gehört der englischen Geschichte an, dem letzten Wendepunkte des blutigen Bürgerkrieges der rothen und weißen Rose (1455 bis 1485). König Eduard III starb 1377, hinterließ mehrere Kinder, unter denen besonders Johann von Lancaster und Edmund von York deshalb merkwürdig sind, weil deren Nachkommen eben den blutigen Krieg um den Besitz des Thrones länger als dreißig Jahre führten, bis mit Heinrich VII das Haus Tudor den Thron bestieg. Sein furchtbarster Feind war der unter dem Namen Richard III als der scheußlichste Mensch auf dem Throne berüchtigte und von Shakspeare in seiner ganzen körperlichen und moralischen Scheußlichkeit gezeichnete Herzog von Gloucester. Um sich den Thron zu verschaffen und alle Ansprüche Anderer zu beseitigen, düngte er den Weg dahin mit dem Blute seiner Verwandten. So mußten auch die beiden Söhne Eduard's IV, ein dreizehn- und ein neunjähriger Knabe, ermordet werden. Es waren Richard's Neffen. Nachdem er sie in seine Gewalt bekommen und in den Tower gesperrt hatte, wußte er Mörder zu dingen. Viele weigerten sich solcher frevelvollen That, bis er endlich Jacob Tyrrel dafür gewann. Dieser ward deshalb zum Befehlshaber über den Tower ernannt, um mit Hülfe zweier Verbrecher die That ausführen zu können. Er führte sie um Mitternacht vor die Thür des Zimmers, wo die unschuldigen Königskinder Arm in Arm harmlos und wie quellende Knospen schliefen. Die verworfensten Verbrecher treten ein, ziehen den Vorhang zurück — sehen sie schlummern in der heiligsten Unschuld mit blühenden Wangen, die der Schlaf noch höher röthete. Dieser Anblick erschüttert selbst die sündvollsten Herzen. Sie wollen die unschuldigen Kinderknospen durch Kissen ersticken; der Eine faßt schon krampfhaft hinein, aber er zagt und zaudert noch, während des Andern hartes Herz der Anblick schon ganz erweicht hat, so daß er müßig und mitleidig auf die schlafende Unschuld hinschielt. Aber mit Entsetzen sehen wir, wie bei dem Vorderen der schwache Funke des Mitleids erlischt, wie er sich krampfhaft zwingt, den verheißenen Sündenlohn zu verdienen; auf die über die Schlafenden geworfenen weichen Pfühle preßt sich endlich die eiserne Mörderhand, welche die Luft so lange verschließt, bis die Kinder auf die qualvollste Weise erstickt sind. Wie tief ergreifend wirkt das Bild! Hier die harmloseste Unschuld in sicherm Schlafe, daneben die kalte Härte der Verbrecher, die selbst einen Augenblick von diesem Anblick erschüttert werden. Aber der Teufel in ihnen siegt, die ungeheure That geschieht. Richard III dachte nun König zu seyn; — doch lesen wir Shakspeare's „Richard III", wie gräßlich quält ihn sein eigenes Gewissen, wie furchtbar schwingt die Vergeltung ihre Geißeln über ihn, wie jämmerlich stürzt er vom Throne! Ueberall, in der Völkergeschichte wie in dem Leben jedes

Einzelnen, rächen sich Frevel und Verbrechen mit unabweichlicher Nothwendigkeit. Besäße der Verbrecher auch Millionen und stolze Königsthrone, sie vermögen nicht den geringsten Tropfen Balsam für die stechenden Qualen des Gewissens zu erkaufen, und eine Minute schwerer Sünde belegt der innere Richter mit einem ganzen Leben der nagendsten Martern.

Die einheimisch wildwachsenden
Giftpflanzen,
die unsrer Gesundheit höchst gefährlich sind.

Die Gesundheit ist des Menschen höchstes Gut, und deren Erhaltung seine heiligste Pflicht. Sie wird aber am meisten von denjenigen vernachlässigt, die keine rechte Kenntniß von Dingen haben, welche unserer Gesundheit am gefährlichsten sind. Hierher gehören zunächst die obengenannten Giftpflanzen. Diese werden nicht selten wegen ihrer Aehnlichkeit mit unsern einheimischen Küchenkräutern und andern wildwachsenden Gewächsen verwechselt, und dadurch Unglücksfälle herbeigeführt. Zu den Giftpflanzen zählen wir diejenigen, deren Bestandtheile schon in geringer Menge, entweder mit der Oberhaut des menschlichen Körpers, oder mit Wunden desselben in Berührung gebracht, schädliche Einflüsse äußern, oder deren Genuß Krankheit und den Tod nach sich zieht. Hiernach werden nun diese Pflanzen in scharfe, betäubende und in laxirende oder drastische eingetheilt. — Damit nun Jedermann, dem es um die Erhaltung seiner Gesundheit und seines Lebens zu thun ist, die gefährlichsten einheimischen Giftpflanzen genau kennen lerne, wollen wir ihm dieselben hier näher beschreiben und die Kennzeichen derselben angeben, wobei er sich aber genau zu wiederholten Malen die Abbildungen derselben ansehen muß. Ohne solche Abbildungen helfen uns die Beschreibungen dieser Giftpflanzen zu gar Nichts. — Die gefährlichsten einheimisch wildwachsenden Giftpflanzen sind nun folgende:

I. Das Bilsenkraut, welches auch die schwarze oder tolle Bilse, Tollkraut, Schlaftrunk, Rimwurzel, Zigeunerkraut, Zigeunerkorn, Hühnergift, oder Tod, Teufelsauge, Prophetenkraut genannt wird. Dieses Bilsenkraut ist nun leicht zu erkennen. Es verräth sich schon durch sein düsteres Ansehen und durch den widerlich tabakähnlichen, betäubenden Geruch, durch einen bittern, scharfen Geschmack als eine solche Pflanze, wozu man eben keine Veranlassung findet, sie lange in Händen zu haben und sie oft anzuriechen. Die Wurzeln und die Samen sind giftiger, als die Blätter. Diese Pflanze, ein einjähriges Gewächs, wächst in



ganz Europa wild auf Schutthaufen, auf wüsten Stellen, Kirchhöfen und Aeckern, an Mauern, Zäunen, Hecken und Wegen. Das Bilsenkraut blüht im Juli und August. Die Größe der Pflanze richtet sich sehr nach der Güte des Bodens. In der Regel wird sie ein bis zwei Fuß hoch. Die Wurzel ist runzlicht, spindelförmig, fasrig, äußerlich braun, im Innern weiß und ungefähr einen halben Zoll dick; der Stengel steht aufrecht, ist stielrund, fest, haarig, schmutzig, gelbgrün, an den meisten Theilen seines Umfanges mit Blättern bedeckt; die Aeste gleichen fast durchgängig dem Hauptstengel; die Blätter sind länglich, unten breit, an der Spitze abgerundet, an den Rändern ausgebogen und sehr weich anzufühlen. Die weißlich weichen Haare bedecken sie so, wie den Stengel, besonders dicht in der Nähe der Mittelrippe. Die Größe der Blätter nimmt

von oben nach unten zu. Die Blumen sind kurz gestielt, die obern aufrecht, alle übrigen aber abwärts hängend. Der Kelch ist fünfzähnig, walzig, lederartig, äußerlich schmutzig gelbgrün; die Krone hat gelbe, dunkel-purpurrothe Adern, trichterförmig, doppelt so lang wie der Kelch; die Frucht zeigt sich nach dem Abfallen der Blüthe an der Stelle des Blumenkelchs, und bildet sich erst zu einer grünen, dann zur bräunlichen Samenkapsel von der Größe einer Haselnuß aus. Diese Kapsel ist eiförmig. Jede Samenkapsel enthält Hunderte von kleinen, schwarzbraunen, ovalen, etwas zusammengedrückten Samenkörnern, welche sich in zwei Kammern lagern, die durch eine senkrechte Scheidewand der Kapsel gebildet werden. Der Genuß dieser Pflanze verursacht Hitze und Trockenheit in der Kehle, Neigung zum Brechen, Schwere im Kopfe, Schläfrigkeit, Angst, Sprachlosigkeit, Erweiterung des Augensterns, Funken und Dunkelheit vor den Augen, starren Blick, Zittern und Lähmung der Glieder, und zuletzt, wenn man viel von dem schwarzen Samen genossen hat, endet gewöhnlich der Tod diese Qualen. Aber ordentlich angewendet ist der Bilsenkraut-Extrakt und das daraus bereitete Pflaster eine herrliche Arzenei, welche Schmerzen stillt, Krämpfe lindert und Schlaf macht. In Rußland thun sich die Leute aus Schabernack manchmal eine solche Pflanze in die Badestuben oder auf die Oefen, wovon dann die Menschen, die sich in solchen Zimmern aufhalten, wie toll werden. Dieser Zustand ist vorübergehend, immer aber bleibt's ein schlechter Spaß.

II. Der Stechapfel, auch Teufelsapfel, Stachelnuß, Tollkraut genannt, ist eine einjährige Pflanze und in allen Theilen weit giftiger, als das Bilsenkraut. Er stammt aus Indien her und soll durch die Zigeuner nach Europa gekommen seyn. Jetzt wächst diese Pflanze wild auch in ganz Deutschland an Wegen, Zäunen, Hecken, auf Kirchhöfen, wüsten Plätzen und Schutthaufen. In Dörfern, wo die Garten- und Obst-Kultur noch im Argen liegt, findet man damit ganze Strecken bewachsen. — Sie blüht von Juni bis Mitte August's. Die Wurzel ist senkrecht, spindelförmig (d. h. rübenartig nach unten und oben verdünnt), äußerlich bräunlich, innen weiß, oben einen halben Zoll dick. — Der Stengel ist rund, kahl, hellgrün, aufrecht, zweigablig und ein bis drei Fuß hoch. — Die Blätter sind eirund, zugespitzt, kahl, mit einer klebrichten Feuchtigkeit überzogen. An dem Stiel-Ende sind die größeren Blätter ausgebogen, und an dem entgegengesetzten Ende laufen sie in eine etwas gebogene Spitze aus. Die Blumen stehen aufrecht in den Winkeln der gabelförmigen Theilungen der Aeste einzeln da, jede auf einem besondern hellgrünen, runden und etwas steifen Stiele, der in den Blumenkelch oder in die äußere grüne Decke übergeht. Die Blume selbst hat ein schönes



veilchenblaues Ansehen und ist etwa einen Zoll lang. Der Kelch ist einblättrig, röhrenförmig und bauchig ausgedehnt. Der Länge nach legt er sich in fünf schmale Lappen. Die Krone ist Weiß, in's Gelbliche übergehend, trichterförmig und legt sich ebenfalls der Länge nach in fünf Falten. Die Frucht oder der sogenannte Stechapfel, derjenige Theil der Pflanze, von welchem sie den Namen erhalten, ist eine länglich runde mit Stacheln besetzte Samenkapsel und sieht beinahe so aus, wie eine Roßkastanie. Sie ist etwa 1½ Zoll lang und einen Zoll breit und besteht aus vierfächrigen Kapseln, in denen sich der schwarzbraune, nierenförmige Samen befindet. Dieser ist von der ganzen Pflanze am giftigsten, und wird von Kindern, die mit ihm spielen, verschluckt, von Erwachsenen mit dem Schwarzkümmel verwechselt, und von wandernden Arzneikrämern dafür

verkauft. Es sind viele traurige Vorfälle bekannt, welche durch Vergiftungen mit diesem Samen und auch wohl der Blätter veranlaßt wurden. Nach einer solchen Vergiftung entstehen Trunkenheit, Irrereden, Verlust der Sinne, Schläfrigkeit, Raserei und Wahnsinn, anhaltender oder vorübergehender Verlust des Gedächtnisses, Krämpfe, Lähmung und Steifigkeit der Glieder, kalte Schweiße, außerordentlicher Durst und Zittern, Brennen im Unterleibe, Anschwellen desselben und endlich der Tod.

III. Das Geschlecht der Schierlinge. Hiervon giebt es bei uns drei Arten, die alle sehr giftig sind.

1) Der Wasserschierling, auch wilder oder giftiger Wütherich, Parzen- oder Sterbewurzel genannt. Diese ausdauernde Pflanze wächst in stehenden und fließenden Ge-



wässern, in Sümpfen, Wassergräben, an schlammigen Ufern der Teiche, Seen, Bäche und Flüsse, auf Flößholz. Sie blüht vom Juli bis Ende August. Bei dieser muß man sich genau alle Kennzeichen merken, weil sie im Frühjahr wie Selleriewurzel und im Herbste wie eine Petersilienwurzel aussieht, wie Paslinak riecht und beinahe wie Selleriewurzel schmeckt. Mit dieser letztern wird sie auch sehr häufig verwechselt und von Unwissenden dafür gegessen. Die Wurzel ist groß, jung mehr knollenartig, ringsherum mit laufenden erhabenen Ringen und vertieften Punkten bezeichnet und mit laufenden Wurzelfasern versehen, je älter sie wird, um desto länger pflegt sie sich auszustrecken; innerhalb ist sie hohlfächrig und enthält einen scharfen gelblichen Milchsaft, der beim Zerschneiden derselben an der Luft röthlich wird. Hierdurch unterscheidet sich diese Pflanze von der Selleriewurzel, welche diese Eigenschaften nicht hat. — Der Stengel ist rund, röhrig, in's Röthliche spielend, treibt viele Nebenstengel 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll dick und zwei bis vier Fuß hoch. Die Blätter des Stengels sind doppelt zusammengesetzt und gefiedert, die einzelnen Blättchen lanzettförmig, sägenartig gezähnt, glänzend-dunkelgrün, und die Blattstiele umfassen den Stengel scheidenartig. Die Blumen bilden den Blättern gerade gegenüber eine zusammengesetzte weiße Dolde, wo an den Spitzen der Stengel die Aeste buschweise aufsteigen. Der Kelch ist fünfzähnig, kaum bemerkbar auf dem Fruchtboden. Die Krone ist weiß, aus fünf verkehrt nieren- und herzförmigen Blättern gebildet. Die Frucht ist ohne Hülle, rund, der Same eierförmig, mit fünf stumpfen Rippen versehen, und hat dem Ansehen und Geschmacke nach Aehnlichkeit mit dem Samen der Petersilie. Die Wurzel und der Stengel sind die giftigsten Theile dieser Pflanze. Der Genuß derselben erregt drückende und brennende Magenschmerzen, schreckliche Krämpfe, Wahnsinn, Verlust der Sprache und des Bewußtseyns, Zuckungen und gewöhnlich einen schnellen Tod. Der Saft der Wurzel und des Stengels, wenn er ausfließt, kann selbst das Wasser, worin die Pflanze steht, für Menschen und Vieh vergiften. Dagegen dient der ausgepreßte, eingedickte Saft dieser Pflanze, der von grünlicher Farbe ist, als vorzügliches auflösendes Mittel bei Drüsenverhärtungen, bösartigen, fistulösen Geschwüren, hartnäckigen Ausschlägen u. s. w. zur Heilung.

2) Der gefleckte Schierling. Auch dieser führt verschiedene Namen, als: Tollkörbel, Würgerling, Teufels- und Katzenpeterlein u. s. w. Er wächst in Gärten, an Zäunen, Hecken, Wegen, Gräben, Mauern und an alten Gebäuden, auf wüsten Stellen, Schutthaufen, und blüht im Juli und August. Der gefleckte Schierling ist nicht weniger giftig als der Wasserschierling, unterscheidet sich aber von diesem



doch wesentlich. — Die Wurzel ist hier spindelförmig, senkrecht, unbehaart, hohl-ästig, mit blutrothen Flecken bezeichnet, die aber, wenn die Pflanze auf gutem Boden, z. B. in Gärten wuchert, oft sehr blaß, zuweilen kaum merklich sind. Die Stengel sind stielrund, gefurcht, röhricht, ästig, hohl, unten mit purpurfarbenen Flecken bedeckt, drei bis fünf Fuß hoch. Mit diesen hohlen Stengeln spielen Kinder sehr häufig und machen daraus Pfeifen, welche eben deshalb sehr gefährlich sind, weil die Kinder sie an die Lippen bringen, wodurch sich diese und andere Theile des Mundes entzünden und anschwellen. Die Blätter sind gestielt, dunkelgrün, glänzend, die untern mehrfach, die obern doppelt gefiedert, meistens gegenüberstehend und zum Theil auch herabhängend, und bestehen aus eiförmig zugespitzten tief eingeschnittenen Blättchen; die Blattstiele sind rund, röhricht und umfassen den Stengel scheidenartig. Die Blumen bestehen aus zusammengesetzten Dolden. Diese haben die Form eines Schirmes. Aus den Spitzen der Aeste entspringen gewöhnlich elf bis zwölf Blumenstiele, welche schräg

aufwärtssteigen. Der Kelch ist eine fünfzähnige Blüthendecke. Die Krone ist weiß, fünfblättrig und hat eingebogene, herzförmige Blättchen. Die Frucht theilt sich in zwei braune Samenkörner, welche mit der ebenen Fläche zusammenliegen. Die äußere Fläche dieser Körner ist sehr gewölbt und zeigt fünf stark hervorragende fein gekerbte Rippen. — Im ersten Jahre trägt der gefleckte Schierling nur Blätter. Diese haben, wenn sie nach dem Regen oder beim warmen Wetter zerquetscht oder zerrieben sind, einen der spanischen frischen Fliege nicht unähnlichen, widerlich-betäubenden Geruch, einen süßlichen, scharfen und ekelhaften Geschmack. Als Unterscheidungsmerkmal von der Petersilie und dem Körbel, womit er so oft verwechselt wird, dient der Geruch und der röthlich gefleckte Stengel. Der Genuß dieser Pflanze verursacht heftigen Durst, Leibschmerzen, Speichelfluß, Zittern, trübes Sehen, Schlafsucht, Krämpfe, Lähmung, Wahnsinn, Brennen im Schlunde, Erbrechen, Wuth, Angst, Sinken des Athems, Aufhören des Pulses und endlich den Tod.

3) Der kleine Erdschierling, auch Garten-Gleiße, Gartenschierling, Hunds-, Glanz- und Toll-Peter-



silie, faule Grete genannt. Er wächst an Zäunen auf Aeckern, in Gärten unter dem Gemüse, vorzüglich unter der Petersilie, und blüht im Juni bis August. Diese Pflanze ist zwar weniger giftig als die beiden vorhergehenden, ihre Kenntniß indeß eben so nöthig als die der vorigen, weil sie gerade am häufigsten unter der Gartenpetersilie vorkommt, und mit ihr eine solche Aehnlichkeit hat, daß sie mit derselben sehr oft verwechselt wird, und durch deren Genuß auch schon mancher Unglücksfall herbeigeführt wurde, woraus sich ergiebt, daß sie giftig ist. So hatte sie ein neunjähriger Knabe für Petersilie gegessen, der bald darauf ein heftiges Angstgeschrei ausstieß, über Magenkrampf klagte, und dessen Körper sehr stark aufschwoll; nach achtstündigem Leiden war er todt. Ein anderes vierjähriges Kind, welches mitgegessen hatte, gab zwar das Genossene wieder von sich, wurde aber doch wahnsinnig. — Die Wurzel ist lang, senkrecht, spindelförmig, fingerdick, äußerlich gelblich, innen weiß, ästig. Sie ist sehr giftig, indeß das Kraut noch mehr. Der Stengel steht aufrecht, erzeugt nach allen Seiten hin Aeste, welche sich sperrig ausbreiten. Aeußerlich ist er gestreift, innerhalb hohl, und eben so verhalten sich auch seine Aeste, welche gabelförmig getheilt sind. Unten ist der Stengel röthlich. Diese Farbe verliert sich aber bald in eine hellgrüne, welche mit bläulichem Thau, dem der Pflaume ähnlich, bedeckt wird. Oberhalb sind die Stengel und Aeste hellgrün. Die Blätter sind dunkelgrün, wechselweis stehend, kahl zwei- und dreifach-gefiedert, spitz, gezähnt, den Stengel scheidenartig umfassend; zerrieben riechen sie wie Knoblauch, sonst aber sind sie fast geruchlos. Die Blumen bilden eine Dolde, die Blumenstiele sind gefurcht, glatt, hellgrün und ungleich an Größe. Der Kelch ist eine kaum bemerkbare Blüthendecke. Die Krone ist weiß, fünfblättrig und hat verkehrt-herzförmige, an der Spitze eingebogene Blättchen. Die Frucht ist ohne Hülle; auf ihr stehen die kleinen Griffel. Die einzelnen Schließfrüchte sind auf der gewölbten Seite fünfrippig, auf der flachen hingegen gefurcht. Der Genuß dieser Pflanze verursacht Hitze in der Kehle, Durst, heftige Schmerzen im Magen und in den Gedärmen, Entzündung und Brand dieser Organe, Herzensangst, Bangigkeit, Kopfschmerzen, starkes Erbrechen, Aufschwellen des Unterleibes, Betäubung, Schlafsucht, Wahnsinn, bis die Qual mit dem Tode endet.

Da nun der kleine Erdschierling, der unter dem Namen Hundspetersilie am bekanntesten ist, mit der Gartenpetersilie am häufigsten verwechselt wird, so müssen von beiden die Unterschiedsmerkmale genau kennen gelernt werden. Die Hundspetersilie unterscheidet sich von der Gartenpetersilie durch die schwarzgrüne Farbe, den Glanz ihrer Blätter und durch den unangenehmen Geruch der zerriebenen Blätter. Außerdem aber

wächst die Hundspetersilie schneller in die Höhe, wo sie bald über jene hervorragt, und geht auch weit früher in Samen über, wo man sie dann leicht an den einseitig herabhängenden Hüllchen und gedrängt stehenden Früchten erkennt. — Von den Gegengiften soll künftig eine Mittheilung gemacht werden, wie denn überhaupt auch hinsichtlich der andern Giftpflanzen dieser Aufsatz eine Fortsetzung erhalten wird.

Nachtwächter-Philosophie.

Es ist nicht gar lange her, daß die Nachtwächter während ihres Dienstes allstündlich ihre Sprüchlein sagten, fast aller Orten gleichmäßig oder doch nur mit geringen Veränderungen. Mitunter gab's aber auch bei den Nachtwächtern solche Leute, die einen dichterischen Anflug im Innern hatten und sich zuweilen einen ernsten Spruch mehr, selbst einen Spaß erlaubten. In neuerer Zeit wurde für manche Städte das Ansagen der Stunden mit Sprüchlein ganz abgeschafft; mir nicht zu Dank! Wenn ich einmal auf der Reise in einer kleinen Stadt übernachte, und dort noch Nachtwächter-Sprüche vernehme, freue ich mich jedesmal darüber, und hat mich so ein Spruch aus dem Schlaf geweckt, was schadet's! Man denkt über den Spruch ein wenig nach, der Gedanke wird immer dämmriger und — risch! — ist man wieder eingeschlafen, vorausgesetzt, daß man ein gutes Gewissen hat. Wo dies nicht der Fall, da hat man freilich den schlimmsten Wecker in sich selber, und es fügt sich dann wohl gar, daß dem Manne mit bösem Gewissen dieser oder jener Nachtwächter-Spruch sich centnerschwer auf's Herz legt. Schadet gleichfalls nichts; denn eine solche Mahnung in der Nacht thut zuweilen Wunder, wir haben der Beispiele!

Nun aber weiter! — Zu der Zeit, wo noch überall Nachtwächter-Sprüche sich hören ließen, wollt' ich — es war eben in einer kleinen Stadt — nach Hause gehen, als die Mitternacht schon vorüber war. Bei einem Freunde in ein Gespräch vertieft, hatten wir weder Glockenschlag noch Nachtwächter-Ruf gehört; es waren demnach gewiß glückliche Stunden, die ich mit dem Freunde verlebte, und ich denke daran, mein werther, jetzt im Jenseits zu suchender Freund! — Du magst mich etwas plauderhaft finden, lieber Leser! aber bei Deinen Erinnerungen wird's Dir nicht anders gehen, und wär's doch, wär's immer nicht besser. Wie ich nun aber von dem Freunde weg und fürbaß ging, kam ein tüchtiger, der Erde höchst wohlwollender Regenguß, der sich im Geringsten nicht daran kehrte, daß ich noch unterweges war. Ich sah mich also genöthigt, einen Zufluchtsort zu suchen, eilte in ein kleines Wachthaus, und befand mich in einem — Nachtwächter-Clubb. Man muß mit einem



Unbekannten von seinem Handwerk reden, wenn man ihn gesprächig machen will. — „Ihr Leute liebt doch auch hübsche Weiber und Mädchen", sagte ich, „warum ist es denn noch Keinem von Euch eingefallen, den Weibern die Stunden zu sagen?" — Ein lautes Gelächter war die Antwort. — „Das ist nichts, Ihr werdet doch eine Ursach wissen?" — Hier rückte der Aelteste unter ihnen seine Mütze: „Es ist ja eine alte Geschichte, daß die Weiber sich nichts sagen lassen!" — „Gut, Alter, ich höre schon, Ihr habt Erfahrung. Aber Ihr dort, guter Freund, seyd Ihr auch dieser Meinung?" — „Ich mag mit den Weibern nichts zu schaffen haben. Gewiß hätte ich das Horn noch nicht abgesetzt, so würde schon aus jedem Fenster ein Weiberkopf schauen und rufen: daß der Hecht nicht blau, und die Glocke nicht zehen sey." — „Euer Witz ist belesen, mein Freund, schade, daß Euch Gellert nicht gekannt hat." — Der Dritte nahm unaufgefordert das Wort: „Wer wollte die lieben Weiber aus ihrer Ruhe stören! Laßt sie schlafen, so ist der Mann doch vor einer Gardinen-Predigt oder vor etwas noch Schlimmerem sicher." — „Fürwahr, Ihr Leute genießt eines großen Vorzuges,

daß Ihr vor dieser unerbaulichen Art von Predigten sicher seyd." — Der Vierte hatte bisher nur den Kopf geschüttelt. „Wollen Sie auch meine Meinung wissen?" sagte er jetzt. „Ich glaube, es sey den Herren so viel zu sagen, daß man an die Weiber nicht denken kann; deshalb habe ich mich auf einige kleine Sprüchelchen befleißigt. Wenn ich um zehen Uhr an den Weinkellern und Kaffeehäusern vorüber gehe, und höre, wie die Kannegießer den Staat regieren, während in ihrer Wirthschaft Alles drunter und drüber geht, so stimme ich meinen Spruch an, daß es besser sey, zu Hause die zehen Gebote zu befolgen, als außer dem Hause sich um die ehemaligen zehen Kreise des heiligen römischen Reiches zu bekümmern. Um elf Uhr habe ich schon manchen feinen Herrn ertappt, der in ein Haus schlich, in welches er nicht gehörte; da trete ich denn hin und singe von den elf Jüngern, die ihrem Meister treu blieben, und daß es eben so große Sünde sey, seine Frau, als seinen Meister zu verrathen. — Wenn es Mitternacht ist, stelle ich mich vor das Fenster, wo ein einsames Studir-Lämpchen flimmert, und erinnere den Gelehrten, daß die Nacht zum Schlaf gemacht sey, und daß der liebe Gott die Sonne nicht würde haben untergehen lassen, wenn er nicht gewollt hätte, daß wir auch zu Bett gehen sollten. — Um ein Uhr bin ich den Gaunern und Dieben, die im Finstern herum schleichen, auf den Fersen, und schärfe ihnen in's Gewissen, daß ein Auge wacht, welches durch die finsterste Nacht sieht. — Wenn ich um Zwei durch die Straßen gehe, so schallt mir zuweilen noch Jubel und Gesang entgegen; da trete ich dicht unter das Fenster und singe mit lauter Stimme: daß es zwei Wege zum Glücke gebe, einen guten und einen bösen, und daß diejenigen auf dem falschen Wege sind, die noch um zwei Uhr um den Punschnapf sitzen. — Um drei Uhr ist Alles still und todt, nur ein Paar Spielhäuser sind noch erleuchtet. Wenn ich dann bedenke, daß dort die Ruhe und das Glück mancher Familie auf ewig gemordet wird, so stoße ich noch einmal so laut in's Horn, und singe von den drei Männern im Feuer-Ofen, und von den Bösewichten, die für ihre Missethat in die Hölle fahren werden. — Um vier Uhr führt mich der Weg bei der Thür des trägen Handwerkers vorüber, der den gestrigen Rausch noch verträumt, während die emsige Hausfrau schon die Spindel lustig dreht; ich singe ihm den goldenen Spruch von der Morgenstunde vor, und wandere flugs und fröhlich nach Hause." — „Seyd Ihr verheirathet, guter Freund?" fragte ich den verschmitzten Lobredner des schönen Geschlechts. — „Ja wohl, Herr, und zwar mit einem recht schmucken Weibchen." — „Schon lange?" — „Seit vier Wochen." — „Nun, das hätte ich errathen können." — Ich legte der Gesellschaft einen Thaler hin, um auf die Gesundheit des schmucken Weibchens zu trinken, und ging meines

Weges, denn der Regen hatte nachgelassen. — Der letztere Nachtwächter hatte mir gefallen, besonders sein Mutterwitz, und ich dachte in meinem Sinn: der Mann könnte wohl etwas höher stehen in der Welt, sagte aber gleich: „Ei, er ist voll Zufriedenheit, und wo Einer diese fand, steht er allemal hoch genug!"

Was begab sich aber? — Nach mehreren Jahren, als ich wieder auf einer Reise war, trat ich in einen Gasthof, der Wirth kam mir so bekannt vor und endlich — siehe da! — war's der Nachtwächter von damals. Er hatte eine gute Kundschaft aus der Kreis-Stadt, in welcher er jetzt sich befand; denn er wußte, ohne in niedere Späße zu verfallen, seine Gäste zu ergötzen, und daß er's konnte, wird man nach obigen Aeußerungen seiner Nachtwächter-Philosophie ihm zugestehen. Seinem netten und sehr berührigen Frauchen war ein Erbschaftchen zugefallen, damit war ein Wirthschaftchen angelegt, nach und nach aber eine tüchtige Wirthschaft daraus geworden, in der es überall aussah wie ein Musterbild der Ordnung, bei der zugleich Frohsinn und Zufriedenheit wohnten. Ich ließ mir's nicht nehmen, in Gesellschaft des wackern Ehepaars eine Flasche zu leeren und trank ihm zu mit dem Verslein:

Mit gutem Muth und Mutterwitz
Erringt sich leicht ein warmer Sitz!

Berthold Kuffner und sein Gast.

Der berühmte und reiche Arzt Berthold Kuffner in Freiburg saß im Jahr 1710 eines Abends, nach den Anstrengungen des Tages, in seinem Studirzimmer bei einem Fläschchen Weins, als ihm ein Fremder gemeldet wurde, der ein Empfehlungsschreiben an ihn habe. Er ließ ihn eintreten und ersah aus dem Briefe, den ihm der Fremde brachte, daß es der Sohn eines Verwandten, des Malers Friedrich Herskmeif sey. Er bat ihn, sich zu setzen, was Jener auch that, obwohl etwas beklommen, denn das Zimmer, in welchem ringsum Skelette standen, schien ihm kein angenehmer Ort. Kuffner bemerkte dies und sagte lächelnd: „Ei, Vetter, Ihr seyd auch Maler, wie der Brief besagt, und so müßt Ihr ja, glaub' ich, Eure Studien am Skelett ebenfalls durchmachen; so werdet Ihr Euch also nicht scheuen vor den Gestalten, die einst mit Fleisch überzogen waren wie Ihr. Sie thun Euch nichts, seyd also wohlgemuth und trinkt!" — Ein Fläschchen des besten Weines nach dem andern wurde geleert und der redselige Kuffner erzählte dann auch die Geschichte seiner Skelette. Eines derselben war das Skelett eines Räubers, der im Gefängniß starb und von dessen Gräuelthaten Kuffner viel zu berichten wußte. Der Fremde trank dabei immer hastiger, und der alte Doktor that des Guten ein wenig zu viel, so daß er, während der Gast



das Wort genommen hatte, einschlief. Jetzt beugte sich dieser scheu zu ihm hinüber, damit er prüfe, ob er wirklich fest schlafe; als er nun aber zurücktrat und wohl selber nicht mehr bei rechtem Gleichgewicht war, stieß er an das Skelett jenes Räubers, sank bei dem Geräusch entsetzt auf seinen Sessel zurück und fühlte nun plötzlich die kalte knöcherne Hand des zusammenbrechenden Skeletts an seinem Halse. Seiner nicht mehr mächtig, schrie er laut auf, daß der Doktor davon erwachte, bald auch dessen Diener herbeikamen. Wie zermalmt sank der Fremde auf seine Kniee und als Kuffner nun um sich schaute, das Geschehene errieth, rief er scherzend aus: „Ei, Ihr scheint mir sehr verweichlichter Art, daß Euch solche Furcht angeht bei solchen natürlichen Dingen!" — „Herr", entgegnete, seiner Sinne noch immer nicht mächtig, der bebende Fremde, „Ihr irrt Euch! Hier waltet Gottes Fügung, denn wißt, auch ich bin ein Räuber und Jener war einst mein Hauptmann, der mich zu Gericht fordert!" — Jetzt selbst erschrocken, glaubte Anfangs Kuffner, Wein oder Wahnsinn spreche aus dem Fremden; dieser aber, wie getrieben von seinem Gewissen, fuhr fort: „Der Brief ist falsch und ich bin gekommen, mir die Gelegenheit zu erspähen, wie ich mich Eures Geldes und Eurer Pretiosen

bemächtigen könne. Meine Spießgesellen lauern nur auf mein Zeichen, das ich ihnen in der Nacht, wenn Ihr mich als vermeinten Verwandten bei Euch behieltet, zu geben gedachte. Liefert mich den Gerichten aus, daß ich meinen Lohn empfange!"

Es geschah und bei dem Verhör ergab sich noch, daß der jetzt Verhaftete einst bei einem Gelage saß mit seinem Hauptmann, und Beide über das Jenseits spotteten; da sagte unter Anderem der Letztere: „Brüderchen, wenn ich etwa früher als Du von hinnen scheide und ich von noch einer Welt etwas erfahre, werde ich nicht verfehlen, Dir es auf verständliche Weise kund zu thun!"

Wie sehr nun auch Alles natürlich zugegangen in dem Augenblick, als der Räuber die Umhalsung des Skeletts fühlte, immer werden auch wir es als eine Fügung Gottes erkennen, wenn ein unvorgesehener Umstand den Verbrecher zum Geständniß bringt. Der erzählte Fall ist aber gewiß einer der merkwürdigsten, da hier so Manches zusammentraf, was mit voller Gewalt eines göttlichen Ausspruchs wirken mußte, wenn wir auch dabei an Salomo's Worte erinnern: „Böses Gewissen versiehet sich immer des Aergsten."

Das Moschusthier.

Es hat nicht ganz die Größe des Reh's, ist mit graubraunem grobem Haare bedeckt, das sich in der Mitte breit und gedreht zeigt. Das Thier ist fast ungeschwänzt; vor der Vorhaut des Männchens befindet sich der berühmte Sack, welcher den Bisam oder Moschus enthält. — Bisweilen ist es in der Jugend hellgefleckt, am Kopf und Nacken graulich, untenhin weißlich. Nach der Gestalt der chinesischen und russischen (kabardinischen) Moschusbeutel glaubt man zwei Arten derselben unterscheiden zu können. — Dieses schöne zierliche Thier lebt ziemlich häufig in den rauhen felsenreichen Hochgegenden zwischen Sibirien, China und Tibet. Es hat eine Lebensart wie die Gemse und läßt sich bei Tage fast gar nicht sehen. Mit seinen weit ausgespreizten Klauen läuft es in größter Leichtigkeit über die Schneefelder, auf denen es fast keine Spur zurücklässt, und durchschwimmt breite und reißende Ströme. Im Sommer leben diese Thiere einzeln und versammeln sich erst im Herbst in kleinen Rudeln. Man fängt sie in Schlingen und Fallen. — Der Moschus, welcher sich in einem mit vielen Hüllen umgebenen Beutel von der Größe eines Taubeneies befindet, ist im frischen Zustand eine röthlichbraune, latwergenartige Substanz, die getrocknet krümelig wird, dabei aber immer noch fettig anzufühlen ist. Der Moschus aus Tibet und Tonkin ist der beste; der sibirische der schlechteste, fast ohne Geruch; er wird aber von den Chinesen stark aufgekauft, um damit den tibeta-



nischen zu verfälschen. In der Nähe hat er einen unerträglichen ammoniak-ähnlichen, zertheilt aber einen äußerst feinen Geruch, der für viele Personen angenehm, andern aber zuwider ist. In Krankheiten angewendet, ist es ein äußerst kräftiges, belebendes und krampfstillendes Mittel, welches das letzte ist, zu dem der Arzt seine Zuflucht nimmt, um die fast erloschenen Lebenskräfte anzufachen. Pelz- und Woll-Waaren, die den Moschus-Geruch an sich tragen, sollen von den zerstörenden Motten und andern Käfern verschont bleiben, welches versucht zu werden verdient, um den bei Naturalien-Sammlungen angewandten, für die Gesundheit so höchst nachtheiligen Arsenik zu verdrängen. — Das Moschusthier läßt sich zähmen, bleibt aber immer furchtsam. In Versailles lebte ein solches Thier drei Jahre lang; es war zahm, aber furchtsam, roch im Sommer stark nach Bisam, hatte einen hüpfenden Gang wie ein Hase, und sprang öfters mit allen Füßen an eine Mauer, so daß es davon abprallte.

Schade, wenn es diesem Bauwerk ginge, wie der weiland Margarethen-Kapelle, welche nicht weit davon stand, im Jahr 1816 aber „auf Abbruch" versteigert wurde, so daß nun aus den Steinen derselben ein Wirthshaus geworden ist. Dergleichen geschieht „auf Abbruch" der Kunst und Geschichte und nimmt uns die werthvollsten Erinnerungen; — wir bitten also für die St. Michaels-Kapelle!

Seewasser in trinkbares Wasser zu verwandeln.

Der Engländer Cotelle erfand dazu einen Apparat, und wir lassen ihn selbst darüber sprechen: Meine Erfindung bezweckt die Abscheidung des Salzes und der sonstigen Unreinigkeiten aus dem Meerwasser, und die Reinigung und Verbesserung anderer unreiner Wasser.

Um den ersten dieser Zwecke, nämlich die Abscheidung des Salzes aus dem Meerwasser, zu erreichen, benutze ich einen Apparat, der aus drei Gefäßen besteht, von denen ich das eine den Kessel oder die Blase, das zweite den Rectificator, und das dritte den Condensator nennen will. Das salzhaltige Wasser wird in ersterem der Einwirkung des Feuers ausgesetzt, und der aus ihm aufsteigende Dampf geht durch eine Reihe gebogener Röhren in den Rectificator, um endlich in dem dritten vollends verdichtet zu werden. Aller Dampf, der nach Beendigung des Processes in dem Rectificator zurückbleiben möchte, wird bei einem Hahne abgelassen. Das Wasser setzt auf dem Durchgange durch den Rectificator alle die Unreinigkeiten, die es allenfalls noch aus dem Kessel mit fortgerissen hat, ab. Das in dem Condensator sich ansammelnde Wasser ist rein und zum Kochen vollkommen geeignet; ich verbessere jedoch dessen Qualität und mache es trinkbar, indem ich es einem Filtrirprocesse unterwerfe. Diesen letzteren kann man entweder in Verbindung mit meinem Destillir-Apparate in Anwendung bringen, oder sich seiner auch für sich allein zur Verbesserung unreinen Wassers bedienen. Man läßt das Filter aus irgend einem Materiale, am besten aus Eichenholz verfertigen. Dessen oberer Theil soll einen Deckel, welcher luftdicht schließen muß, haben, damit keine Unreinigkeiten in das Filter eindringen können. Als Filtrirmaterial kann man irgend eine für geeignet erachtete Substanz benutzen. Man gießt das Wasser durch einen Trichter in den oberen Theil des Filters, in welchem es auf eine hölzerne Platte, durch die zahlreiche Löcher gebohrt sind, gelangt. In diese Löcher sind Pfropfe gesteckt, die nicht ganz so groß sind als die Löcher, damit das Wasser auf diese Weise an einem zu raschen Eintritt in den Filter gehindert und zugleich der Un-

keinigkeiten, die etwa noch in ihm enthalten sind, entledigt wird. Das durch das Filter gelaufene Wasser wird an dessen Boden abgelassen. Es unterliegt auf seinem Durchgange durch das Filter, zum Behufe seiner Verbesserung und um es zum Trinkwasser geeignet zu machen, der Einwirkung der Luft, welche in Röhren, die aus dem Filter hervorragen, eingeleitet wird. Die Zahl dieser Röhren richtet sich nach der Luftmenge, die man auf das Wasser wirken lassen will; ihre Gestalt ist in der Zeichnung durch punktirte Linien angedeutet.

Mein Apparat, den ich in den Figuren, welche ich sogleich näher beschreiben will, für sich allein abgebildet habe, läßt sich am geeignetsten mit den Kochheerden, auch der Schiffe, in Verbindung bringen.

Fig. 1.

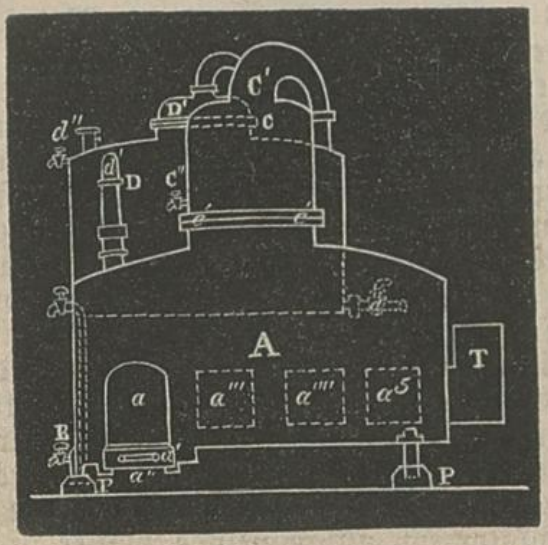


Fig. 2.

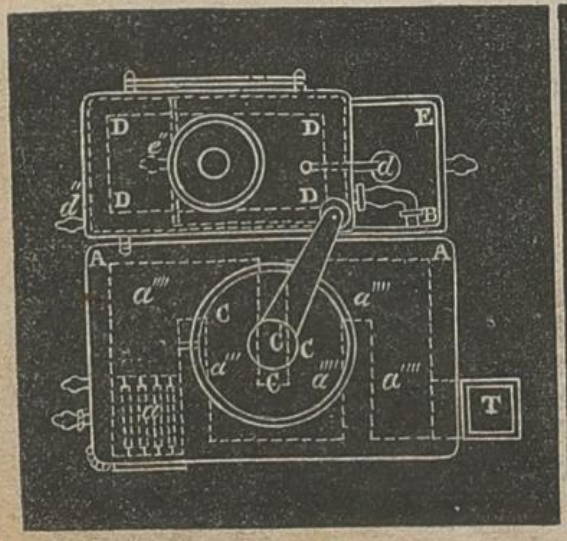


Fig. 3.

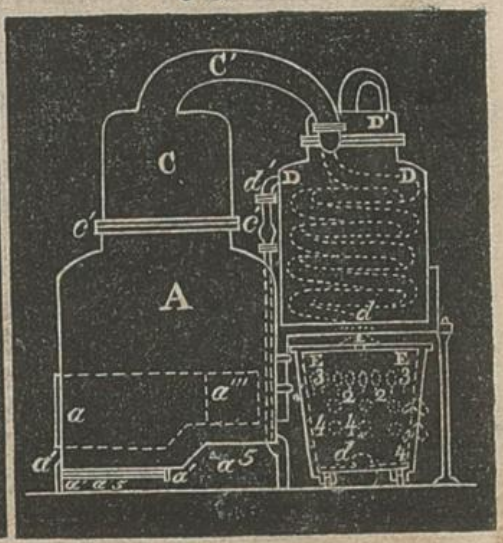


Fig. 1. zeigt den von mir erfundenen und mit dem Filter in Verbindung gebrachten Apparat vom Rücken her betrachtet.

Fig. 2. giebt eine seitliche Ansicht desselben.

Fig. 3. ist ein Grundriß.

An allen diesen Figuren ist **A** der Kessel, in den das salzhaltige Wasser gebracht wird, und an dem man bei a das Thürchen der Feuerstelle; bei a' das Aschenloch; bei a'' das Register, welches zur Regulirung des Luftzuflusses zu dem Feuer dient; bei a''' den Feuerzug, der den Rauch in den Rauchfang leitet, sieht. **B** ist der Hahn, bei dem das Wasser aus dem Kessel abgelassen wird. **C** ist der mit dem Kessel in Verbindung gebrachte Rectificator, dessen Deckel **C'** die Gestalt des Helmes einer Destillirblase hat, und den Dampf in den Condensator leitet. Der Hahn **C''** dient zum Ablassen des Wassers, welches nach jeder Operation in dem Rectificator zurückbleibt. **D** ist das in dem Condensator befindliche, mit kaltem Wasser umgebene Schlangenrohr, in welchem der Dampf auf seinem Durchgange durch den Condensator verdichtet wird, und aus dem man das verdichtete Wasser bei dem Hahne d abläßt. **T** ist der in den Schornstein führende Schlauch.

Mit diesem Apparate in Verbindung gebracht, sieht man bei **E** das Filter, in welches das Wasser durch den Trichter 1 aus dem Condensator her einfließt. 2 ist die durchlöcherte Platte, welche oben auf das Filtrirmaterial gelegt ist, und in deren Löcher die Pfröpfe oder Zapfen 3 eingesteckt sind. 4 sind die gebogenen, in die Seiten des Filters eingesetzten Röhren, durch welche Luft in das Filtrirmaterial eingeleitet wird. d ist der Hahn, bei dem die Flüssigkeit aus dem Filter abläuft.

Das Glücksloos.

Der Actuar Franz Sinnig galt in der ganzen Stadt für einen Narren, weil er nicht that, was die Leute wollten, das er thun sollte. Zum Glück hatte Franz keinen andern Rathsherrn, als sich selbst; daher ließ er die Leute reden, und that, was ihm gut dünkte. Eines Abends saß er auf dem Kaffeehause und las in einem alten Kalender. Seine Nachbarn lachten ihn aus. Kein Buch ist so schlecht, sagte er, daß man nicht etwas daraus lernen könne. Er las fort und traf auf die goldenen Worte:

„Wenn es keine Weiber gäbe, so wären die beiden Extreme des Lebens ohne Hülfe und die Mitte desselben ohne Freuden."

Das ist so wahr, als ob es in der Bibel stände, dachte er bei sich; morgen will ich mir eine Frau suchen. Er legte sich zu Bette und machte die Augen zu, aber er schlief darum nicht;

gar Mancherlei spukte in seinem Kopfe. „Du willst jetzt in die große Ehestands-Lotterie setzen, Franz!" sagte er zu sich; „nimm dich vor einer Niete in Acht. Ist deine Braut reich, so wird sie die Pracht lieben, aber die Häuslichkeit speist selten auf einem goldenen Teller; arm muß sie jedoch nicht seyn, sonst wird die junge Frau an Putz und Bällen einbringen wollen, was sie als Mädchen versäumt hat. Ein Wunder von Schönheit will ich auch nicht, es wäre ein noch größeres Wunder, wenn die Anbeter und Schmeichler sie nicht hoffährtig machten; aber häßlich? nein, das wäre noch schlimmer: es mag so übel nicht seyn, einem niedlichen Gesichtchen gegenüber zu sitzen. Gelehrt? o Himmel, schütze mich davor! Der Mann hat aus meiner Seele gesprochen, welcher behauptete: er wolle lieber sein Tintenfaß heirathen, als eine gelehrte Frau. Indessen ganz unwissend darf mein Weibchen auch nicht seyn, und wenn sie die reizendsten Lippen von der Welt hätte; man kann doch nicht immer küssen, und selbst aus dem schönsten Munde klingt eine Albernheit zuletzt doch — albern."

Kaum merkten die Leute, daß Franz auf Freiersfüßen ging, als Jeder ihm schon eine Frau ausgesucht hatte. Die Menschen sind gar dienstfertig, wenn es ihnen nichts kostet, oder wenn es darauf ankommt, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angehen. Franz war auch diesmal ein Narr; er führte ein Mädchen zum Altar, an das Niemand gedacht hatte. Mögen sie reden, meinte er; ich nehme eine Frau für mich, nicht für Andere.

Ein Jahr war schon verstrichen und die Flitterwochen wollten noch kein Ende nehmen. Neben dem Bett stand eine Wiege, in der ein kleiner Pausbackiger schlummerte; Franz war, zum Aerger der Stadt, der glücklichste Mann von der Welt. Als der Mai seine Blumen streute, wünschte Ottilie die Nachtigallen einmal im Freien schlagen zu hören; sie nahm ihren kleinen Franz auf den Arm, und fuhr zu einer Freundin auf's Land. Der zärtliche Mann sah ihr nach, so lange er konnte; aber sobald der Wagen um die Ecke bog, war es, als wenn seine alten Mucken ihm wieder kämen; er lief zu einigen Freunden: „Brüder, heute wollen wir einmal das lustige Universitäts-Leben hervor suchen, Ihr seyd auf den ganzen Tag meine Gäste!" Die lieben Freunde ließen es sich nicht zwei Mal sagen, und stellten sich noch vor dem Glockenschlage hungrig und durstig ein. — „Die Suppe ist versalzen; nun desto besser wird der Wein schmecken, hurtig eingeschenkt!" — „Dieses Stück Rindfleisch ist auf den Zahn eines Pantherthiers berechnet. Fort damit!" — „Aber wo bleibt der schöne Aal?" — Ach, der ist während eines holdseligen Gesprächs der Nachbarin mit der Küchen-Regentin entwischt. „Geduld, Freunde, wir müssen uns an dem Braten erholen, ein welscher Hahn, groß wie ein Rhinoceros!" Das

Rhinoceros wird gebracht, und ist halb zu Pulver verbrannt. „Und das Desert?" Das ist ganz und gar vergessen. „Zum Teufel, Kinder, Ihr seht, meine Schuld ist es nicht, wenn Eure Zähne heute feiern müssen; aber dafür soll auch das beste Rheinweinfaß es entgelten. „Hanne, wo seyd Ihr?" Keine Antwort. Hannchen war zu einer Frau Muhme gelaufen, um ihrer geläufigen Zunge einmal einen Festtag zu geben, und hatte zum Unglück den Kellerschlüssel mitgenommen. An Kaffee war vollends gar nicht zu denken. Ohne Speise und Trank friert die Liebe, wie vielmehr die Freundschaft. Die Gäste nahmen ihren Hut und schlichen betrübt fort.

Franz ging vor's Thor, um seinen Aerger zu verlaufen; vergebens, der Aerger war treuer als sein Schatten: er folgte ihm auch, als die Sonne untergegangen war. „Der Unmuth soll mir doch nicht über den Kopf wachsen!" sagte er, ging in das nächste Kaffeehaus und forderte eine Bowle Punsch. Er ward glücklich Herr über seinen Verdruß, dafür ward aber der Punsch Herr über ihn. Um Mitternacht taumelte er mit wüstem Kopfe und leerem Beutel nach Hause; das Bett war noch so, wie er es verlassen hatte, er mußte sich diesmal selbst bedienen, wollte er seinen Verdruß nur leidlich verschlafen. Die Sonne war schon hoch herauf gerückt, als er am andern Morgen erwachte. Gestern reichte ihm eine weiße zarte Hand die Tasse hin, heute mußte er sich allein einschenken. Mürrisch schlürfte er den Kaffee hinunter, nahm ein Buch, las ein Paar Zeilen und warf es weg. Er griff nach seinen Akten — Alles war so öde und still um ihn her, kein Fußtritt auf der Treppe; keine Thür ging auf oder zu, die Wiege stand leer und unbeweglich im Winkel; — er konnte vor lauter Stille nicht arbeiten. Gestern hatte er den kleinen Schreihals auf dem Arme, und ließ sich von ihm die Ohren voll lärmen; heute mußte er mit sich selbst sprechen, wenn er etwas hören wollte. Des Mittags ward eine kleine Serviette aufgebreitet und ein Stuhl hingeschoben. Der Braten war diesmal nicht verbrannt, aber er mußte ihn allein essen. Auf das Kaffeehaus mochte er nicht wieder gehen; er blieb zu Hause und gähnte sich selbst an. Da saß er in dem Lehnstuhle, in welchem Ottilie zu sitzen pflegte, und seufzte; das Licht brannte so dunkel, daß er sich zu fürchten anfing. Endlich trieb ihn die Langeweile in's Bett, aber der Unmuth lagerte sich unter seinem Kopfkissen. Früh, als der Tag graute, sprang er auf, schickte nach Postpferden und saß binnen einer Viertelstunde im Wagen. „Da fährt er hin!" sagten die Leute, „gewiß will der Narr seine Frau schon wieder holen!" — Ottilien glänzte eine Thräne an der seidenen Wimper, als Franz ihr um den Hals fiel und sie beschwor, mit ihm zurück zu kehren; sie nahm ihren lächelnden Kleinen auf den Arm, reichte dem überseligen Mann das weiche Händchen

und sprang fröhlich in den Wagen. Wie glücklich war Franz in dem heimischen Stübchen, als die Thüren wieder auf und zu gingen und die Wiege wieder schaukelte. „Wohl dem", rief er aus, wobei er in die blauen Augen seiner sanften Ottilie blickte, „wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, deß lebet er noch eins so lange!"



Wenn ich jetzt das Pärchen manchmal an meinem Landhäuschen vorbei wandeln sehe, den großen Franz, wie er den kleinen Franz der Mutter eben abgenommen und ihn so vergnügt trägt, dabei sein Weibchen am Arm und ihr immer etwas zu sagen, sie immer etwas zu erwiedern hat und ihm dabei die Worte von den Lippen nimmt, da denk' ich an die anspruchs-

loseren Tage, wo es mehr glückliche Ehen gab als heut. Freuen thu' ich mich aber, daß noch Menschen da sind, die sich von keiner Zeit und von keinem Spott über Philisterei und dergleichen am Glücke hindern lassen. Da kann ich denn gleich gar nicht anders, ich schreibe an den Actuar Franz Sinnig und seine liebe Ottilie: „Kinder, kommt heut Abend nach meinem kleinen Gartensaal auf ein Gericht Gerngesehen, bringt mir auch den kleinen Schreihals mit; er kann sich ein Bischen im warmen Sande wälzen, daß er müde wird, dann wollen wir ihn schon weich betten!" — Sie kommen denn auch so an, wie Ihr sie da oben im Bilde seht. Dann plaudern wir oder lesen Etwas, wobei wir uns nicht hauptsächlich nach der Jahreszahl der Bücher richten, weil uns alt oder neu gleich, wenn die Sache nur gut ist, und da vergehen mir ein Paar Stündchen seelenvergnügt. Ich bin leider Wittwer, muß mich jetzt mit Andrer Glück behelfen! Aber es thut mir doch wohl, daß ich mich dabei lebhafter des meinigen mit Wehmuth und zugleich mit Dank für meine Selige erinnere; sie war auch ein braves Weib, war meine Herzensfreundin viele Jahre! — Still davon! — ich bin ja nahe daran, sie wieder zu sehen und mein Tod ist nun die Erfüllung einer großen, schönen Hoffnung mehr!

Das Edelfräulein.

Das beigegebene Bild zeigt uns ein Edelfräulein, welches mit ihrem Falken spielt. Tracht, Umgebung und der Falke versetzen uns in die Zeit, welche wir uns noch ohne Reformation, aber mit Faustrecht zu denken haben. Viele wünschen solche Tage zurück und sehnen sich nach mittelalterlichen Burgen, Ritterfehden, Verließen, „wo Molch und Unke nisten." Sie verkennen die unendlichen Vorzüge unserer Zeit, die wahrlich nicht verdient, mit irgend einer der Vergangenheit vertauscht zu werden. Hatte man damals freilich Edelfräuleins, welche jagten, ritten, und sich mit allen Reichthümern und prächtigen Kleidern umgaben, so kommt uns das sehr reizend vor, und höchst romantisch, wenn sich nun einige verliebte Ritterlein die Hälse um sie brechen; aber während sich Einzelne in Pracht und Reichthum labten, lag die Volksmasse, also unbestritten die Mehrzahl, zu ihren Füßen und darbte und hatte kein Eigenthum, kein Recht, keine Freiheit. — Was hat das Fräulein mit dem Falken zu schaffen? Je nun, es soll wahrscheinlich zur Hasen-, Rebhühner- oder anderer Geflügel-Jagd gehen, wo die Falken im Mittelalter einen wesentlichen Bestandtheil ausmachten. Gewöhnlich wurden die Edelfalken, und zwar besonders die isländischen und Wanderfalken, als die gelehrigsten, dazu abgerichtet. Man fing sie jung, ließ sie drei Tage und drei Nächte



in einem freihängenden Reifen weder schlafen noch fressen, wodurch sie ihre räuberische Natur verloren und gleichsam zu Verstand kamen. Sie wurden nun mit ledernen Riemen gefesselt, man lehrte sie aus der Hand fressen, machte sie durch Hunger dann wieder begierig nach Wildpret, ließ sie hierauf an einem Faden darauf los schießen, was man so lange trieb, bis die Falken vollkommen eingeschult waren und nun als treffliche Jagd-Offizianten frei auf das Wildpret schossen und es dem Herrn für seine Küche einlieferten. Nur durch ungeheure Quälerei konnten die Thiere so weit gebracht werden, und wir wollen's den heutigen Falken gönnen, daß sie zu dergleichen nicht mehr gebraucht werden; denn einige, neulich in Frankreich, Belgien und England zu Erneuerung der Falkenjagd gemachte Versuche, die von etlichen reichen Herren ausgingen, welche allerlei Gelüsten Wirklichkeit zu schaffen suchen, um in der Kunst, ihre Zeit um Nichts und wieder Nichts todtzuschlagen, Meister zu werden, kommen wohl mit anderm Roccoco wieder in Vergessenheit. Jetzt hat man Flinten und Pulver und Blei, wovon die Jäger genug verpuffen, um die Tische der Wohlhabenden mit Wildpret zu schmücken; wobei wir denn auch zuweilen ein Stückchen abbekommen, obgleich wir übrigens mit dem kräftigen Fleisch unseres Schlachtviehes, wenn namentlich dazwischen die Martinsgans nicht fehlt, gewiß ganz außerordentlich zufrieden sind oder doch seyn können — beides mit dem Notabene, wenn wir's haben.

Wir bringen auch noch den „Edelknaben" in diesem Büchlein, aber auf einem der nächsten Bogen; denn kommen sich die beiden jungen Leutchen gar zu nahe, könnt's kein Gut's thun! — es ist auf dem Papier eine spaßhafte Vorsicht, aber unser Papier mahnt wenigstens daran.

Märkische Bauern.

Wo es solche hagbüchene, derbe, breitschulterige Menschen giebt, die wie Eichen fest und breit auf ihren Beinen stehen, solche dralle, derbe Weiber, deren Taillen einen größern Umfang haben als der ganze Oberkörper einer eingeschnürten Städterin, solche rothbäckige, rundwangige Kinder und niedrige Hütten und Ackerbau und Viehzucht, wie wir aus dem Bilde ersehen können, da hat's noch keine Noth. Diese Bauern sind der goldene Boden des Staates, Priester der Allernährerin Natur. Früh mit Sonnenaufgang erheben sie ihre markigen Körper vom Lager und eilen in's Feld hinaus und durchfurchen und bearbeiten den Rücken der Erde im heißen, sauern Schweiße ihres Angesichts und zwingen dem kargen Sande der Mark mit der mühevollsten, ununterbrochenen Anstrengung Nahrung und Getreide ab. Haben sie endlich die Erndte vollendet, das Korn



eingefahren, gedroschen, gereinigt, gemessen und in Säcke gefüllt, so führen sie das schwer errungene Ergebniß der jahreslangen Arbeit in die Stadt, um ein Paar Thaler für ihre Wirthschaft und die Abgaben zu gewinnen; auch noch etwas darüber. Der handfeste, auf beiden Beinen derb dastehende Mann, hinter dem die Gänse pipen und gackern, Konrad Grade, ist auch in der Stadt, vielleicht gar in Berlin gewesen; das Sohnes- oder Tochterkind hat's gesehen, wie er eben vom Wagen stieg, nahm ihm die Peitsche ab und ein Säckchen, in welchem wahrscheinlich auch etwas für die kleine Marieliese steckt, wovon sie nun ihrem noch jüngeren Bruder sogleich die freudige Mittheilung macht, der auch nicht leer ausgehen wird. Aber der Alte hat in der Stadt Mancherlei gehört vom Könige und von Weltbegebenheiten, und da begegnet ihm der lange Gottlieb Pappel und seine Fragen verwickeln den Ankömmling gleich so, daß Alles heraus muß aus den Kopf-Zellen und Herzens-Kammern. Ihr seht's auch, mit welcher Begeisterung er da gestikulirt vor dem langen Gottlieb und von dem Zukünftigen spricht, dem der Staat und die Bauern entgegengehen! Wir freuen uns des warmen Antheils, welchen der Bauer an seinem Vaterlande nimmt und freuen uns über die derben, einfachen Gestalten, denen wir so viel verdanken, die als Bearbeiter und Bauherren der Erde viel mehr Achtung und Liebe verdienen, als man ihnen gewöhnlich zollt.

„Dem Mann, der säe'n und erndten kann,
Dem braven, derben Bauersmann,
Ihm drücken liebend wir die Hand,
Der Früchte lockt aus kargem Sand."

Und dieser alte Konrad Grade zumal, der muß sonst schon Manches gethan und gesagt haben, was ihm Glauben verschaffte; denn nicht nur der lange Gottlieb Pappel geht höchst ernsthaft auf das ein, was Jener äußert, auch Konrad's Hausehre hört zu mit einem Respekt und einer Freude, als predigte jede Miene: „Ja, wenn mein Alter spricht, da fühlt er der Welt auf den Zahn, und sie kann sich nur verkriechen, wenn sie nicht auf rechtem Wege geht." — Die Sache ist hier wahrhaftig nicht ganz ohne, wie man zu sagen pflegt; das Sprüchwort: „Den Bauer erkennt man an der Gabel, den Advokaten am Schnabel!" paßt hier nicht so keckhin. Konrad Grade weiß auch zu reden und hat studirt bei der höchsten Fakultät, der Erfahrung, bei der gewöhnlich die „Gestudirten" noch sehr viel nachstudiren müssen, bis ihnen das rechte Licht aufgeht und dann können sie sich in ihr Merkbuch schreiben:

Wenn schön ihr's Verkehrte
Mit Worten verklebt,
Ist stets der Gelehrte,
Wer's Rechte erlebt!

Johann Friedrich Dieffenbach.



Dies ist einer der genialsten Aerzte und Operateure unsrer Zeit, welcher 1795 zu Königsberg in Preußen geboren ward. Wir wollen mit wenigen Worten die Lebensgeschichte eines noch jetzt in der vollsten Blüthe der Kraft lebenden Mannes mittheilen, der mit Recht nicht nur in unserm Vaterlande, sondern überall gefeiert wird, wo wahres Verdienst um Kunst und Wissenschaft gerechte Anerkennung findet. — In Rostock erzogen, besuchte Dieffenbach dort Gymnasium und Universität, in der Absicht, Theologie zu studiren, als ihn in den Jahren 1813 bis 1815 die deutschen Freiheitskämpfe ins Feld riefen. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich vertauschte er bald die Theologie mit der Medicin, und gab sich besonders in Bonn der Wundarzneikunst mit außerordentlichem Eifer hin. Von hier aus begleitete

er, auf Empfehlung des berühmten v. Walther, eine vornehme erblindete Dame nach Paris, ging von da nach Marseille, und war schon im Begriff, sich nach Griechenland einzuschiffen, als ihn Familienverhältnisse nöthigten, nach seinem Vaterlande zurück zu kehren. In Würzburg zum Doktor ernannt, ging er nach Berlin, wo sein hohes Talent für die Heilkunde sehr schnell die gebührende Anerkennung fand. Im Jahre 1830 erhielt Dieffenbach die wichtige Stelle eines Direktors der Abtheilung für äußere Kranke in dem großen Charite-Krankenhause zu Berlin, und im Jahre 1832 ward er zum Professor der Universität ernannt. — Wie viel er seit jener Zeit als Arzt, Operateur und Lehrer gewirkt, weiß die Welt. Er hat sich durch That, Schrift und lebendiges Wort nicht minder wie durch seine Offenheit und Uneigennützigkeit zu seinem jetzigen Rufe emporgeschwungen. — In der Wiederherstellung verloren gegangener Gesichtstheile, wie in den Operationen zur Nasenbildung, ist Dieffenbach einer der größten jetzt lebenden ärztlichen Meister, und neuerdings hat die auf frühere, Andern mißglückte Versuche gebaute Heilung des Schielens, die ihm durchzusetzen gelungen, seinen Ruf erweitert. Daß einem solchen Manne auch die Feinde nicht fehlen, versteht sich in der Welt Lauf von selbst, und ihrer kann ja wohl nicht genug haben, wer nach Auszeichnungen trachtet, wenn der Spruch des Ritters Georg von Frundsberg: „Je mehr Feinde, je mehr Ehre!" allerdings nicht ohne Grund ist. Dieser Punkt wurde übrigens im vorigen Jahrgange dieses Büchleins (siehe Raupach's Biographie) schon näher besprochen und wir setzen noch hinzu: wer Furcht hat, sich Feinde zu machen, ist der Freunde nicht werth! — denn auch für diese würd' es ihm an Muth mangeln.

Die Hängebrücke

in den Elisäischen Feldern zu Paris.

Diese Hängebrücke, zwischen dem Quai d'Orsai und den Elisäischen Feldern ist nach letzteren benannt. Sie besteht aus zwei Mittelpfeilern und drei Durchgängen und dient zum Gebrauch für Wagen und Fußgänger. Durch ihre geschmackvolle, zugleich auch solide Bauart zeichnet sie sich vortheilhaft aus unter den Hängebrücken, die auf dem Continent zu finden, und wir geben sie als Muster, weil wir in Deutschland hin und wieder gar wohl eine solche Brücke brauchen könnten, wenn auch darüber eines der vielen Denkmale, die man jetzt in Vorschlag bringt, noch ein wenig in Aussicht gestellt bliebe. Um nur ein Beispiel zu geben, so ruft die Oder, an der Stelle, wo eine Fähre auf den Weg gen Zehden führt, nach einer solchen



Brücke. Der Verfasser dieser Zeilen mußte an benannter Stelle zwei Mal gleichsam Schiffbruch erleiden. Das eine Mal hatte sich die Oder mit dem leichtesten Eise belegt und ließ sich nun auch mit der Fähre nicht passiren. Das Ziel der kleinen Reise war Königsberg in der Neumark, und wäre hier eine Brücke gewesen, kam ich noch an demselben Abend dort an. Statt dessen mußt' ich nun zurück und brachte, freilich noch durch mancherlei andre Widerwärtigkeiten chikanirt, beinah einen vollen Tag länger zu auf dem Wege den ich nun statt der sechs Meilen, die von der Oder aus noch vor mir lagen, zu überstehen hatte. Das zweite Mal, im Frühjahr, wo die Kette an der Fähre vom Strom fortgerissen und nicht wieder aufgefunden worden, mußt' ich die Nacht in einem Dorfkruge bleiben, wo sich nur die Gaststube zum Unterkommen fand, welches, weil es Sonntag war, und bis gegen Morgen bei Kartenspiel dem Kartoffelgeiste zugesprochen wurde, sich durchaus nicht zu einem Unterkommen gestaltete. Ich höre, daß seit lange, und sehr lange, von einer Ketten-, von einer Hängebrücke an jener Stelle die Rede ist, und obwohl es mir nicht einleuchten will, wie gerade ich dort jemals wieder die Oder zu passiren hätte, will ich doch zu Gunsten Aller, die allda gelitten haben und noch leiden werden, das obige Muster eben für besagten Punkt zuerst empfehlen, so wie dann für jeden ähnlichen, den ich nicht so namhaft machen kann. Eile mit Weile ist zwar ganz löblich — und dem Deutschen braucht

man solche Worte bei Allgemein-Nützlichem selten zuzurufen, sein Puls schlägt schon nach dem Takt dieses Raths — aber an bloßer Weile und Langeweile ist kein gutes Haar; dergleichen wollen wir uns also abgewöhnen — nicht wahr? — Ich habe oben gesagt, es leuchte mir nicht ein, wie gerade ich dort jemals wieder die Oder zu passiren hätte; indem ich aber schließen will, leuchtet es mir plötzlich ein: aus Freude thät' ich's, wenn dort eine Brücke sich über die Fluth erhoben hat, welche den deutschen Baumeistern Ehre und den Bewohnern in der Nähe jener Oder-Ufer das Leben bequemer macht.

Wander-Liebe.

„Wohin des Weges, liebes Mädchen? — können wir nicht zusammen gehen?" — sagt ein lustiger, und wie wir sehen, wohlhabender Handwerksbursch zu einem Landmädchen, das, dem Anzuge nach, nicht zu den wohlhabendsten gehört. Man könnte sich indeß irren; denn da es in unsrer Zeit, wo sonst gar manche Verhältnisse lose geworden sind, hin und her immer noch einige begüterte Bauern giebt, welche nach alten Haus- und Wirthschafts-Regeln verfahren und demnach mit zäher Vernunft bei der Arbeit keinen Putz dulden, damit er hübsch lange für die Sonn- und Festtage aushalte, läßt sich auch in dem schlichten und ärmlichen Gewande die Tochter eines Landmanns vermuthen, der eine tüchtige Wirthschaft und obenein ein Capitälchen in der Sparkasse oder ein Paar sichere preußische Pfandbriefe in der festverwahrten Lade liegen hat. Aber wie dem sey, das Mädchen sieht den Wanderer, der so dreist thut, nicht mit freundlichen Augen an und erwiedert: „Seinen Weg kenn' ich nicht, den meinigen aber kann ich ohne Ihn finden!" — Das klingt freilich nicht gar zu höflich, aber doch gut. Denn trauen wir dem Wanderer auch so weit, daß wir annehmen können, es ist eben nur eine Neckerei, wär's doch möglich, es würde etwas Schlimmeres daraus, wenn das Mädchen auf das Zusammengehen einginge. Den dreisten jungen Mann halten wir für eines Meisters Sohn, der so eine Fußwanderung mehr zum Vergnügen als aus Nothwendigkeit macht, und der auf Abenteuer erpicht ist, um dereinst von seiner Wanderschaft erzählen zu können. Er hat zu Hause schon mit Bürgerstöchtern verkehrt und weiß ganz hübsche Redensarten auswendig. Da würde nun also zuerst die Eitelkeit des Mädchens mit Vergleichen gekirrt: schön wie ein Engel, schön wie eine Rose und dergleichen von allen Liebhaber-Lippen strömenden Floskeln, die nichts sagen und leider oft zuviel bewirken. Gelegentlich wird dann ein Vergißmeinnicht überreicht — eine Blume, die, was in andrer Beziehung wohl beachtenswerth ist, gewöhnlich auf einem Boden zu finden, wo man leicht versinken kann — und



von der ewigen Liebe geschwatzt, während man nicht vergißt, daß alljährig andre Vergißmeinnicht blühen und die vorjährigen verwelkt und — zu vergessen sind. Solch ein Umgang ist dann für ein einfach Mädchen ein Schleifstein, der glatt macht, aber auch die guten Vorsätze und die Tugend angreift. Da nun die Sittlichkeit fast aus lauter Untersagungen, die Unsittlichkeit aus lauter Verheißungen besteht, jene nur im Ueberwinden, diese aber anscheinend sogleich belohnend ist, so giebt's einen Kampf, bei dem man ja nicht auf seine Stärke vertrauen darf!

„Du hüllest dich in deine Tugend ein? —
Das nenn' ich leichtgekleidet seyn!"

— sagt einer unsrer Dichter, und der Menschen, denen die Natur im Blute gleich so viel Maaß verlieh, daß sie sich selber Richtschnur und Gesetz seyn können, giebt es nun einmal sehr wenige. Schließt also euer Ohr den schönen Redensarten, ihr Mädchen, und glaubt es, daß echte Liebe alle Hindernisse besiegt, die gewöhnliche aber auf dem ebensten Wege just am leichtesten strauchelt. Schenkt ihr aber solchen Worten zuvorkommenden Glauben, dann seyd ihr schon außer Macht, euch selbst zu bewahren und zu retten, und welch ein Schicksal euch dann droht, das wollen wir, in einem Falle wenigstens, mehr mit diesem Bilde, als mit Worten bezeichnen.



Es stellt das Ende einer wahren Geschichte dar, von einem deutschen Mädchen, das auf ein Zupfen und Schönthun zu früh mitging und endlich, nach einer kurzen Zeit sündigen Glanzes und vielfacher Entwürdigung, in einer großen Resi-denz, da ihr Gewissen erwachte, sie ihr Elend erkannte, in einem ruchlosen Hause an Gift starb und so ihr frevelndes Leben mit einem neuen Frevel schloß. Der erste Verführer lebt noch und er wird seine schwere Strafe in den Vorwürfen finden, die aus seinem Innern hervorgehen, wenn auch der weltliche Richter ihn entweder gar nicht oder doch nur in keinem ausgleichenden Maaße bestrafen konnte.

Wir wollen zum Schluß noch ein Liedchen mittheilen, wie es die spanischen Mädchen singen, die aus ihrem wärmeren Gefühl Manches aussprechen, was uns nicht recht mädchenhaft klingt, in seiner derben Deutlichkeit hier aber gar nicht am unrechten Orte steht:

„Wenn ich am Altar stehe,
Ja da, da sprech' ich: Ja!
Will aber vor der Ehe
Ein wilder Freier frei'n —
Nein, nein, da sprech' ich: Nein!
Seht, viele Kinder können
Nicht ihren Vater nennen,
Woher? — je nun daher:
Weil einst ihr Mütterlein
Sich irrt' in Ja und Nein!"

Also, ihr Mädchen, irrt euch nicht mit den kleinen Worten, sagt immer ein Paar Mal: Nein! damit die rechte Bejahung daraus wird!

Bettel-Predigt.



Aus mehr denn 50,000 Exemplaren unsers Büchleins will ich zu Dir reden, geliebtes deutsches Volk, über eine der wich-

tigsten und tiefgreifendsten Angelegenheiten des irdischen Lebens, über das Betteln. — Betteln? Was geht uns das Betteln an? werdet Ihr sagen, wir haben einen ganzen Rock und zu essen und zu trinken, schafft uns die Bettler vom Halse! O Ihr Lieben! — es bettelt der Millionair, es bettelt der Inhaber von Pfandscheinen und Schuldcontrakten und der Besitzer leerer Taschen; es bettelt der Zerlumpte, es bettelt der Gold- und Silbergestickte. Die ganze Menschheit geht betteln, aber sie bettelt nicht auf eine und dieselbe Weise, das ist die Sache, meine andächtigen Zuhörer! Die Meisten, von denen wir glauben, sie gehörten zu nichts weniger als zum Heere der Bettler, betteln bloß auf eine gebildete, versteckte, blumige Art, so daß man es nicht Bettelei zu nennen pflegt. Solche Leute wagen nur eine gehorsamste, unterthänigste Bitte; sie bitten um Unterstützung, Honorar, Gage, Trinkgeld, Ehrensold, Lohn, Anerkennung, Entree, Eintrittsgeld, Abonnement, Subscription, Vorschuß, Zuschuß, Vergütigung, Berichtigung von Auslagen, Kosten, um Erwiederung von Freundschaftsdiensten, Anstellung, Zulage, Standes- und Amtserhöhung, Entschädigung, Ermäßigung, geneigten Zuspruch beim Ausverkauf, Ablaß bei Einkäufen, Empfehlungsbriefe, Recommandation und wie sonst die Umschreibungen für das schlichte deutsche Wort betteln heißen mögen. O, wenn sich jetzt nur der kratzt, den's juckt, so kratzt sich bereits die ganze Menschheit hinter den Ohren, denn wir haben sie getroffen. Seyd ehrlich, liebe Deutsche, verhehlt es nicht und kratzt Euch nur, denn wir wissen ja, daß die Sache seine Richtigkeit hat. Bin ich doch selbst ein Bettler, da ich Euch inständigst um geneigtes Gehör bitte für die folgenden Worte, die ich zu Euch reden will über die Bettelei. Zuerst werde ich sprechen von den Bettlern in Lumpen und Hadern auf der ganzen Erde und besonders in Deutschland, im zweiten Theile von den Bettlern, die einen ganzen Rock oder wohl gar mehrere Röcke haben und in Sammet und Seide gehen, und sodann im dritten Theile beweisen, daß die ganze, liebe Erde ein ganz herrliches Bettelnest ist, woran ich denn zum Schluß erbauliche Betrachtungen zu Nutz und Lehr der Leser dieses Büchleins anknüpfen werde.

Unsere alte Jungfer Europa, meine geliebten Freunde, besitzt jetzt, rund heraus gesagt, ungefähr 240 Millionen Kinder und sonach 12 Millionen mehr als vor zehn Jahren. Täglich mehrt sich die Anzahl dieser Kinder, wie der Vergleich von Geburts- und Sterbe-Listen darthut, täglich mehrt sich die Armuth, obgleich es schon an 13 Millionen entschieden Arme und darunter mehrere Millionen privilegirte Bettler giebt. Und da seyd Ihr immer noch nicht mitgezählt, Ihr Tausende von Unglücklichen, die Ihr im Stillen weint, hungert und friert und aus Scham Eure Armuth vor der Welt verbergt! Auf

was für ungeheuren Volksmassen lasten die Quälgeister des Mangels und Entbehrens, welche um so gräßlicher wirken, da sie zugleich das geistige Glück und das ewige Wohl dieser Unglücklichen ersticken und die gräulichsten Verbrechen aus diesem Tode in's Leben rufen. Wohl ist unter tausend Verbrechern kaum einer, von dem es sich nicht nachweisen läßt, daß er durch Armuth und die damit verbundene, geistige Verwahrlosung auf die Bahn des Verbrechens gezerrt worden sey. Wie viel verlorne Seelen rasseln mit Ketten, seufzen bei Wasser und Brod in ihren kalten, dumpfen Kerkermauern, welche geachtet und geliebt als nützliche Staatsbürger dastehen würden, wenn nicht Mangel und Noth, Hunger und Durst, Arbeitlosigkeit bei aller Lust und Kraft zu arbeiten, die Banden der Sitte und des Gesetzes gesprengt und sie in Verzweiflung auf Geld oder Leben ihrer Mitbrüder hingeschleudert hätte! Die alte Mutter-Erde ist nicht schuld, sie kann, wenn man ihre Gaben und Spenden gehörig benutzt, ungefähr ein halb Mal so viel ernähren, als sie jetzt durch die Unklugheit der Menschen nicht durchweg ernährt. Arme muß es geben, sonst würden Alle essen und Niemand kochen und auftragen wollen; Bettler muß es aber nicht geben, die sind ein Luxus-Artikel, welchen die verkehrte Civilisation und der Geiz und der egoistische Geldstolz hervorbringt. Bettler sind lumpige, lebendige Satiren auf unser gesellschaftliches Leben, schreiende Anklagen unserer bettelhaften Sittlichkeit, unseres verkehrten Christensinnes, eine Verhöhnung der christlichen Religion, welche alle Menschen mit gleicher Liebe umfaßt und sie Alle als gleichberechtigte Kinder des Himmels und der Erde glücklich sehen will. Wie unendlich viel thun Staaten und Privatleute, um die Bettel-Armuth zu vertreiben? Und dennoch nehmen die Bettler eher zu als ab. Es liegt an den Menschen selbst!

Preußen verwendet jährlich ungefähr drei Millionen für seine 280,000 armen und Bettel-Familien. Man denke an die Unzahl von Wohlthätigkeits-Anstalten, Waisen- und Krankenhäusern, Kliniken, Arbeits- und Corrections-Anstalten, an die überall bestehenden Armen-Fonds, milde Gaben der Einzelnen; — welche ungeheuern Kräfte sind fortwährend in Thätigkeit, um den gefräßigen Drachen der Bettelei umzubringen! Und doch sind die Folgen so wenig sichtbar. Das liegt eines Theils an der zu großen Anzahl zu reich besoldeter, überflüssiger Beamten bei Armen-Anstalten. Die Geschäftsführung, die Rechnereien und Schreibereien müßten wohlhabenden Personen übertragen werden, die es um Gottes willen thun, da sie sonst von ihrem Gelde leben und dabei Nichts thun würden. Als Ehren-Beamte beim Armenwesen haben sie das schöne Gefühl, für ihre Mitbrüder thätig zu seyn; sie machen sich das Leben durch Nichtsthun und Nichtsnutz nicht mehr zu einer langweiligen

Equipage und dem Jungen einen Hofmeister, der ihm aber, als einem reichen Schneidersohn, nichts thun durfte. Er lernte tanzen, fechten, trinken und war bald ein beliebter Lebemann. Sein Vater starb und hinterließ dem angeblich gebildet erzogenen Sohn ein hübsches Vermögen und ein schönes Haus. Er heirathete ein gleichfalls angeblich gebildet erzogenes Fräulein, kleidete sich mit ihr nach dem Mode-Journal in Purpur und köstliche — Leinwand hätt' ich bald gesagt; nein, er kleidete sich in Gold und Silber und Sammet und Seide, hielt sich nach verschiedenen Beispielen noch Nebenfrauen, war ein Theater-Enthusiast und Stammgast in dem Weinhause und lebte so alle Tage herrlich und in Freuden. Alle Tage, d. h. so lange es ging, und es ging schon in zwei Jahren nicht mehr. Er machte Schulden, betrog, verwilderte, schlug seine Frau, wenn sie über die Unmöglichkeit klagte, sich nach dem Mode-Journal zu kleiden, ließ sich von ihr scheiden, ward Kuppler, Gauner, Spitzbube, Bettler. Da sieht er, bittet um eine Gabe; man schlägt sie ihm ab, und er greift zu Zwangsmitteln, die wir hier nur mit dem Degen bezeichneten, deren sich aber eine ungeheure Reihe aufstellen ließen. So lebt er, der verzogene Geldsohn, der Reiche, einst Geachtete und überall Eingeladene, weil er Geld hatte, bis er hinter einem Zaune jämmerlich verendet oder von den eisernen Armen der Gerechtigkeit zermalmt wird; ein schauerliches Bild des Schicksals, welchem die Mode- und verzogenen Leute, allerdings in verjüngtem Maaßstabe, aber doch jämmerlich genug endlich erliegen, wenn sie nicht zur Vernunft kommen, sondern fortfahren, die Putz-, Mode- und Genußsucht und das Feste-geben und andere Gelüste des civilisirten Lebens zu befriedigen. Wie aber schon ein einziges Laster hinreicht, um Glück und Wohlstand und Gesundheit zu vernichten und an den Bettelstab zu bringen, das beweist der alte Krüppel, den wir auf der andern Seite so erbärmlich vor dem Hause einer Reichen betteln sehen.

Er war einst vierschrötig, gesund und stark und wohlhabend; sein blühendes Handwerk nährte ihn und seine Familie so gut, daß er sich manche Ausgabe für entbehrliche Gegenstände erlauben durfte. Man kann nichts dagegen haben, daß man sich, so zu sagen, zuweilen eine Güte thut, wenn man's dazu hat redlich verdienen müssen. Aber er machte aus dem „Sich-Etwas-zu-Gute-Thun" eine Gewohnheit, ein unentbehrliches Bedürfniß, ein unwiderstehliches Laster, das nicht sowohl er, welches vielmehr ihn hatte. Kurz und gut, er gewöhnte sich das Trinken an, das Branntweintrinken, welches endlich, zum wahnsinnigsten Laster aufgeschwollen, ihn um Gesundheit, Haus und Hof und Weib und Kind und Ehre und um Alles brachte. Zwar ward er von dem fürchterlichen Saufwahnsinn (delirium tremens) in einem öffentlichen Krankenhause wieder geheilt, aber seine



Gesundheit, sein Verstand, seine Jugendkraft, seine Mittel, sich zu nähren, waren dahin; nun schleicht er an der Krücke alt und matt täglich umher, sich mit nagender Reue und ewigen Vorwürfen des Gewissens bis in's Grab zu betteln. — Freilich so ein schwer gestrafter, alter, hülfloser Mann verdient, ungeachtet seiner Schuld, Mitleiden und Erbarmen; aber da treffen wir wieder auf einen neuen Schlag von Großmäuligkeit, die mit ihrer Mildthätigkeit prahlt, wenn sie dem Armen einen Pfennig von ihren Tausenden, oder ein winziges Stück verschimmelt Brod, das für den Hund zu schlecht ist, in den Hut wirft. Die alte Schachtel z. B., welche dem Bettelgreise etwas spendet, ist eine reiche, steinreiche, alte Jungfer, welche neulich erst Tausende von Thalern geerbt hat. Nun prahlt sie

mit emporhimmelnden Augen zu ihren Kaffeeschwestern: „O nun will ich den Armen Gutes thun, die Durstigen tränken, die Hungrigen speisen, die Nackenden kleiden, ich kenne nun keine Grenzen im Wohlthun!" Wollen 'mal sehen! Da steht also der alte Bettler und singt sein Lied; die alte Jungfer wird gerührt, sie weint einen Strom von Mitleidsthränen und sucht — nach ihren Thalern? — Halt! Da lag schon lange im Winkel ein schwarzes Stück verschimmelt Brod, das weder Hund noch Katze fressen wollten; sie weint, ergreift es, macht das Fenster auf, weint abermals und wirft dem Bettler dieses Stück verschimmelt Brod in den Hut. Nun geht sie zu ihren Kaffeeschwestern zurück, die mit ihr zu den Titular-Frommen gehören, und ruft gefühlsselig aus: „O Schwestern, es ist doch ein himmlisches Gefühl, wohlthätig seyn zu können!" Du alte, sündige Heuchlerin! Aber so sind ihrer Viele, die mit solcher Heuchelei ihren nichtswürdigen Egoismus und ihren filzigen Geiz vor der Welt zu bedecken und mit einem Heiligenschein zu umgeben suchen. Dies Bild entnehmen wir aus einer Fabel Gellert's, so wie jenes vom Bettler mit dem Degen.

Nun ist es allerdings auch für die wirklich wohlthätigen Seelen eine schwierige Sache, ihre Wohlthaten an dem rechten Orte anzubringen, da so viele Betrüger und Landstreicher sich unter der Maske hülfloser Krüppel verbergen, um so das Mitleid zu erregen. Das findet man besonders in großen Städten, wie London, Paris, Berlin. Seht einmal den starken, gesunden Kerl auf dem Bilde unter der Ueberschrift! Kurz vorher war er noch ein stelzbeiniger Krüppel, der an der Krücke erbärmlich herhinkte und den Blinden spielte und sich von seinem Hunde leiten ließ. Der Aufseher hat ihn aber entdeckt, und als er ihn ergreifen will, verliert er Krücke und Stelzbein und sucht sein Heil auf gesunden Beinen in der Flucht. Diese Art der Bettelei findet man in den vielfachsten Formen. Einige miethen verkrüppelte Kinder, um durch diese die Beutel und Herzen der Vorübergehenden zu bewegen; Andere entstellen gar sich selbst oder die, welche sie unter'm Herzen trugen, um durch Müßiggang und Bettelei der Arbeit zu entgehen. „Wenn ich Deine Gicht hätte!" sagte einmal ein noch ziemlich gesunder Nichtsnutziger zu einem Bettler, „da wär' ich durch!" — und gottloser noch war ein Bettler in Basel. Der zerbrach seinem ersten Kinde den Fuß, dem zweiten gedacht' er den Arm zu zerbrechen. Die Mutter aber, die doch ein Kind mit ordentlichen Gliedmaßen haben wollte, eiferte dagegen, und der niederträchtige Bettler kramte seine Philosophie aus in den Worten: „Willst Du einen Hungerleider haben, so behalt' ihn, ich wollte einen Herrn aus ihm machen, der leben könnte ohne Arbeit!" — Man muß demnach allerdings vorsichtig seyn im Geben, und sich lieber Zeit nehmen, die Sache zu untersuchen, in die

Wohnungen der Bedürftigen zu gehen und dann, wenn man sieht, daß sie es verdienen, das Geld mit Liebe und Freundlichkeit und gutem Rath begleiten, was die ehrlichen Armen, die gewöhnlich nur barsche Gesichter sehen, oft mehr erquickt, als der Anblick eines Geldstücks.

Indem wir zugleich auf die abgebildeten Bettler in frühern Jahrgängen unseres Büchleins hinweisen, sehen wir hier noch einen der vierschrötigen, gesunden, kräftigen Lumpenkerle vor uns.



Mit dergleichen sollte man gar kein Mitleiden haben, sondern sie, wenn man etwas für sie thun will, ohne Zögern in

Arbeit bringen oder ihnen doch weiter nichts geben als den Rath, da und dorthin zu gehen, wo es etwas zu verdienen giebt. Solchen Vagabunden muß man etwas an's Gewissen greifen, daß sie noch zu rechter Zeit gerettet werden, sonst vermehren sie die Haufen derer, die ihre gesunden Arme auf Beutelschneiderei, Einbrüche, Taschendiebstähle u. s. w. einüben. Die heiligste Pflicht aber der Staaten, aller Wohlthätigkeits-Anstalten und wohlhabenden und wohlthätigen Menschen ist es, die Armen, welche ohne ihre Schuld zum Betteln gezwungen sind, die bei dem besten Willen und Kräften, sich redlich zu ernähren, keine Arbeit bekommen können, so zu stellen, daß sie sich ehrlich durchhelfen und nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden.

Nun noch ein Wort über das Bettelgesindel in Sammet und Seide. Das wissen Sie, meine Lieben, daß im Grunde genommen Alles betteln geht. Voran aber steht die Kunst, die Kunst geht nach Brod, die Kunst geht betteln. Sehn Sie, da reisen und treiben sich jetzt eine ziemliche Menge Menschen in den deutschen Landen umher, die man Virtuosen nennt. Die haben mitunter sechs, acht Stücke gehörig sich eingetrichtert und eingefingert; sie schlagen Burzelbäume auf den Tasten des Klaviers und können eine Reihe zum Theil lächerlicher Kunststücke auf ihren Instrumenten; da nehmen sie denn mehr oder minder Eintrittsgeld, wenn sie den Leuten ihre Kunststückchen vormachen und ziehen dann mit Tausenden und leicht gewonnenen Lorbeeren in eine andere Stadt, um dieselbe glänzende Bettelei vorzunehmen. Künstler sind es zum Theil, und die müssen wir achten! — aber zumeist sind es Kunstbettler, welche die echte Kunst an den Bettelstab bringen. Der krummgecomplimentirte Geiger zum Schlusse unserer Predigt ist Repräsentant aller dieser verschiedenen Arten von Kunstbettlern. Wollte Gott, alle Menschen schnitten so schiefe Gesichter solchen Bettelkünsten entgegen, wie der von dem Geiger Angebettelte.

Noch muß ich gegen Euch, liebe Deutsche, eine weitverzweigte Bettelei hervorheben, von der Ihr viel zu leiden habt. Da treiben sich jetzt viele Reisende mit sogenannten wohlfeilen Blättern und Büchlein umher, und wenn Ihr sie zu einer Thür hinauswerft, kommen sie mit einem Bückling zur andern herein und lassen nicht eher locker, bis Ihr abonnirt oder gekauft habt. Sie bringen Euch literarischen, geistlosen Brei in's Haus, Erzählungen, Gedichte, Anekdoten, die eben so gut für die Hottentotten passen als für Euch; deutsche Interessen, deutscher Sinn ist nicht darin; sie lassen ihre Blätter drucken und an Euch verschachern, um Geld zu schneiden — es sind verkappte Bettler. Und vor den Bettlern im Handel und der Industrie, vor den „Ausverkäufen", wo Alles weit unter dem Ladenpreise verkauft werden soll, vor den Dingen, die „noch nie da gewesen", auf welche in den Anzeige-Blättern mit

großen Händen hingezeigt wird, müßt Ihr Euch auch hüten. „Kein Bettler schlägt ein Almosen aus, kein Hund eine Bratwurst, kein Krämer eine Lüge." Sie haben's auf Euer Geld abgesehen. Ja, hütet Euch besonders vor aller Art von Bettelei, die in Sammet und Seide und Gold und Silber einhergeht und den Leuten aus vollem Halse zugröhlt: „Kauft! kauft! kauft! So etwas kommt nicht wieder!" — Geld! Geld! Geld! so schreien im Grunde genommen Alle. Welt und Geld, das vereint sich, alle Welt will Geld. Sie denkt, wenn sie Geld hat, ist sie der Himmel. Aber irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Die Welt, die sich nur auf Geld baut, ist ein armseliges Bettelnest, das übermorgen zusammenstürzt. Sammelt Euch Schätze, die weder Motten noch Rost fressen, denen die Diebe nicht nachgraben, sammelt Euch Schätze für den Himmel, und Geld seht nur als einen Wanderstab an, den man auf dem Wege durch die Welt in den Himmel braucht. Verdient es Euch durch ehrlicher Hände Arbeit, bettelt, gaunert, betrügt nicht; geizt aber auch nicht mit dem Plunder, wenn ihn Euch das blinde Glück in den Schooß geschüttet hat, sondern unterstützt und tröstet die Armen, daß sie einen Wanderstab haben durch diese Welt und sich in den Himmel helfen können. Ja, es muß noch dahin kommen, daß es in weisen, christlichen Staaten gar keinen Bettler und Betrüger mehr giebt, sondern lauter glückliche, ehrliche Leute, die sich wie Kinder eines Vaters lieben und gegenseitig helfen und trösten und sich Alle freudig durcheinander bewegen, bis sie dieses allerliebste Bettelnest der Erde verlassen und es mit einem frohen Jenseits vertauschen, wo das Geld so tief gesunken ist, daß es kein Mensch haben will, wo das Geld, das diese Welt regiert, nicht die geringste Stimme hat, da das Geld des Jenseits nur das Herz, das Gemüth, der Geist und das ist, was wir hier Edles und Gutes vollbrachten. — Wir werden freilich schon lange schweigen, ehe es zu solcher Gesinnung, zu solchem Erfolge gekommen ist; schadet indeß nichts! — wenn Jeder nur das Seine thut, um einen solchen Weg einzuschlagen, thut er das Rechte. Weiter wollen wir vorläufig auch nichts ausgesprochen und gewünscht haben, und darauf sagen wir in Gottes Namen: Amen!



Niklaus von Flüe.

Kein Mensch kann sich so ganz den Schwächen und Wunderlichkeiten seiner Zeit entziehen und ein Wahn, der Viele befällt, wird gar oft zu verdienstlichem Werk, während man, wenn nur der Einzelne davon sich befangen ließe, diesen ohne Weiteres zum Thoren stempeln würde.

Zu dieser Bemerkung wurden wir gedrungen, als wir neulich in einer alten Chronik Mancherlei lasen über Niklaus von Flüe, den Schweizer, von dem wir sprechen wollen, um die Eingangsworte unsres kleinen Aufsatzes zu erklären. Im Jahr 1417 zu Sarneln in Unterwalden geboren, wuchs er als Hirtenknabe auf und zeigte frühe eine große Tüchtigkeit, indem er als Kind schon bemüht war, sich selbst zu beherrschen und Alles mit Ruhe und Klarheit zu vollbringen. In den Jünglingsjahren kämpfte er wacker für sein Vaterland, und da man seinen Beruf dazu erkannte, erhielt er ein Amt, verheirathete sich und wurde Vater von fünf Söhnen und fünf Töchtern, wovon namentlich die letzteren viel Sorge bedurften, weil sie leibesgebrechlich waren. Er ward Landrath, dann Landamman, ein Amt, das er von sich wies, weil er sich nicht die hinlänglichen Fähigkeiten für dasselbe zutraute, das man ihm aber fast aufzwang, weil man vom Gegentheil sich überzeugt hatte. So stieg sein Einfluß, sein Ruhm, und gar viel Löbliches ging von ihm aus. Wer aber mit der Menge verkehrt, ihre Wandelbarkeit und selbstsüchtigen Neigungen kennen lernt, der bedarf eines immer frischen, neubewegten Geistes, um dem bessern Theil der Menschheit und überhaupt dem Leben nicht Unrecht zu thun, sich nicht von ihm zu entfremden. Niklaus von Flüe vertiefte sich jedoch immer mehr in Betrachtungen, die mitunter über das damalige Erkennen, oder wohl gar über alles menschliche Erkennen hinausgingen. Endlich schien ihm, dem Gatten, dem Vater von zehn Kindern, die sein so sehr nöthig hatten, die Abgeschiedenheit von der Welt das Höchste und Schönste und in seinem funfzigsten Jahre verließ er die Seinen, um künftig als Einsiedler zu leben und zu sterben. Wie viel Schmerzliches mögen Gattin und Kinder empfunden haben, als sie nun einsehen mußten, daß er die Ferne, die Einsamkeit ihrem Umgang, der täglichen, wenn auch abmühenden, doch auch wieder stärkenden Sorge um ihr Wohl und Weh vorzog! Er selbst muß davon ergriffen gewesen seyn, denn Anfangs wollte er seinen einsamen Zufluchtsort weit, weit von denen suchen, für die Gott und jedes Gefühl ihn zur Stütze bestimmt hatte; er kehrte aber zurück und siedelte sich nicht fern von seinem Hause an, in einer Schlucht des Melchthals. Er versagte sich alle Bequemlichkeiten; ein grober wollener Rock, der ihm über die nackten, nur von Sohlen

großen Händen hingezeigt wird, müßt Ihr Euch auch hüten. „Kein Bettler schlägt ein Almosen aus, kein Hund eine Bratwurst, kein Krämer eine Lüge." Sie haben's auf Euer Geld abgesehen. Ja, hütet Euch besonders vor aller Art von Bettelei, die in Sammet und Seide und Gold und Silber einhergeht und den Leuten aus vollem Halse zugröhlt: „Kauft! kauft! kauft! So etwas kommt nicht wieder!" — Geld! Geld! Geld! so schreien im Grunde genommen Alle. Welt und Geld, das vereint sich, alle Welt will Geld. Sie denkt, wenn sie Geld hat, ist sie der Himmel. Aber irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Die Welt, die sich nur auf Geld baut, ist ein armseliges Bettelnest, das übermorgen zusammenstürzt. Sammelt Euch Schätze, die weder Motten noch Rost fressen, denen die Diebe nicht nachgraben, sammelt Euch Schätze für den Himmel, und Geld seht nur als einen Wanderstab an, den man auf dem Wege durch die Welt in den Himmel braucht. Verdient es Euch durch ehrlicher Hände Arbeit, bettelt, gaunert, betrügt nicht; geizt aber auch nicht mit dem Plunder, wenn ihn Euch das blinde Glück in den Schooß geschüttet hat, sondern unterstützt und tröstet die Armen, daß sie einen Wanderstab haben durch diese Welt und sich in den Himmel helfen können. Ja, es muß noch dahin kommen, daß es in weisen, christlichen Staaten gar keinen Bettler und Betrüger mehr giebt, sondern lauter glückliche, ehrliche Leute, die sich wie Kinder eines Vaters lieben und gegenseitig helfen und trösten und sich Alle freudig durcheinander bewegen, bis sie dieses allerliebste Bettelnest der Erde verlassen und es mit einem frohen Jenseits vertauschen, wo das Geld so tief gesunken ist, daß es kein Mensch haben will, wo das Geld, das diese Welt regiert, nicht die geringste Stimme hat, da das Geld des Jenseits nur das Herz, das Gemüth, der Geist und das ist, was wir hier Edles und Gutes vollbrachten. — Wir werden freilich schon lange schweigen, ehe es zu solcher Gesinnung, zu solchem Erfolge gekommen ist; schadet indeß nichts! — wenn Jeder nur das Seine thut, um einen solchen Weg einzuschlagen, thut er das Rechte. Weiter wollen wir vorläufig auch nichts ausgesprochen und gewünscht haben, und darauf sagen wir in Gottes Namen: Amen!



Niklaus von Flüe.

Kein Mensch kann sich so ganz den Schwächen und Wunderlichkeiten seiner Zeit entziehen und ein Wahn, der Viele befällt, wird gar oft zu verdienstlichem Werk, während man, wenn nur der Einzelne davon sich befangen ließe, diesen ohne Weiteres zum Thoren stempeln würde.

Zu dieser Bemerkung wurden wir gedrungen, als wir neulich in einer alten Chronik Mancherlei lasen über Niklaus von Flüe, den Schweizer, von dem wir sprechen wollen, um die Eingangsworte unsres kleinen Aufsatzes zu erklären. Im Jahr 1417 zu Sarnen in Unterwalden geboren, wuchs er als Hirtenknabe auf und zeigte frühe eine große Tüchtigkeit, indem er als Kind schon bemüht war, sich selbst zu beherrschen und Alles mit Ruhe und Klarheit zu vollbringen. In den Jünglingsjahren kämpfte er wacker für sein Vaterland, und da man seinen Beruf dazu erkannte, erhielt er ein Amt, verheirathete sich und wurde Vater von fünf Söhnen und fünf Töchtern, wovon namentlich die letzteren viel Sorge bedurften, weil sie leibesgebrechlich waren. Er ward Landrath, dann Landamman, ein Amt, das er von sich wies, weil er sich nicht die hinlänglichen Fähigkeiten für dasselbe zutraute, das man ihm aber fast aufzwang, weil man vom Gegentheil sich überzeugt hatte. So stieg sein Einfluß, sein Ruhm, und gar viel Löbliches ging von ihm aus. Wer aber mit der Menge verkehrt, ihre Wandelbarkeit und selbstsüchtigen Neigungen kennen lernt, der bedarf eines immer frischen, neubewegten Geistes, um dem bessern Theil der Menschheit und überhaupt dem Leben nicht Unrecht zu thun, sich nicht von ihm zu entfremden. Niklaus von Flüe vertiefte sich jedoch immer mehr in Betrachtungen, die mitunter über das damalige Erkennen, oder wohl gar über alles menschliche Erkennen hinausgingen. Endlich schien ihm, dem Gatten, dem Vater von zehn Kindern, die sein so sehr nöthig hatten, die Abgeschiedenheit von der Welt das Höchste und Schönste und in seinem funfzigsten Jahre verließ er die Seinen, um künftig als Einsiedler zu leben und zu sterben. Wie viel Schmerzliches mögen Gattin und Kinder empfunden haben, als sie nun einsehen mußten, daß er die Ferne, die Einsamkeit ihrem Umgang, der täglichen, wenn auch abmühenden, doch auch wieder stärkenden Sorge um ihr Wohl und Weh vorzog! Er selbst muß davon ergriffen gewesen seyn, denn Anfangs wollte er seinen einsamen Zufluchtsort weit, weit von denen suchen, für die Gott und jedes Gefühl ihn zur Stütze bestimmt hatte; er kehrte aber zurück und siedelte sich nicht fern von seinem Hause an, in einer Schlucht des Melchthals. Er versagte sich alle Bequemlichkeiten; ein grober wollener Rock, der ihm über die nackten, nur von Sohlen

beschützten Füße herabhing, war seine Kleidung, seine Schlafstätte der Boden seiner Zelle, in welcher zwei Stühle das ganze Mobiliar ausmachten; als ob der himmlische Vater darin, daß man seiner Gaben, der Freuden des von ihm verliehenen Daseyns sich entschlägt, den Genuß desselben verweigert, ein ihm gefällig Werk erkennen werde! Nach derzeitigen Begriffen gehörte er indeß nun zu den Heiligen und seine Landsleute bauten ihm eine Kapelle an seine Zelle, aus der er sich nur Nachmittags entfernte, um einen andern Einsiedler, den Bruder Ulrich, der ein halb Stündchen von ihm ein gleiches Leben führte, zu besuchen. Manchmal ging er auch zu Frau und Kindern und glaubte vielleicht seinen Pflichten da mit Ermahnungen zu genügen, wo doch das Zusammenleben, bei dem Größesten und Kleinsten mit Rath und That in jedem Augenblick bereit seyn zu können, die vor dem heiligen Altar übernommene Verbindlichkeit war, während er freilich nach eigenem Sinn das Rechte, nach dem Sinn seiner Zeit das Bewunderungswürdige erwählt hatte. Der Ruf seiner Heiligkeit durchzog die ganze Schweiz und die Nebenländer, und mehrere seiner Aussprüche, die bis auf unsre Zeit gekommen sind, zeugen von dem sittlichen Werth des Mannes. Wenn er aber unter Anderem äußerte: „Jeder sey nur treu und fleißig in seinem Stande; es ist gleichviel, ob lebendiges Quellwasser durch Blei oder Gold rinne"; so ist's auch offenbar, daß er selbst des eigentlichen Kerns seines Spruchs nicht theilhaftig war; denn er hatte danach unbedenklich auszuharren an der Stelle, wohin ihn Gott mit seiner Thätigkeit beschieden, er durfte sich von derselben nicht entfernen. Daß er dies nicht einsah, war eine Krankheit seiner Frömmigkeit, und wenn wir ihm eben deshalb, weil es Krankheit war, unser Mitgefühl schuldig sind, und nun von Herzen das Gute anerkennen, was er auch von seinem vereinsamten Standpunkt aus wirkte, dürfen wir doch einen solchen Abschluß vom eigentlichsten, von dem thätigen Leben nimmermehr gut heißen. — Aber, wie gesagt: Kein Mensch kann sich so ganz dem Wahn und den Wunderlichkeiten seiner Zeit entziehen! Ist jedoch in der unsrigen an einigen Zeichen wahrzunehmen, daß eine solche sich absondernde Frömmigkeit nicht allein wieder ihre Anhänger, sondern sogar ihre Beschützer und Verfechter hat, wird's zum Beruf, eine solche Abtrennung vom thätigen Leben, von dem gemeinsamen Wirken, als sündlich zu bezeichnen. Es giebt zwar Leute, die in ihrer Beschränkung meinen: dergleichen gehöre nicht in ein Volksbuch; es giebt sogar solche Leute, die nur aus Speculation eine solche Ansicht hätscheln. Wenn wir aber, vom Geist des Christenthums, von der Liebe und Demuth durchdrungen, in milder Weise denen begegnen, die ihren Irrthum für wahr halten, müssen wir doch gradhin die auf einen Irrthum Spekulirenden als verächtlich bezeichnen.



Niklaus von Flüe hat auch während seines Klausner-Lebens noch manches Gute vollbracht; so namentlich, als zwei Tagsatzungen einen Streit unter den Kantonen nicht zu schlichten vermochten, bewirkte eine Rede aus seinem Munde die Einigkeit und den Sieg der Billigkeit. Viele andre Züge noch sprechen für seinen edlen Charakter. Wenn man aber in den Chroniken findet, daß er als Klausner nur vom innern Geist sich sättigte, gar keiner Speise mehr bedurfte, und so noch zwanzig Jahre lebte, überlassen wir dies zu glauben dem, der es kann. Die Gesetze der Natur machen nirgends eine Ausnahme und haben sie nicht gemacht bei Niklaus von Flüe, das ist unsre Ueberzeugung, die sich folgerichtig auch auf alle andern Legenden der Art ausdehnt.

Daß aber unser Klausner wohl zuweilen selbst erkannt haben möge, das Abscheiden von seiner Familie und dem Getriebe der Welt sey doch nicht der eigentlichste Weg seines Berufs gewesen, deutet uns vielleicht ein Vorfall an, der auf beigefügtem Bilde dargestellt ist. Sein Ruf war, wie schon erwähnt, weit verbreitet und oft kamen Personen aus der Ferne, seinen Rath zu vernehmen. Eines Tages trat ihn ein italienisch Mädchen an, das eine Waise war und noch einen jüngeren Bruder zu ernähren hatte. Sie mußte in Dienste gehen, und da in der Heimath, als die Eltern noch für sie sorgten, ihre Aussichten bessere waren, dort also ein kümmerlicheres Verhältniß ihr Gefühl mehr noch bedrückt haben würde, entschloß sie sich, nach der Schweiz auszuwandern, wo sie für sich ein Unterkommen fand, nicht aber für den Knaben. Auf den Rath Anderer entschloß sie sich, bei Niklaus von Flüe anzufragen: ob er nicht ihr Brüderlein einem Kloster empfehlen möge, daß es ihn aufnehme und zum Dienst der Kirche erziehe. Niklaus betrachtete den Kleinen, der ihn, da er wie ein Hirtenknabe aussah, an seine eigene Jugend erinnerte, und nach mancherlei Fragen sprach er: „Einem Landmann will ich ihn empfehlen, damit er lerne, sich zu rühren und zu regen in der Welt. Von dieser abgeschieden dennoch Ruhe und Freudigkeit zu bewahren, dazu bedarf es Erfahrung und eines Entschlusses, die aus jener hervorgeht. Thäte ich, was Ihr jetzt wünschet, so griffe ich frevelnd in das Schicksal, das diesen Knaben wohl anders führen will. In die Arbeit soll er und Gott möge ihn leiten!"

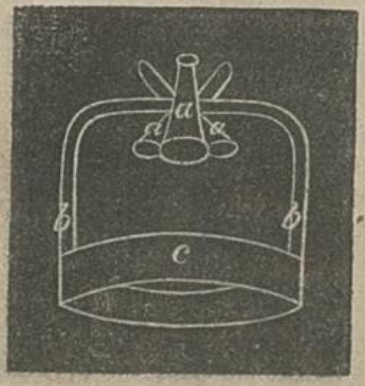
Niklaus von Flüe wurde siebenzig Jahr alt und starb 1487 am 21. März, der auch sein Geburtstag war. — Wir nennen ihn aus vollem Herzen einen edlen Mann, und Achtung gebührt seinem Andenken, das dadurch im Geringsten nicht gekränkt wird, wenn wir seinen Hang zur Vereinsamung nicht gut heißen; denn er lag in der Richtung jener Tage und ihr zu widerstehen, reichte seine Kraft nicht aus. Dagegen tadeln wir einen solchen Hang in unsrer Zeit ganz entschieden, denn er ist

jetzt etwas Gemachtes, ein Wahngespenst der Vergangenheit, dessen Nebelgestalt nur kranke Phantasie oder die aus eigensüchtigen Beweggründen entstehende Lust zu täuschen wieder herbeirufen kann. Der Mensch gehört in's thätige Leben, hat sich unzertrennlich dem Ganzen anzuschließen und in gemeinsamer Ordnung zu wirken, das ist sein Beruf; in ihm ist Förderung der Zwecke Gottes und in dieser wohnt, wie es uns auch gehen möge, das innerste Glück, die innerste Beruhigung.

Verbesserte Vorrichtung,

welche das Putzen der Kerzen unnöthig macht.

Dieser Zweck ist dadurch zu erreichen, daß man das Ende des brennenden Dochtes aus der senkrechten Richtung bringt, so daß es seitlich an der Flamme hinausragt und, auf diese Weise der atmosphärischen Luft ausgesetzt, dermaßen verbrennt, daß es nicht geputzt zu werden braucht. Ein Herr Palmer suchte vor einigen Jahren an seinen Patentkerzen dasselbe zu erlangen, indem er zwei oder mehrere Dochte spiralförmig zusammendrehte; besser ist's aber, den Docht gerade und unverändert beizubehalten, und die Biegung der Dochte dadurch zu bewirken, daß man deren brennende Enden durch eine oben auf die Kerze gebrachte Vorrichtung, deren trichterförmige Mündungen nach Außen zugewendet sind, führt.



Die Vorrichtung besteht, wie man an beigedruckter Figur sieht, aus drei trompetenförmigen Röhren a a a, welche durch die Bänder b b mit einem Ringe c verbunden sind, der auf eine an dem obereren Theile des Leuchters befindliche Leiste zu liegen kommen soll. Die Kerze ist in eine cylindrische Röhre zu bringen, und in dem Maaße, als sie abbrennt, durch eine von Unten wirkende Feder nach Oben zu treiben, gleichwie dies mit den Kerzen an den Kutschen-Laternen zu geschehen pflegt. Damit die Kerze nicht aus der Röhre hinausgetrieben werden kann, muß das obere Ende dieser letzteren mit einem Randkranze versehen seyn. Das obere Ende eines jeden der Dochte

wird durch die trompetenförmige Röhre seitlich aus der Flamme hinausgeführt, damit es daselbst zu Asche verbrenne. Wollte man die Kerze in keine Röhre einsetzen, so könnte man die trompetenförmigen Röhren an einer Kappe anbringen, die oben auf die Kerze gesetzt werden müßte, und welche vermöge ihres Gewichtes in dem Maaße herabsinken würde, als die Kerze abbrennt.

Wilhelm Herschel.



Dieser berühmte Astronom wird gewöhnlich William Herschel genannt, weil er seine Erweiterungen der Wissenschaft in England vollbrachte. Da er aber ein Deutscher ist, dürfen wir Deutsche auch nicht leiden, daß sein Vorname anders an ihm hafte, als er ihn in deutscher Taufe empfing, obwohl wir

dabei die alte Bemerkung wiederholen müssen, daß so viele Deutsche, um für ihren Geist einen Wirkungskreis zu finden, sich an das Ausland wenden mußten. Das wird hoffentlich künftig nicht mehr so seyn; die Deutschen lernten sich als Volk fühlen, sie haben Fürsten, die ein solches Gefühl, das in Zeiten der Noth und That Wunder übt, als ein heiliges Schutzmittel für die angestammten Throne und die Volks-Ehre fördern und befestigen helfen, wovon unsre Tage hinlänglich Zeugniß geben. Zwar tauchen hin und wieder auch Andeutungen entgegengesetzter Art auf, sie verkümmern und verschwinden aber vor den vielen Zeichen, daß die Deutschen ihre Kräfte üben, ihre Ehre wahren, und die Herrscher erkennen, daß in solcher Gesinnung des Volks die höchsten und schönsten Erfolge nach allen Seiten hin die festesten Stützen haben.

Dies ist nicht Abschweifung, wenn wir eben von Wilhelm Herschel reden wollen. Er ist auch so ein Mann, der deutscher Bebarrlichkeit durch sein Leben eine Lobrede hält. Geboren wurde er am 15. November 1738 in Hannover, als der Sohn eines armen Musikers, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Ein würdiger Lehrer nahm sich unsres Wilhelm Herschel an, um seiner Fähigkeiten und um Gottes willen, dessen Ruf zu Werken der Liebe ermahnt; ein Ruf, der in jedem Tüchtigen erklingt und besonders dazu auffordert, das Talent und den Geist der Unbemittelten nicht verloren gehen zu lassen. Jener Lehrer unterrichtete den Knaben in den Grundlagen der Wissenschaften und des Sittlichen, wodurch die Lernbegierde seines Schülers so zunahm, daß Wilhelm Herschel jede Gelegenheit ergriff, seine Kenntnisse zu vermehren. Sein Vater bestimmte ihn zur Musik und Beide waren als Militair-Musiker angestellt bei einem hannöverschen Regiment, das im Jahr 1759 nach London mußte. Der Vater kam nach Deutschland zurück, der Sohn blieb in England, kämpfte mit Hunger und Kummer, erhielt aber endlich eine Anstellung als Organist in Halifax. Der drückendsten Sorgen überhoben, studirte er Sprachen und lernte durch sich selbst Italienisch, Lateinisch und Griechisch. Dann fiel ihm ein Buch über die Harmonie in die Hände; er ward nun inne, daß er vor Allem sich in der Mathematik feststellen müsse, was er that und endlich den Euklid und Newton (dessen Bildniß und Biographie wir schon früher mittheilten) studirte. Jetzt machte er eine Reise nach Italien, half sich mit der Musik durch und erfuhr in Neapel, man habe ihm in London für eine Abhandlung den Preis ertheilt. Es trieb ihn dorthin zurück, doch ihm fehlte Reisegeld, als er in Genua war, um sich einzuschiffen; er verschaffte es sich durch einen Spaß, der ihm die Menge herbeilockte. Er spielte nämlich in einem Concert ganz allein ein Quartett, indem er mit den Händen arbeitete und zugleich Instrumente sich an den Schultern und

wird durch die trompetenförmige Röhre seitlich aus der Flamme hinausgeführt, damit es daselbst zu Asche verbrenne. Wollte man die Kerze in keine Röhre einsetzen, so könnte man die trompetenförmigen Röhren an einer Kappe anbringen, die oben auf die Kerze gesetzt werden müßte, und welche vermöge ihres Gewichtes in dem Maaße herabsinken würde, als die Kerze abbrennt.

Wilhelm Herschel.



Dieser berühmte Astronom wird gewöhnlich William Herschel genannt, weil er seine Erweiterungen der Wissenschaft in England vollbrachte. Da er aber ein Deutscher ist, dürfen wir Deutsche auch nicht leiden, daß sein Vorname anders an ihm hafte, als er ihn in deutscher Taufe empfing, obwohl wir

dabei die alte Bemerkung wiederholen müssen, daß so viele Deutsche, um für ihren Geist einen Wirkungskreis zu finden, sich an das Ausland wenden mußten. Das wird hoffentlich künftig nicht mehr so seyn; die Deutschen lernten sich als Volk fühlen, sie haben Fürsten, die ein solches Gefühl, das in Zeiten der Noth und That Wunder übt, als ein heiliges Schutzmittel für die angestammten Throne und die Volks-Ehre fördern und befestigen helfen, wovon unsre Tage hinlänglich Zeugniß geben. Zwar tauchen hin und wieder auch Andeutungen entgegengesetzter Art auf, sie verkümmern und verschwinden aber vor den vielen Zeichen, daß die Deutschen ihre Kräfte üben, ihre Ehre wahren, und die Herrscher erkennen, daß in solcher Gesinnung des Volks die höchsten und schönsten Erfolge nach allen Seiten hin die festesten Stützen haben.

Dies ist nicht Abschweifung, wenn wir eben von Wilhelm Herschel reden wollen. Er ist auch so ein Mann, der deutscher Beharrlichkeit durch sein Leben eine Lobrede hält. Geboren wurde er am 15. November 1738 in Hannover, als der Sohn eines armen Musikers, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Ein würdiger Lehrer nahm sich unsres Wilhelm Herschel an, um seiner Fähigkeiten und um Gottes willen, dessen Ruf zu Werken der Liebe ermahnt; ein Ruf, der in jedem Tüchtigen erklingt und besonders dazu auffordert, das Talent und den Geist der Unbemittelten nicht verloren gehen zu lassen. Jener Lehrer unterrichtete den Knaben in den Grundlagen der Wissenschaften und des Sittlichen, wodurch die Lernbegierde seines Schülers so zunahm, daß Wilhelm Herschel jede Gelegenheit ergriff, seine Kenntnisse zu vermehren. Sein Vater bestimmte ihn zur Musik und Beide waren als Militair-Musiker angestellt bei einem hannöverschen Regiment, das im Jahr 1759 nach London mußte. Der Vater kam nach Deutschland zurück, der Sohn blieb in England, kämpfte mit Hunger und Kummer, erhielt aber endlich eine Anstellung als Organist in Halifax. Der drückendsten Sorgen überhoben, studirte er Sprachen und lernte durch sich selbst Italienisch, Lateinisch und Griechisch. Dann fiel ihm ein Buch über die Harmonie in die Hände; er ward nun inne, daß er vor Allem sich in der Mathematik feststellen müsse, was er that und endlich den Euklid und Newton (dessen Bildniß und Biographie wir schon früher mittheilten) studirte. Jetzt machte er eine Reise nach Italien, half sich mit der Musik durch und erfuhr in Neapel, man habe ihm in London für eine Abhandlung den Preis ertheilt. Es trieb ihn dorthin zurück, doch ihm fehlte Reisegeld, als er in Genua war, um sich einzuschiffen; er verschaffte es sich durch einen Spaß, der ihm die Menge herbeilockte. Er spielte nämlich in einem Concert ganz allein ein Quartett, indem er mit den Händen arbeitete und zugleich Instrumente sich an den Schultern und

Füßen befestigt hatte. Mit dem so gewonnenen Gelde machte er es möglich, England zu erreichen und ward im Jahr 1766 Organist in Bath, wobei er zugleich die Direktion dortiger Musik-Aufführungen übernahm und Unterricht gab. Trotz dieser mannigfachen Beschäftigungen setzte er seine Studien eifrigst fort und nahm die Nacht zu Hülfe, wenn der Tag nicht ausreichen wollte. Seine Bemühungen richteten sich besonders auf Optik und Astronomie. Da er indeß zu seinen Beobachtungen des Himmels nur ein sehr dürftiges Telescop besaß, ein besseres aber hoch im Preise stand, verfertigte er sich selbst eins und nach der größten Mühseligkeit hatte er im Jahr 1774 den herrlichen Lohn, durch seinen, von ihm geschaffenen sechsfüßigen Refractor die Welten am Himmel zu betrachten. Er ging nun weiter, verfertigte sich größere Instrumente, zuletzt ein vierzigfüßiges, das indeß schwer zu handhaben war. Aber mit seinen eigenen brauchbaren Telescopen that er Ausgezeichnetes für die Astronomie. Er entdeckte einen Planeten, Vulkane im Monde; am Uranus entdeckte er, daß er mit einem Ring umgeben sey und sechs Trabanten habe, und erweiterte überhaupt die Resultate der Forschungen in der Astronomie. Dafür übersandte ihm die Universität zu Oxford das Doctor-Diplom, was man dort nicht so leicht hergiebt als auf manchen deutschen Universitäten, wo man zuweilen solche Doctoren ernennt, welche Karrikaturen dieser Würde sind. Wilhelm Herschel blieb bei allen seinen Anstrengungen kerngesund, erreichte ein hohes Alter und starb am 25. August 1822. — Seine Schwester, Caroline Herschel, welche Anfangs des Jahres 1840 sich, trotz ihrer 91 Jahre, noch immer rüstig zeigte, war ihm übrigens eine wackere Gehülfin; ja sie selbst hat nicht unwichtige Entdeckungen gemacht, namentlich fünf Kometen aufgefunden, deren Bahnen sie auch in Abhandlungen darlegte. — In der Neujahrsnacht 1839—1840 hat man unserm Wilhelm Herschel ein eigenthümliches Denkmal errichtet, nämlich sein vierzigfüßiges Rohr, das vom Zahn der Zeit angegriffen war, wieder hergestellt und mit drei steinernen Pfeilern gestützt. Die Herschel'sche Familie hatte in jener Neujahrsnacht im Innern des Rohrs ein Weihe-Fest veranstaltet, bei dem auf den alten Tubus ein Loblied gesungen wurde, aus welchem wir, unsern Aufsatz damit schließend, die folgenden Verse mittheilen:

„Hier wacht' unser Vater in eisiger Nacht,
Hier hat ihm vorweltlicher Lichtstrahl gelacht;
Hier half ihm die Schwesterlieb' treulich und mild,
Sie zogen vereint durch das Sternengefild'.

Dies Rohr wird verfallen der Zeit einst zum Raub,
Sein Eisen und Erz ist dann Rost nur und Staub;
Doch ob auch Jahrhunderte rauschend vergeh'n,
Sein Ruhm wird doch in den Trümmern besteh'n."

Die schreckliche Hütte.

Es war einer der schwülen Abende des italienischen Sommers, als Doctor Scarlatti, in Rom ansäßig, auf seinem getreuen Maulthier von dem kleinen Dorfe Genfana, wo ihn sein Beruf hingeführt hatte, zurückkehrte. Der Krankheitsfall, der ihm hier vorkam, beschäftigte den Arzt so, daß er, ganz in Gedanken vertieft, den richtigen Weg verlor, und als er aus seinen Träumereien erwachte, in denen wohl auch seines Patienten trefflicher Wein eine Rolle gespielt haben mochte, eine ihm ganz fremde Gegend vor sich sah. Seine Bestürzung mehrte sich, als er bemerkte, daß die Dunkelheit bereits mit raschen Schritten das schöne Dämmerlicht verdrängte, und nun plötzlich seine Phantasie von der Möglichkeit erhitzt wurde, daß Räuber, welche eben in dieser Gegend hausen sollten, ihn überfallen könnten. Unter diesen Umständen that er Alles, was er, als ein nicht besonders beherzter Mann, für das Rechte hielt. Er band sein Maulthier an einen Baum, stieg mit Hülfe der Zweige auf den Sattel und spähte ringsum, hoffend, irgendwo einen Wegweiser zu entdecken. Zu seiner großen Freude gewahrte er ein Lichtchen, kletterte auch sogleich von seinem Thier herab, welches er an dem Baume angebunden stehen ließ, und eilte auf dem schon finstern Wege dem Lichtschein zu. Büsche, Wurzeln und Baumstubben hielten ihn oftmals auf, und nur mit Mühe konnte er sein Ziel erreichen. Er stand endlich vor einer einsam gelegenen Hütte, von einfachster Bauart und von traurigem Ansehen. Eine lebhafte Einbildungskraft — und die des Doctor Scarlatti war eben lebhaft — konnte sich kein besseres Bild von einer Räuberherberge machen, als er hier vor sich sah; ehe er jedoch einen Entschluß gefaßt hatte, rief ihm eine rauhe Stimme zu: „Wer ist da?" — „Ein unglücklicher, verirrter Reisender", antwortete Scarlatti; „dem es nicht möglich ist, den Weg wieder zu finden." — „Geht nur weiter, Herr", antwortete die Stimme, „wir können keine Reisende beherbergen!" Die verweigerte Aufnahme brachte den Doctor von seinen Gedanken an Räuber ab und in den Muth hinein; er setzte seine Unterhandlung um ein Nachtlager mit großer Beredsamkeit fort, und versprach dem Wirthe eine ansehnliche Belohnung, wenn er seine Wünsche erfüllen wollte. Ob seine Beredsamkeit oder das Versprechen einer Belohnung wirksamer gewesen, möchte unzart seyn, näher zu untersuchen; als sich jedoch in der Hütte eine weibliche Stimme leise in die Unterredung gemischt hatte, wurde dem Doctor die Thür geöffnet — und er trat ein. Da sah er einen stark gebräunten Mann vor sich, ungefähr vierzig Jahr alt; er hatte den Ausdruck einer fürchterlichen Entschlossenheit, die den Doctor zittern

machte; der Wirth sah das entweder nicht, oder wollte es nicht sehen. Er entschuldigte kurzweg sein Zögern, einen Fremden einzulassen, damit, daß sie auf der Hut seyn müßten, weil sich Banditen in der Nähe aufhielten. — Dem Doctor genügte diese Entschuldigung vollkommen, er setzte sich ruhig an den Tisch und begann einen Angriff auf die Lebensmittel, welche die Frau ihm vorgesetzt hatte. Doch der unglückliche Feinschmecker vermochte nicht, das alte Schwarzbrod und den furchtbar sauren Wein hinunter zu bringen. Dabei flüsterten sein Wirth und dessen Weib, eine große Gestalt, mit Gesichtszügen, die früher schön gewesen seyn mochten, jetzt aber einen fast wilden Ausdruck hatten, eifrigst zusammen und warfen von Zeit zu Zeit so bedeutungsvolle Blicke auf ihn, daß er wohl glauben konnte, er sey der Gegenstand dieser geheimnißvollen Unterhaltung. Sich in dieselbe zu mischen, wagte er nicht; sondern bat, als ein Augenblick düsteren Schweigens eingetreten war, ihm sein Nachtlager zu zeigen. „Warten Sie, mein Herr", erwiederte die Frau in aufgeregtem Tone, und wandte sich mit den Worten zu ihrem Manne: „Filippo, Du vergißt, daß das Bett noch nicht in Ordnung ist, geh' und mach' es sogleich zurecht!" Scarlatti konnte nicht begreifen, warum Filippo das Bett zurecht machen sollte; er sagte jedoch nichts, sondern beobachtete nur in dumpfer Träumerei, aus der ihn ein seltsames Geräusch an der Decke des Zimmers weckte. Es war, als ob ein schwerer Körper hinfiel, und dann fortgeschleppt würde. Die Frau, nicht weit von ihm sitzend, sah blaß und verstört aus und schien im höchsten Grade beklommen zu seyn. Er argwöhnte das Schrecklichste, und schon trat Filippo wieder ein und zeigte ihm den Weg zu seiner Schlafkammer. Der Doctor nahm die Lampe, wünschte seinen Wirthen gute Nacht und ging mit so viel Entschlossenheit, als er noch aufzutreiben vermochte, in das kleine Gemach. Seine erste Sorge war, die Thür zu verriegeln, dann untersuchte er auf das Sorgfältigste den Fußboden, ob sich vielleicht irgendwo Fallthüren oder versteckte Mörder befänden. Von Alle dem fand er jedoch nichts; er empfahl sich hierauf dem Schutze seines Heiligen, entkleidete sich, löschte die Lampe aus, warf sich auf das Bett und schlief bald fest ein. Die Anstrengungen und Besorgnisse des vergangenen Tages waren dem guten Doctor so in's Blut gedrungen, daß die schrecklichsten Träume seinen Geist beunruhigten. Plötzlich glaubte er zu erwachen und sah Filippo mit gezogenem Dolche sich hereinschleichen und leise unter sein Bett kriechen. Dies war zu viel für seine Nerven, er erwachte nun wirklich, erschreckt und bestürzt griff er mit zitternder Hand tief unter das Bett, und — furchtbar war sein Schrecken — berührte das kalte Gesicht eines Leichnams. Seine Sinne vergingen ihm, der Angstschweiß trat auf seine Stirn. Mit einem Sprunge war er

am Fenster; es war höchstens zwölf Fuß über der Erde. — Ohne sich mehr als die nothdürftigsten Kleidungsstücke überzuwerfen, ließ er sich hinab, kletterte über einen niedrigen Zaun, der die Hütte umgab und lief querfeldein, ohne sich auch nur umzusehen. Jedes fallende Blatt, jeder Luftzug erschreckte ihn auf seiner Flucht; in jedem Busche sah er einen Feind lauern; hinter jedem Baume schien ein Mörder zu stehen. Als seine Kräfte erschöpft waren, bemerkte er erst, daß ihn Niemand verfolgte, und da der neue Tag schon anbrach, faßte er so viel Muth, sich am Fuße eines Baumes, dicht bei der Landstraße, zusammen zu kauern, wo er, ermüdet wie er war, bald einschlief. Wie lange er geschlafen, wußte unser Doctor nicht; die Sonne war aber schon hoch über dem Horizont, als er durch das Geklingel von Maulthieren erweckt wurde, die einen Karren mit Wein beladen zogen. „Halt, halt, guter Freund!" stöhnte Scarlatti; „um des Himmels Barmherzigkeit willen, rettet mein Leben! — Ist es keine Täuschung", fuhr er fort, als er genauer das Gesicht des Maulthiertreibers gesehen hatte, „bist Du es wirklich, Peter? dann sey der Himmel gelobt!" — „Und seyd Ihr es denn, Herr Doctor?" fragte Peter mit unverhehltem Erstaunen; „haben Euch die Banditen hier festgebunden und beraubt?" — „Nein, das nicht; aber kennst Du, Freund Peter, die Besitzer jener Hütte dort links vom Walde?" — „Ob ich sie kenne! vortreffliche Leute! sie sind sehr arm, aber ehrlich." — „Ehrlich?" fuhr der erstaunte Scarlatti auf; „höre mich!" Auf diesen Ausruf folgte nun die Erzählung seines erlebten Abenteuers. — „Das ist ja eine schreckliche Geschichte", sagte Peter; „aber dahinter müssen wir kommen, ich bin gut bewaffnet, habe auch für Euch noch einen Degen; wir lassen die Maulthiere hier und gehen geraden Weges zu Filippo, ehe er fliehen kann." — Der Doctor mochte gegen diesen Vorschlag nichts einwenden, um nicht als Feigling zu erscheinen; so bewaffnete er sich mit dem Degen und Beide zogen fort. Bald kamen sie zu dem Orte des Schreckens; wie groß war aber sein Erstaunen, als er das Weib vor der Thür im ernsten Gespräch mit einem Mönch stehen und dann sich verbergen sah. „Steckt Eure Waffen ein", sagte der Mönch, auf die Ankommenden zuschreitend, „wenn, wie ich nach Eurem Aussehen vermuthen kann, Ihr der Herr seyd, welcher die vergangene Nacht hier geschlafen hat, und der auf eine so sonderbare Weise sich entfernte. Die arme Bianca hat mir Alles erzählt, und der Schein ist sehr gegen diese Leute. Glaubt mir aber, Eure Angst ist ganz grundlos gewesen." — „Ihr werdet mich doch nicht überreden wollen", unterbrach ihn der Doctor mit großer Heftigkeit, „daß ich keinen Leichnam unter dem Bette fand?" — „Das werde ich keineswegs versuchen. Es ist die Leiche des Sohnes dieser Frau, der wenige Stunden vor Eurer Ankunft verschieden



war. Das Geflüster der Wirthsleute, welches Euch schon so sehr beunruhigte, hatte zum Zweck, Euch irgendwo eine Lagerstelle zu bereiten. Das Geräusch über Euch entstand durch das Fortschleppen der Leiche unter das Bett. Die Hoffnung, von Euch so viel zu bekommen, daß sie ihren Sohn könnten anständig begraben lassen, verführte die armen Leute, eine solche Handlung gegen ihr besseres Gefühl zu begehen. Wollt Ihr Euch von der Wahrheit des Gesagten überzeugen, so wartet, denn in kurzer Zeit holt die Leichenprozession, die ich durch Filippo bestellt habe, den todten Körper ab." — Scarlatti erhielt seine Kleider und sein Maulthier wieder. Die armen Leute hatten keinen Grund, das Geschehene zu bedauern, denn der Doctor belohnte sie auf das Freigebigste, sich selber aber mit der guten Lehre: daß man jedem Begegniß erst gehörig in's Auge schauen soll, ehe man davon läuft. H. v. B.

Der alte Geck.

Es ist ein eigen Ding um Einen, der nichts weiter ist als reich und einen solchen haben wir auf dem Bilde vor uns.



Er hat ein großes Comtoir und untersucht alle Vormittage, nachdem er bis um zwölf Uhr mit dem Aufstehen und der Toilette, die an einer solchen Gestalt nichts fruchten will, alle Hände voll zu thun hatte, fünf Minuten hindurch, ob — die Andern gehörig arbeiten. Dann bekümmert er sich um die Course der Papiere, geht hin, wo's Neues zu schauen giebt, unterhält sich dann ein Paar Stunden mit den Delicatessen des Mittagstisches, hütet sich hierauf vor jedem Gedanken, um die Verdauung nicht zu stören und setzt diese Gedankenlosigkeit im Theater fort. Das Alles ist freilich keine Tugend, aber nach den vornehmen Begriffen ohne Begriff auch keine Sünde; denn seine Zeit in möglichst behaglicher Weise unnütz zu verbrauchen, gilt für ein Gesetz der — Vornehmthuerei. Der Mann aber, den wir da sehen, hat in einem Punkte ganz den orientalischen Gebrauch beibehalten, nämlich in Betreff der Vielweiberei. Von alle dem Neuen, was er sucht und schaut, ist ihm das immer neue Liebes-Abenteuer das reizendste, und da er Geld hat und viel Geld, hält er sich schon dadurch für unwiderstehlich, obwohl er seine Siege besonders seiner geistigen und körperlichen Unwiderstehlichkeit zu danken glaubt, und er ist in einer Art wirklich einzig, indem er außer sich Keinen findet, der dasselbe glaubt. Mit seiner scharfen Brille mustert er nun alle Schönheiten, und um in seiner Heimath nicht allen guten Schein aufgeben zu müssen, besucht er die Badeorte. Da haben nun zwei junge Frauen und ein Mädchen — es ist ein wahres Geschichtchen! — den alten Fant von Seiten seiner speculativen Gelüste kennen lernen und ihm eine sehr gnädige Strafe zudiktirt. Jede hat ihn nämlich, mit verstellter Hand und nur mit dem Vornamen unterzeichnet, brieflich zu einem abendlichen Stelldichein, immer an verschiedenem Ort, gerufen und er ist auch nach jeder bezeichneten Stelle hingewandert, wobei ihm noch durch Bergesteigen und so weiter Pönitenz auferlegt worden ist; denn Figura zeigt, daß ihm dergleichen nicht süß ankommt. Heute fand er sich nun wieder am bezeichneten Orte ein, wartet und wartet, daß er des Stehens schon auf ewige Zeiten genug hat, und sieht jetzt verdrießlich nach seiner Uhr, die ihm sagt, daß er bereits zwei Stunden auf das harrt, was ihm der Brief in seiner rechten Hand verheißt. Die drei Schönen die den Schalk im Nacken haben, schlichen sich unterdeß, geschützt von der hohen Gartenmauer, heran und bekichern nun den Gefoppten, den wir laut auslachen dürfen, wenn wir wollen, ihm aber auch den besseren Schlaf gönnen, der ihm nach diesem anstrengenden Abenteuer nicht ausbleiben wird. — Wenn dieser oder jener Leser den Mann kennen will, so hat er wahrscheinlich Recht; es ist wohl derselbe, den er meint, und wenn's doch ein Anderer ist — was gleichfalls wahrscheinlich — so ist damit bewiesen, daß es derlei alter Gecken

mehrere giebt, und darauf darf man sich verlassen. Aller Verjährung zum Trotz eilen diese Thoren nach ihrer Ansicht von Eroberung zu Eroberung, während sie doch von keinen andern Siegen erzählen dürften, als von solchen, bei denen ein Geldbeutel ohne Mann immer noch eine viel bessere Rolle spielen würde. Wer es aber mit der Moral hält, wie Diebe mit der Polizei, der ist noch äußerst zart behandelt, wenn er mit so leichter Fopperei davon kommt; denn — wir haben's schon gesagt — zwei der Schönen haben Männer und solche Männer, die mit dem Ziegenhainer seit ihren Studentenjahren vortrefflich umzugehen wissen; wir loben's aber an den Frauen, daß sie solche Rohheiten verhüten und doch den alten Gecken bei Gelegenheit eine gute Lehre zu geben wissen, was wir indeß noch viel vortrefflicher finden, wenn's auch den jungen Gecken geschieht!



Fabeln zu Bildern von Speckter.

Diese Fabeln und Bilder, an die wir schon einmal erinnerten, sind beliebt nnd wir verschaffen ihnen gern einen noch größeren Kreis von Lesern, als sie schon haben; wegen ihrer Gemüthlichkeit, die etwas so Ursprüngliches hat, daß selbst ein Bejahrter, wenn er diese Fabeln behaglich liest, die Kindlichkeit gleichsam wieder empfängt. Das ist wahrhaftig etwas höchst Wohlthuendes und wir würden Jeden bedauern, dem nicht zu Zeiten ein so herzerhebender Eindruck zu Theil wird. Doch die kleinen allerliebsten Dinger vertragen keine lange Vorrede, und demnach sey nur noch gesagt, daß sie nächstens in einer neuen Auflage erscheinen bei dem Verleger, dem wackern Friedrich Perthes, der viel Freunde haben muß, wenn er deren so viel hat als er verdient, für gar manches Gute, das er aus stets

jugendlicher Empfindung und alter Anspruchslosigkeit zum Licht förderte. Nun kommen wir gleich zu unsern Fabeln, denen wir eine unschuldige Spitze anhängten, nach unserm Zweck.

Knabe und Ente.



Knabe.

Ente, du gute, nun sag' einmal:
Wie groß ist Deiner Jungen Zahl?

Ente.

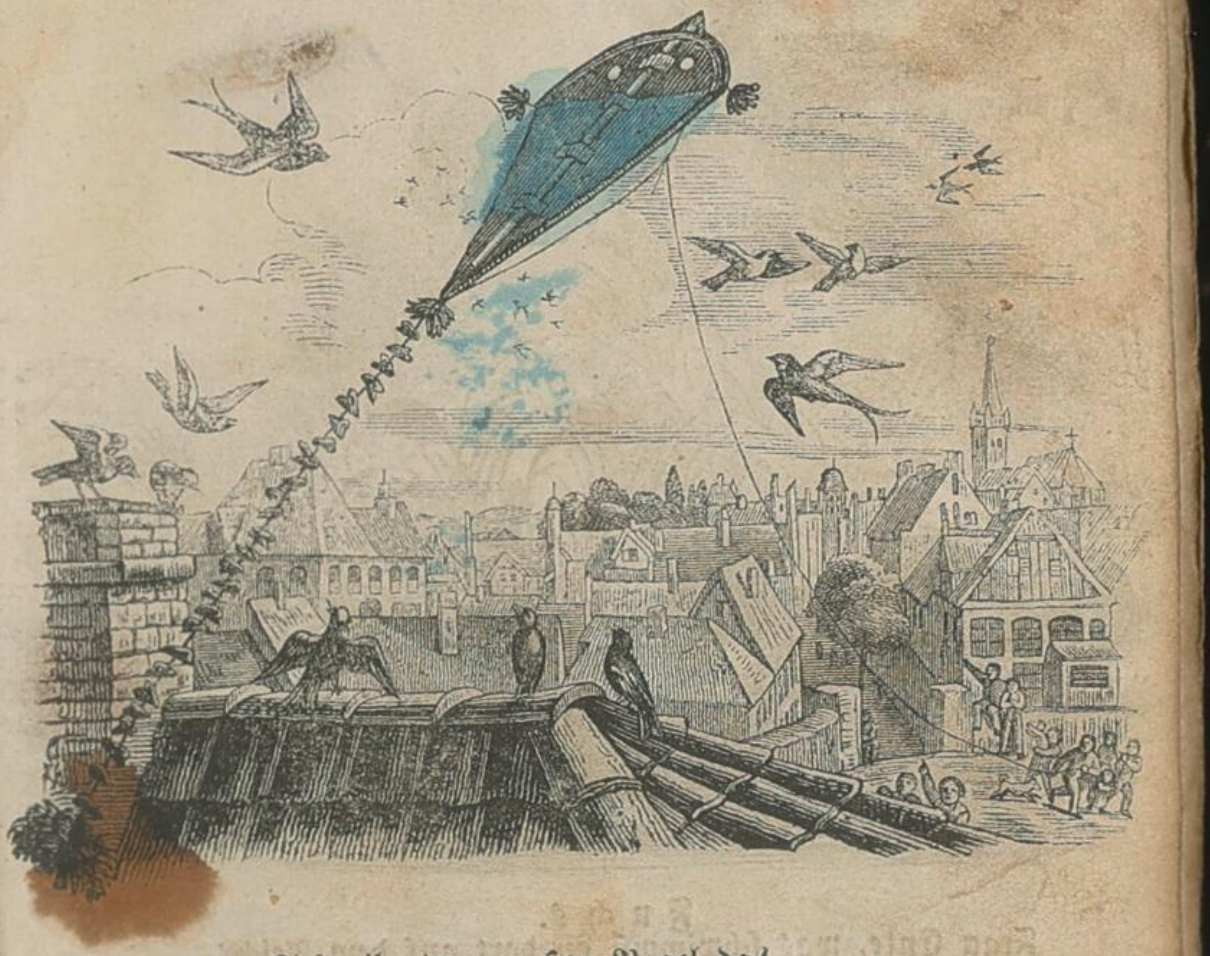
Hab' leider nicht recht gelernt zu zählen,
Doch denk' nur nicht, du willst mir eins stehlen;
Gar sorgsam geb' ich auf alle Acht,
Weil jedes mir große Freude macht.

Und sie ruft sie herbei geschwind,
Da kommen sie alle, so viel ihrer sind.
Sie schauet recht mit frohem Sinn
Auf die lieben kleinen Dinger hin;
In's tiefste Wasser schwimmen sie fort,
Der Knabe saß lange am Ufer dort.

* * *

Die Mutterliebe hilft weiter als weit,
Läßt hinter sich alle Gelehrsamkeit!

Papierdrache und Vogel.



„Seht ihr den großen Vogel da?
Ihr kleinen, kommt ihm nicht zu nah,
Daß er euch nicht etwa ertappt
Und zehen gleich hinunter schnappt.“ —
„Ach, geh' mit deinem großen Thier,
Das ist ja gar nichts als Papier.“

Da legt auf einmal sich der Wind:
Zur Erde fiel der Vogel geschwind;
Die Knaben bemühten drum sich sehr,
Doch wollt' er nicht länger fliegen mehr —
Die kleinen alle mit leichtem Sinn
Sie flatterten um ihn her und hin.

* * *

Was nur der Wind gehoben,
Ob hoch es stieg, es bleibt nicht oben;
Wie dick es thut, gar bald vergeht,
Was nicht durch eigne Kraft besteht.

Fuchs und Ente.



Fuchs.

Frau Ente, was schwimmst du dort auf dem Teich?
Komm doch einmal her an das Ufer gleich;
Ich hab' dich schon lange was wollen fragen.

Ente.

Herr Fuchs, ich wüßte dir nichts zu sagen,
Du bist mir so schon viel zu klug,
Drum bleib' ich dir lieber fern genug.

Herr Fuchs, der ging am Ufer hin,
Und war verdrießlich in seinem Sinn.
Es lüstete ihn nach einem Braten,
Das hatte die Ente gar wohl errathen.
Heut' hätt' er so gerne schwimmen können:
Nun mußt' er ihr doch das Leben gönnen.

* * *

Die Habgier, wenn sie machtlos ist,
Ersetzt den Mangel gar oft mit List,
Zu sehn, wie dumm oder — klug du bist!

einen Rigger führt, in Bewegung zu setzen. An der Welle o, welche in entsprechenden Anwellen läuft, befindet sich die kleine Kurbel p, und mit dieser steht die Stange q in Verbindung, welche an dem andern Ende mit dem Krummhebel r, der seinen Stützpunkt in s hat, verbunden ist. Der andere, in Fig. 4 mit t bezeichnete Arm dieses Hebels ist durch eine zur Seite der Trocknenkammer angebrachte Klinke geführt, und bewegt hierdurch in dem Maaße, als die Kurbel umläuft, die Trocknenkammer seitlich hin und wieder. Die Kammer ist an ihrem untern Ende mittelst der Stangen oder Ketten u, u, an dem oberen hingegen mittelst der Ketten v, v innerhalb des Gehäuses a, a aufgehängt. Die Ketten v, v stehen mit zwei Rollen oder Riggern w, w, die in einer in geeigneten Zapfenlagern umlaufenden Welle aufgezogen sind, in Verbindung; und an der Welle dieser Rigger befindet sich der Hebel x, der mit der Stange y in Zusammenhang steht. Letztere ist mit einer adjustirbaren Schraube und Schraubenmutter z, welche auf einem unbeweglichen Stücke ruht, ausgestattet. Mittelst dieser Vorrichtung kann man der Trocknenkammer eine jede beliebige Neigung geben, und folglich den Durchgang durch dieselbe beschleunigen oder erschweren. Man kann der Trocknenkammer einen Deckel geben oder auch nicht; und eben so kann man auch den Deckel des Gehäuses a, wenn man es für nöthig findet, zum Abnehmen einrichten. Ferner kann man an dem Gehäuse auch nur den Deckel und den Boden aus Eisen und die Seitenwände aus Mauerwerk, oder selbst den Boden aus feuerfesten Backsteinen aufführen. Alle diese Modifikationen wird jeder Sachverständige leicht zu machen wissen.

Das neue Nibelungenlied.

Deutschland hat nun ein tausendjähriges Heldenleben hinter sich. Es ist groß und herrlich geworden über alle Völker der Erde durch Schlachten und Kriege, durch Kampf und Noth, durch Schweiß und Fleiß, durch den Geist, der es einst losrang von den finstern Göttern des Heidenthums und es führte in das Licht der Liebe, das Christus einst vom Himmel herab auf die Erde brachte, alle Menschen zu erleuchten und zu erwärmen. Es ist ein hoher, göttlicher Genuß, auf diese unsere ruhmreiche Vergangenheit zurückzublicken und zu sehen, wie unsere Ahnen stritten und kämpften für das Heil und den Segen ihrer Nachkommen, wie sie sich emporarbeiteten aus dem Nebel ihrer Wälder und ihres Heidenthums in die sonnige, lächelnde Atmosphäre des Christenthums. Hier tritt uns das größte deutsche Heldengedicht als ein Brennspiegel dieses Kampfes entgegen — das Nibelungenlied. Hier sehen

wir die wilden, deutschen Völkerschaaren der Völkerwanderung in ein großes Meer zusammenfließen und das Heidenthum unserer alten Ahnen sterbend auftreten gegen den heiligen Geist des Christenthums. Durch die Bärenfelle des trotzigen Heiden dringt die heilige Lehre und das Schwerdt, das Christus einst in die Welt gebracht; die heidnischen Haine stürzen nun mit ihren Göttern und lichten sich; die Blut- und Familienrache der Heldin des Gedichts, Kriemhilde, mordet das Leben aller Nibelungen und ihr eigenes Leben. Wir sehen am Ende nichts als ein blutgedüngtes Feld des Todes, über das die lichte, lebensquellende Gestalt des Christenthums, der Liebe, der Versöhnung und des neuen Lebens, in welchem wir groß und stark geworden sind, über alle Völker dahinschreitet. Daß dieses große, deutsche Volksgedicht verdient, von allen deutschen Völkern gekannt und genossen zu werden, dafür spricht sein Inhalt selbst und das Zeugniß aller derer, die sich mit ihm vertraut gemacht haben. Es ist aber bis jetzt leider noch immer zu wenig bekannt im deutschen Volke, weil es ihm bisher noch nicht in recht volksthümlicher angenehmer Weise und doch zugleich in einer wohlfeilen Ausgabe geboten worden ist. Wir sind deshalb überzeugt, Allen einen guten Dienst erwiesen zu haben, wenn wir es nun in einer flüssigen, der jetzigen deutschen Sprache angemessenen Uebersetzung, mit Holzschnitten zum Volksbuche ausgestattet, dem deutschen Volke anbieten. Es ist in der Vereins-Buchhandlung in Berlin für 1⅓ Thlr. zu haben, für einen Preis, der, wenn man Mühe und Ausstattung berücksichtigt, unerhört ist, und von den Verlegern nur in der Hoffnung so gering gestellt werden konnte, daß ein reichlicher Absatz und Anerkennung ihrer Absicht Müh' und Fleiß einigermaßen belohnen werde. Der Uebersetzer (H. Beta) hat es sich ernstlich angelegen seyn lassen, den holprigen, ungefügen Urtext so flüssig und erquicklich als möglich wieder zu geben, und das Ganze zu einem wahrhaft neuhochdeutschen Gedicht umzuwandeln, da dem Volke, welches das Gedicht nur lesen und genießen will, wenig damit gedient seyn kann, die Unbeholfenheit des Urtextes eben so unbeholfen wieder zu haben. Es sollte ein neuhochdeutsches Gedicht werden in der Form, welche die Bildung unserer Sprache nothwendig erheischt. Und er darf hoffen, daß ihm dies nicht mißlungen ist. Um das deutsche Volk nun specieller darauf aufmerksam zu machen, werden hier einige Holzschnitte zum Nibelungenliede, nach Zeichnungen von Holbein, mit der nöthigen Angabe ihrer Beziehung zum Texte gegeben, worüber Jeder selbst urtheilen mag. Es ist nur dabei zu bedenken, daß sich die Holzschnitte auf dem noch schöneren Papiere unseres Nibelungenliedes auch schöner und kräftiger ausnehmen.



Das erste Bild versetzt uns in das dritte Buch, wie der starke Siegfried mit der hörnenen Haut mit dem furchtbaren Schwerdte, Balmung genannt, siebenhundert Nibelungenhelden und ihre beiden Könige erschlägt und so den großen Schatz der Nibelungen, den hundert ganze Wagen nicht hätten fortbringen können, erobert. - Dies brachte ihm Reichthum und Ruhm, daß ihn Alle fürchteten.



Aber sein Reichthum und seine Macht und der königliche Stolz seines Weibes Kriemhilde, der Königin Brunhilde gegenüber, kostete ihm endlich das Leben. Er ward, wie im sechszehnten Buche erzählt wird, durch Hagen auf der Jagd zu einer Quelle verlockt, und, indem er sich zum Trinken bückte, von diesem mit einem langen Speere von dem Rücken her durchbohrt, so daß der Lanze Spitze zum Herzen wieder herausdrang und der springende Blutstrom die Kleider des Mörders besprützte. Wir sehen, wie Hagen in dem Bewußt-

seyn seiner Missethat flieht, aber der todtwunde Siegfried richtet sich mit Löwenkraft auf und verfolgt ihn mit dem durchbohrten Leibe, bis er, der nie besiegte Held, niederstürzt, die Blumen des Waldes mit seinem Blute röthet und sterbend den herbeigeeilten König Gunther bittet, sein geliebtes Weib in Treue zu pflegen.



Erschütternd ist die Schilderung, wie das liebende Weib den schmählichen Tod ihres geliebten Heldengatten erfährt, wie sie klagt und weint und die Leiche in's Leben zurück küssen will; erschütternd die Scene, die wir oben sehen, wie der Mörder Hagen an die Leiche herantritt und nun (nach dem alten

Volksglauben) deren Wunden aufs Neue zu blüten anfangen, wie sich die Umstehenden vor dem entdeckten Mörder entsetzen und Kriemhilde ausruft: „Hagen, ihr seyd der Mörder! Gott wird die Missethat rächen durch meiner Freunde Hand!"



Wir sehen noch das trostlose Weib, wie es vor den dienenden Frauen, an des Geliebten Leiche niedergesunken, klagt und weint „drei Tage und drei Nächte, bis sie ihren lieben Mannes satt genossen und auf Gott hofft, daß er auch sie dahinnehme und ihre Noth endige", wie sie mit ihrer schönen, weißen Hand sein schönes Haupt aufhebt und es küßt und dabei Blut weint

aus ihren lichten Augen und ohnmächtig niedersinkt, als man die Leiche zur Gruft forttrug.



Das obige Bild giebt uns eine Scene des sechsundzwanzigsten Buches, wie die Helden von König Gunthers Hofe bei dem Markgraf Etzel's (Attila's) Rüdeger gastfreundschaftlich bewirthet werden, wobei der edle Giselher um Rüdeger's schöne Tochter wirbt und sie bekommt zum trauten Weibe. Doch wie wenig genoß der Edle dieses wonniglichen Kindes. Die Furie der Blutrache, welcher das ganze Heldengeschlecht der Nibelungen zum Opfer fällt, bricht auch über ihn herein.



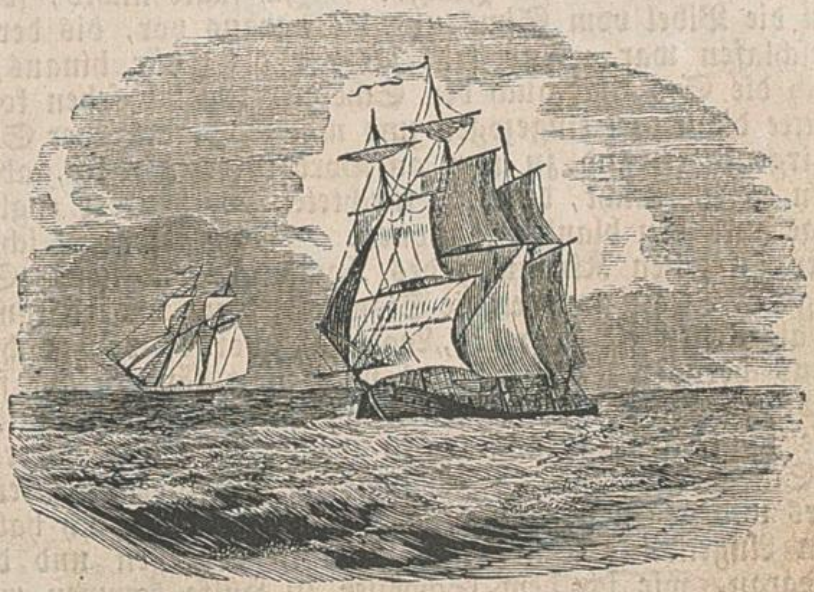
Der grimme Mörder Hagen kommt in die Gewalt der racheglühenden Kriemhild und wird in Ketten und Kerker geworfen. Sie ließ ihrem eigenen Bruder, dem Theilnehmer an dem Morde ihres geliebten Mannes, das Haupt abschlagen; sie tritt nun, das erschütterndste Bild der altheidnisch-deutschen Blutrache, mit diesem abgeschlagenen Haupte in den Kerker des Mörders Hagen und hält es ihm an den Haaren entgegen. In der andern Hand hat sie das fürchterliche Schwerdt Balmung, welches sie, von der Furie der Blutrache entflammt, schwingt und dem Mörder damit das Haupt selbst abschlägt. Doch auch Kriemhilden trifft nun die Blutrache. Hildebrand entreißt ihr das Schwerdt, von dessen Schlage getroffen sie schreiend zum Tode niedersinkt.

„Da ruhte nun im Tode jedweder Heldenleib
Und jämmerlich zerstückelt das edle Königsweib,
Dieterich und Etzel beweinten diese Noth
Und jammerten und klagten der vielen Freunde Tod.

Die ruhmvollsten Helden lagen nun erschlagen,
Und alle Leute hatten zu weinen und zu klagen.
Mit Leiden nahm ein Ende des Königs Lustbarkeit,
So wie ja stets die Liebe sich endiget in Leid."

H. Beta.

Aus dem
Nachlaß eines Seemanns.



„Ich war ein Junge von funfzehn Jahren, und hatte außer einigen Fischerbarken und Küsten-Fahrzeugen noch nichts Rechtschaffenes von einem Schiffe gesehen. Da kam eines Morgens ein Fahrzeug mit vollen Segeln in die Nähe des Strandes, und brachte alle Bewohner unsres Dorfes in Allarm. Es war die schönste Schooner-Takelage, die man denken kann. Vier Kanonen blitzten aus seinen Backbords-Schanzkleidungen hervor, und von seiner Gaffel wehte eine englische Flagge. Nun aber war dazumal eine englische Flagge an unserer Küste etwas Seltenes, denn die Dänen ließen beständig kreuzen und machten Jagd auf sie, wo sie einer habhaft werden konnten. Da war nun des Verwunderns kein Ende, und Alle geriethen außer sich, als der Schooner vor unserm Dorfe hin und her

kreuzte. Halt, dachte ich, das mußt du dem Vater sagen, der ist so viel klüger, als alle Andern hier im Orte, der wird's wohl wissen. — Der Alte hörte mich aufmerksam an: Das ist ein Kaper und Schmuggler zugleich, mein Sohn. Er wird verfolgt, hat seinem Feinde einen Vorsprung abgewonnen, und sucht Schutz in unsern Buchten. Sein Hin- und Herkreuzen bedeutet, daß er einen Lootsen sucht, und er wird bald genug Signale machen. Wer da hinaus könnte; solches Volk sieht es auf eine Handvoll Thaler nicht an. — Ich will auch die Handvoll Thaler haben, Vater! Bin ich auch kein befahrner Mann, so kenne ich hier herum doch jedes Fahrwasser und jede Bank genau, und bringe den Schooner, wohin er will. — Das sollst du bleiben lassen! brummte der Alte, Manneswerk ziemt sich nicht für Kinder; auch bin ich krank, und es ist Niemand da, der mir beisteht! Du wirst doch deinen Vater nicht verlassen wollen, da er krank ist? Junge! — Ich sagte nichts, sondern nahm die Bibel vom Sims und las daraus vor, bis der Alte eingeschlafen war. Nun trat ich vor die Thür hinaus, von wo ich die See und auch den Schooner deutlich sehen konnte; er hatte die Segel eingezogen und machte Signal über Signal, daß irgend Jemand zu ihm an Bord kommen sollte, aber sie thaten es Alle nicht, denn sie fürchteten sich vor der englischen Flagge und den blanken Kanonen. — Jetzt gewahrte ich auch in der äußersten Kimmung des Horizontes ein neues Segel, und gleich darauf wurden die Signale heftiger und es kam mir vor, als flogen die Worte: „Lootse an Bord!" vom Schooner zu uns herüber. Da hielt es mich nicht länger; ich fragte zurück: ob Einer mich begleiten wollte, und als sie mit dem Kopfe schüttelten, sprang ich in meine Jolle und ruderte zu dem Schooner hinaus. — Ich handelte hinter dem Rücken des Vaters und gegen sein ausdrückliches Verbot; aber ich hatte in diesem Augenblicke Vater und Heimath vergessen und dachte nur daran, wie ich dem Schooner zu Hülfe kommen wollte. Der Schweiß lief mir von der Stirn und als ich bei dem Fahrzeuge längsseits legte, konnte ich vor Erschöpfung kaum sprechen. Sie warfen mir ein Tau zu, ich band die Jolle fest, und stieg an Bord. Der Capitain kam mir entgegen und fragte, was ich wolle? — Wenn er mich haben möchte, wollte ich sein Lootse seyn, gab ich zur Antwort. — Er lachte, aber bald wurde er wieder ernsthaft und fragte: ob ich mich wirklich getraue, das Fahrzeug durch das Netz von Klippen und Sandbänken zu steuern und es jenseits der Inseln auf ein freies Fahrwasser zu bringen? — Ja, antwortete ich, dann muß ich doch erst wissen, ob euer Fahrzeug auch nicht zu tief geht; denn wenn ihr über sechs Fuß unter Wasser habt, müßt ihr Außen umsegeln, und das ist ein Umweg von mehr als dreißig Meilen. — Das paßt! rief der Schooner-Capitain; mein Schiff geht

etwas über fünf Fuß, und jener ungeschlachte Bursche da, der mir ungerufen in mein Kielwasser steuert, muß sich jetzt einen andern Cours suchen. Frisch, mein Söhnchen, wir wollen Segel setzen! Bringst du mich gut durch, so gebe ich dir hundert Thaler; betrügst du mich aber, oder setzest mich auf den Strand, so daß ich dem Dänen da in die Hände falle, hänge ich dich auf. — Wir setzten nun Segel, so viel der Schooner nur zu führen vermochte; allein je mehr wir unter Land kamen, je schwächer wurde der Wind, und wir rückten wenig von der Stelle. Auf der hohen See briese es indessen frisch auf, und ehe wir es uns versahen, näherte sich die dänische Brigg immer mehr und hatte bald den Eingang des Kanals erreicht, den wir mit schwacher Fahrt durchschnitten. Aber nun mußte die Brigg auch ihre Segel einziehen; der Wind hörte fast gänzlich auf und sie ging überdies viel zu tief, um sich in dies Fahrwasser zu wagen. Die Brigg legte sich nun am Eingange des Kanals fest, und feuerte einen Schuß nach dem andern auf uns ab; aber wir waren schon zu weit entfernt und die Kugeln fielen weit hinter unserm Heck in's Wasser. — Zuletzt wurde es dunkel, und zugleich umzog sich der Himmel von allen Seiten; der Regen stürzte in Massen herab, und es wurde so finster, daß wir keine Hand vor Augen sehen konnten. Wir lagen mitten in dem Klippennetz, gerade bei der gefährlichsten Stelle, und eine falsche Strömung, die uns nur einige Fuß aus dem Fahrwasser brachte, hätte uns geliefert. Mir war bei dem ganzen Handel nicht wohl zu Muthe, und ich ward noch verwirrter, als der Capitain sich neben mich stellte und mich mit einem stechenden Blicke ansah. Ich wünschte mich weit weg vom Bord des Schooners. In demselben Augenblicke war es mir, als trete die Gestalt meines Vaters mit aufgehobenem Finger vor mich hin; ich zitterte an allen Gliedern, und hätte ich mich nicht geschämt vor dem fremden Schiffsvolk, ich hätte zu weinen angefangen. — Junge! rief jetzt der Capitain, Junge, warum zitterst du? Hast du mich dem Dänen verrathen, so bist du verloren. Aber so wie so bin ich geliefert; du wirst mich nicht aus der Klemme ziehen, und darum sollst du immer voran den Weg wandern, den wir morgen früh Alle müssen. — Schon befahl ich meine Seele Gott; da fügte es der Himmel, daß wir eine kleine Briese vom Land her bekamen, und die leichten Obersegel sich füllten; der Schooner schwankte, und ich war für dieses Mal gerettet. Es dauerte aber nicht lange, und nach einer Viertelstunde lagen unsere Segel wieder glatt an den Mast gedrückt. Nun wurde großer Rath gehalten, was geschehen solle, um aus dieser gefährlichen Lage heraus zu kommen, und endlich beschlossen wir Folgendes: Der Schooner sollte von seiner Schaluppe bugsirt werden, ich aber und der Capitain wollten vorauf fahren mit meiner leichten Jolle und das Fahr-

wasser untersuchen, wobei ich durch das Winken mit einer Laterne den Steuercours angeben sollte. Das geschah. Aber es war während der Zeit noch finsterer geworden, und als wir kaum sechs Ruderschläge von dem Schooner entfernt waren, vermochten wir ihn nicht mehr zu sehen. Ich strengte nun alle meine Sehkraft an, um unsere Lage ausfindig zu machen, und gab dann dem Capitain Anleitung, nach welcher Richtung er abhalten solle. Da zischte und knatterte es plötzlich in der Luft, als ob ein Blitz hernieder führe, und die ganze Gegend ward eine Sekunde lang erhellt; sie hatten am Bord der Brigg eine Rakete steigen lassen. Und warum? Um ihren Böten ein Signal zu geben, denn diese waren alle in's Wasser gelassen worden und in den Kanal hinein gerudert. Die Ruder-Mannschaften antworteten mit einem lauten Hurrah, und in allen Böten war ein helles künstliches Feuer angezündet, das drei Minuten lang hoch aufloderte. Es war ein gräßlicher Anblick. Wir sahen die Brigg ganz deutlich an der Mündung des Kanals; die Böte, vollgepfropft mit bewaffneten Matrosen; unsern Schooner, der in lichten Flammen zu stehen schien, und dazu in meiner größten Nähe das Gesicht des Capitains, worauf sich Wuth und Verzweiflung zeigten. — Hier kann nur Gott helfen! sprach ich, denn das Feuer hatte ihnen die Lage des Schooners verrathen, und sie ruderten mit langen Zügen auf ihn los. Aber nun erloschen die Feuer, und die Dunkelheit war noch eins so furchtbar als zuvor. — Wir sind hin! rief der Capitain mit kreischendem Tone, aber meinen Schooner sollen sie nicht haben, und du, kleine Schlange, sollst noch von mir zertreten werden! Ich stand an einem Ende der Jolle, und er am andern; leise betete ich um Erbarmen zu Gott und dieser half, indem er mir den Weg der Rettung zeigte. Vor meinen Füßen lag ein kleines Faß, das wir stets mit süßem Wasser zu füllen pflegten, wenn ich mit meinem Vater auf die See hinausfuhr. Das hob ich hoch empor, neigte mich darüber, und warf es, indem ich einen lauten Schrei that, in's Wasser. Dann aber bückte ich mich eben so schnell und hielt mich unter den Vorderducht verborgen, wobei ich kaum Athem zu holen wagte. Das Alles geschah so schnell, daß ich nicht schneller einen Zug aus meiner Pfeife thun kann. „Der Junge ist über Bord!" sprach der Capitain in sich hinein, und ruderte die Jolle nach dem Schooner zurück. Er rief den Leuten in der Schaluppe zu, an Bord zu kommen und sprang selbst über den Fallreep. Die Jolle ließ er treiben. Ich lag noch immer still, und erst als ich, nach meiner Rechnung, mich eine bedeutende Strecke hinter seinem Spiegel befand, wagte ich es, aus meinem Versteck hervorzukriechen und nach den Rudern zu greifen. Heißah, wie flog das kleine Ding über das Wasser hin! Ich hörte und sah nichts, und hatte, von

blinder Furcht erfüllt, keinen andern Gedanken, als wie ich möglichst weit aus dem Bereiche des Schooners kommen wollte. Da knitterte und knatterte es in der Luft, ganz wie vorhin. Der Däne hatte abermals eine Rakete steigen lassen, und abermals glühten die künstlichen Feuer in den Böten auf. Sie waren keinen Flintenschuß weit von mir entfernt, und konnten mich so deutlich sehen, wie im hellsten Sonnenschein. Sogleich ruderte eines der Böte mir entgegen, und als ich geantwortet, daß ich ein Fischer von der benachbarten Insel sey, preßten sie mich zum Lootsen. In diesem Augenblicke glühten die Feuer so hell auf, daß der ganze Kanal wie im Zauberlichte strahlte, und man konnte jeden Gegenstand am Bord des Schooners unterscheiden. Da sahen wir, wie die ganze Besatzung sich in die Schaluppe warf und davon ruderte, das Fahrzeug aber blieb einsam liegen, denn auch der Hund, den sie in der Eile vergessen hatten, sprang mit lautem Heulen in's Wasser und schwamm ihnen nach. — Als die Dänen die Mannschaft des Schooners entfliehen sahen, schrieen sie Alle, wie vom Teufel besessen: Ihnen nach! ihnen nach! und rissen dabei mit solcher Vehemenz an den Riemen, daß sie meine kleine Jolle beinahe übergerudert hätten. Flugs waren auch zwei ihrer Böte voraus, und hinter der Schaluppe drein, die beiden andern aber legten sich am Backbord und Steuerbord des Schooners und ich hörte deutlich, wie die mit Enterhaken versehenen Fangleinen auf das Verdeck niederstürzten. Dann aber erloschen die Feuer wieder, die dieses Mal über fünf Minuten gebrannt hatten, und tiefe Finsterniß umgab mich zum dritten Male; doch hatte ich während der Helle fleißig umhergespäht, und ruderte jetzt frisch nach der Richtung hin, wo ich einen Landungsplatz finden konnte. Da vernahm ich auf einmal ein furchtbares Geprassel; es war, als ob Himmel und Erde zusammenbrechen sollten, ein lautes, verworrenes Geschrei schallte zu mir herüber, und der Schooner stand in hellen Flammen. — Der Schmuggler hatte Feuer in der Nähe der Pulverkammer angelegt, und seine Mine wohl berechnet. Von ihm und seinen Leuten hat man nachher nichts wieder gehört, denn Tags darauf wüthete ein heftiger Sturm und sie sind wahrscheinlich in der See umgekommen. Aber die armen Dänen mußten es theuer büßen, denn fast Alle, die an Bord des Schooners gegangen waren, fand man am andern Morgen als Leichen, oder doch schwer verwundet wieder. — Ich lief nun, was ich konnte, nach Hause, denn ich brannte vor Begier, meine Abenteuer der vergangenen Nacht zu erzählen. Aber je näher ich der väterlichen Wohnung kam, je langsamer wurde mein Gang, denn es fiel mir schwer auf's Gewissen, daß ich dem Vater ungehorsam gewesen war und ihn einsam zurück gelassen hatte. Endlich erreichte ich die Hausthür und trat mit lautklopfendem

Herzen ein. Nicht ein Laut. Ich schlich mich in die Stube; da lag der Vater, ganz wie gestern, mit geschlossenen Augen, nur weit bleicher, und die Züge seines Gesichts schienen schmerzhaft verzerrt. Vor ihm auf dem Bette lag die Bibel aufgeschlagen und er hielt die Hand darauf. Ich wagte nicht, mich zu regen, als ich aber den Alten noch immer regungslos liegen sah, trat ich endlich näher. — Er war todt! — Ich warf mich bei'm Bette auf die Knie und heulte und schrie, aber ich konnte ihn nicht wieder zum Leben erwecken. Und als nun meine Thränen zuletzt versiegten und ich das brennende Auge aufschlug, fielen meine Blicke auf die Bibel und auf die Stelle, worauf der Finger des Todten deutete. Gott im Himmel, es war der Spruch: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden!"



Es sind jetzt mehr als funfzig Jahre verflossen seitdem, aber noch heut durchzuckt mich die Erinnerung an jenen Augenblick wie ein Gericht des Himmels, und ich habe dies niedergeschrieben für Kind und Kindeskinder, damit ihnen mein unvergänglicher Schmerz tief und tiefer den Spruch einpräge: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden!"

Der Schiffs-Capitain Wilhelmi.

Ludwig (Louis) Philipp,

König der Franzosen.



Seit 1830 ist dieser Sohn des Herzogs Louis Jos. Phil. von Orleans (der in der großen Revolution 1789 eine be-

deutende Rolle spielte, sich selbst, um den Republikanern zu schmeicheln, Egalité nannte und 1793 guillotinirt wurde) König der Franzosen. Am 6. October 1773 geboren, als Kind Herzog von Valois, dann Herzog von Chartres und zuletzt, nach dem Tode seines Vaters, Herzog von Orleans genannt, erhielt er, unter der Aufsicht seiner Mutter, Louise von Penthievre, seine erste Erziehung von dem wackern Ritter Bonnard; 1782 vertraute man seine Bildung der Frau von Genlis (Sillery) an. Ihre Lehren flößten ihm Achtung für Menschenwürde und Volksglück ein. Der Eintritt des Herzogs in Militairdienste und seine Beförderung erfolgte früh. Bei dem Beginn der Revolution befehligte er als Obrist ein Regiment; 1791 wählte man ihn zum Commandanten von Valenciennes. Nach seinen ersten Waffenthaten (April 1792) ward er zum General-Major und bald darauf zum General-Lieutenant befördert. Als solcher focht er rühmlichst in der Schlacht bei Valmy (20. Sept. 1792) und in der Schlacht bei Jemappes (6. Nov. 1792) entschied er, als Befehlshaber von 24 Bataillonen, durch seine Tapferkeit und Umsicht den folgenreichen Sieg der Franzosen. Dennoch sah er sich durch seine Stellung zu den Machthabern genöthigt, mit Dumouriez (1793) auszuwandern und sich nach der Schweiz zu begeben, worauf man (unter Robespierre) ihn ächtete und einen Preis auf seinen Kopf setzte. Nachdem er in der Schweiz seiner Schwester Adelaide und Frau von Genlis einen Zufluchtsort gesichert und sie mit dem Reste seiner Baarschaft unterstützt hatte, lebte er in Dürftigkeit, bis er, gestützt auf schätzbare Kenntnisse, im October 1793 die Stelle eines Professors der Geometrie und Geschichte bei dem Schulcollegium zu Reichenau (bei Chur) erhielt, wo er unter dem Namen Chabos lehrte; doch schon nach acht Monaten gebot ihm die Sorge für seine Sicherheit, sein Amt aufzugeben, in welchem er sich allgemeine Achtung und Liebe erworben. Nun fand er unter dem Namen Corby einen Versteck zu Brenngarten (Schweiz). Darauf unternahm er (1795) eine Reise über Hamburg, durch Schweden, Norwegen und Lappland bis an den Nordpol, wo er sich mit astronomischen Beobachtungen beschäftigte; dann kehrte er nach Hamburg zurück, ernährte sich dort eine Zeitlang als Gelehrter, ging darauf nach Nordamerika (1796), wo Washington ihn als Freund aufnahm. Von da begab er sich (1800) nach England, in welchem Lande er sich zu Twikenham wissenschaftlichen Arbeiten weihte. Von seiner in Spanien lebenden Mutter nun finanziell unterstützt, besuchte er Malta (1808) und Sicilien; dort vermählte er sich (25. Novbr. 1809) mit der Tochter des Königs Ferdinand IV. Prinzessin Maria Amalia. Aber die strengen, politisch-absolutistischen Grundsätze der Königin Maria Caro-

lina mißfielen ihm so sehr, daß er den Hof verließ. Die Restauration 1814 führte ihn nach Frankreich zurück; er übernahm das Commando in den Nord-Departements, aber nach Napoleons Entweichung von Elba (1815) trat er aus dem Dienst und begab sich nach England; doch nicht lange und Napoleons Sturz führte ihn in das öffentliche Leben zurück; er trat als Pair von Frankreich ein, zerfiel aber mit dem nach Unumschränktheit strebenden Hofe und ging abermals nach England, söhnte sich jedoch bald (1817) mit König Ludwig XVIII. aus, und hielt sich nun im Vaterlande, fast immer auf seinem Landgute Neuilly, als Privatmann auf, bis die Lenker der Juli-Revolution ihn als Generalstatthalter nach Paris (30. Juli 1830) und (7. Aug.) auf den französischen Thron, als Bürgerkönig, beriefen.

Musterhaft im Familienkreise als Gatte und Vater, als Regent ehrenhaft, friedliebend, wohlwollend, freisinnig in den Grenzen der Gesetze, lebensklug und beharrlich, muthvoll aber vorsichtig und versöhnlich gegen Feinde, lenkte er bisher unter erheblichen Schwierigkeiten und Gefahren aller Art die Geschicke des leicht beweglichen Frankreichs mit günstigem Erfolge.

K. S.

Das Schloss Vorst in Tyrol

und die Sage von den feindlichen Brüdern.

Vorst ist ein halb in Ruinen liegendes Schloß, auf einem Hügel mitten unter Strauchgebüschen erbaut, welche in Felsblöcken wurzeln. Die kleinen Wasserfälle des Partschin baden den Fuß dieser Felsen, unterhalten die Frische des Mooses, das ihn bekleidet; schattenreiche Bäume, die ihn krönen, beleben mit ihrem Rauschen die Gegend und ermüden das Echo. Vorst besaß einst eine bedeutende Herrschaft, die dem Besitzer zugleich den Grafentitel gab. In jenen mährchenreichen Zeiten, aus denen uns so manche Herz und Gemüth, Geist und Moral anregende Sage und Legende überliefert ist, lebte hier ein Graf, der seine Frau sehr übel behandelte, weil sie ihm nur eine Tochter und keinen männlichen Erben geschenkt hatte, und er das Besitzthum seiner Ahnen schon in den gierigen Händen fremder Familien zu sehen vermeinte. Die Frau, welche das Leiden nicht mehr ertragen konnte, begab sich eines Tages nach der Hütte eines berühmten Nekromanten; als sie zurückkehrte, verfiel sie in eine schwere Krankheit, aus der sie nicht eher genas, bis sie, nachdem sie Zwillinge geboren, die bleiche Lippe des Todes küßte. Schon in der Wiege stießen die Kleinen einander fort; und je größer sie wurden, desto mehr



wuchs der Haß der Zwillinge, als sie erst einsehen lernten, wie sehr Jeder von ihnen dem Andern im Wege stand; denn die Schloßfrau von Vorst war ohne Beistand niedergekommen, und man wußte nicht, welcher von den Söhnen der Aelteste sey. Der Vater haßte Beide, weil Jeder daran Schuld sey, daß er nicht einem Erstgebornen seine ganze Herrschaft hinterlassen könnte; im Sterben fluchte er ihrem Zwiste. Sie bewohnten nach ihres Vaters Tode die beiden verschiedenen Flügel des Schlosses, und umgaben sich Tag und Nacht mit Wachen, Jeder fürchtend, der Bruder könne das Ende des Bruders beschleunigen wollen. Beide verliebten sich in die Tochter eines Ritters in der Umgegend, und trafen sich einst auf dem Wege zu diesem vor dessen Burgthor; sie senkten das Visir und stürzten wüthend auf einander, mit heftigen Hieben die Eisenschienen ihrer Rüstung bedeckend. Jener Ritter trennte sie

und sie erhielten von seiner Tochter den Bescheid, niemals zurückzukehren, da sie so unnatürliche Brüder nicht achten, viel weniger Einem von ihnen Gattin werden könne. Nun gab ein Bruder dem andern diese Abweisung Schuld, und ihre Gedanken waren: Lebte mein Bruder nicht, wäre ich Graf von Vorst; lebte mein Bruder nicht, wäre ich ihr Gatte; ohne meinen Bruder wäre ich glücklich: o, möcht' er nicht leben! Tagtäglich wuchs ihr Haß und im ganzen Lande verbreitete er Schrecken und Abscheu. Zur Zeit zog ein heiliger Mann, der Abt von Brixen, durch das Land; er heilte die an der Seelenkrankheit Daniederliegenden und tröstete die Unglücklichen. Dieser würdige Mann wandte sich gen Vorst, wo die Brüder, Otto und Adelbert, in stetem Streite lebten; er besuchte Beide, und nöthigte sie, nachdem er lange umsonst seine eindringlichen Worte verschwendet, zu dem Versprechen, sich am folgenden Tage ohne Waffen am Altar in der Kapelle des Schlosses einzufinden. Der Abt hielt am nächsten Tage, als der Adel und das Volk in Schaaren nach der Kirche gekommen, um die Versöhnung der Zwillinge zu sehn, eine herzerschütternde Rede, trat dann zu Otto und Adelbert und sprach, ihnen den Kelch reichend: „Bei dem Leib und dem Blut unsers Herrn Jesus Christus beschwöre ich Euch, jeden feindlichen Gedanken zu lassen und Euch den Friedenskuß zu geben!" Die Brüder erhoben sich, eilten auf einander zu, und schon wollte die versammelte Menge laut aufjauchzen ob der freudigen Aussöhnung, als ein schrecklicher Schrei, von jenen Beiden zugleich ausgestoßen, die Kirche durchhallte; das Kleid des Priesters, der Altar war mit Blut bespritzt aus den Wunden, welche die Brüder sich gegenseitig mit verborgenen Dolchen beigebracht. Sie lebten noch. Dem erschreckten Priester war die Hostie aus der Hand in das Blut geglitten, und bis auf späte Zeit zeigte man die blutige Hostie im Schlosse zu Vorst. Das Blut der Zwillinge floß in Strömen aus den klaffenden Wunden, aber gleich dem Oel und dem Wasser vermengte es sich nicht. Der Abt wandte sich zu ihnen, ihre Seelen zu erretten und drohte ihnen mit der Hölle und dem Fegefeuer. „Desto besser", rief Otto, „so werde ich die ewige Freude haben, meinen Bruder ewig leiden zu sehn! Ich möchte das Paradies nicht, wenn ich seine Thränen, seinen Jammer dort nicht mit anschauen könnte!" — Der Priester wendete sich zu Adelbert: „Denk an deine Seele!" sprach er, „und gieb zugleich deinem Bruder ein gutes Beispiel." — „Damit er es befolge und nicht verdammt werde? Nein, ich hasse ihn, wie mein Vater meine Mutter haßte. Von Kindheit an gehörte meine Seele dem Teufel." — „Und ich hasse dich", erwiederte Otto, „wie meine Mutter meinen Vater haßte!" — Beide warfen einander drohende Blicke zu, bis sie verschieden. In der Nacht nach ihrem Tode

hatte der wohlwollende Abt von Brixen folgenden Traum: Die Jungfrau Maria erschien ihm, und sprach mit freundlichem Lächeln: er solle sich den Brudermord, dessen mittelbare Ursache er gewesen, nicht bekümmern lassen; denn durch den Nekromanten, welchen die Mutter zu Rath gezogen, sey der Teufel herbeigerufen worden, und was mit der Hölle begonnen, müsse auch mit der Hölle enden.

„Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären!" — Dieser Spruch Schiller's bewährt sich in obiger Sage, und wie manche andre enthält sie zugleich einen Anruf zum Guten, den man, um ihm dem Wesen des Menschen näher zu bringen, an Personen knüpfte, die in ihren Neigungen und Thaten dem Bösen sich zuwendeten; diesem gab man auch eine Gestalt, welche man Teufel nannte. Gar viele alte Sprüchwörter warnen vor diesem zur Gestalt gewordenen Bösen, und eines derselben paßt hier ganz besonders, nämlich:

„Wer sich dem Teufel in Sünden verspricht,
Der entkommt ihm selbst am Altare nicht!"

Daß man sich ihm nun nicht verspreche, soll man im verlockenden Falle lieber etwas opfern, sey es eine Neigung, ein Gelüst, sey's ein bestritten Recht, das uns zu Leidenschaftlichkeit verführen könnte, oder eine irdische Habe. So dachte z. B. Wladislaw, der nachmalige König von Polen. Als der sich im Jahr 1375 taufen ließ, führten ihn die Priester zu allen Heiligenbildern in der Kirche und vor jedem ließ der neue Christ eine Kerze aufstecken. Dann führte man ihn noch vor ein gräßliches Bild und sagte ihm: „Dies ist der Teufel (das Böse), der Erzfeind des Menschen!" — „Ei", rief Wladislaw aus, „dem stecket alsobald zwei Kerzen auf, damit er uns ungehudelt lasse!" — Steckt diese Kerzen in Eurem Geiste, in Eurem Herzen auf, und wenn es dann in Beidem hell wird, so läßt Euch der Teufel, die Lust zum Bösen, gewiß ungehudelt!

Der Edelknabe.

Dieser blondlockige, milchgesichtige Jüngling (nach dem Gemälde von H. Wittich) ist ein Edelknabe oder Page, der bei einem Ritter die Künste des Ritterthums erlernt, um später selbst als freier Ritter zu leben. Er versetzt uns in die Zeiten vor der Reformation, ungefähr in das Ende des vierzehnten oder den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, weil er bereits ein Schießgewehr trägt, was erst gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Gebrauch kam. Die Pagen oder Edelknaben waren Söhne von Adeligen und Freien,

„Frachtfuhrmann, laß uns nicht so lange harren;
Frisch vorwärts! — spute Dich in's Teufels Namen!
Nur erst zur Hälfte seh' ich Deinen Karren —
Die andre Hälfte steckt ja noch im Rahmen.

Ich bin kein Kenner, Kritiker, Kunstrichter,
Für die die vordre Fracht bestimmt vom Rheine;
Sprich, Fuhrmann, trägt Dein Karren für den Dichter
Nicht hintenauf ein Faß mit altem Weine?" —

Aber sagt selbst, lacht Einem nicht das Herz im Leibe über die Heiterkeit im ganzen Bilde? Es ruft uns gleichsam zu: Nützet der Menschheit nach besten Kräften, und thut es fröhlich, so werdet Ihr Euch nicht nur eine innere Zufriedenheit, sondern auch die Zuneigung aller guten Menschen erwerben! Doch seht, dort im Hintergrunde hat der Maler noch zwei Dörflerinnen hingestellt, die sich wundern mögen, daß unser Kunstbeförderer so allein herumtanzt, ohne sein Schätzchen bei sich zu haben. Vielleicht denken sie auch: ach, wäret Ihr doch so leicht wie Jener, und hättet nicht die schwere Bürde auf dem Kopf, wie wolltet Ihr hüpfen und springen! Aber es sind vernünftige Dirnen, sie stehen nur still und schauen sich die Freude des Mannes von Weitem an; wäre das Milchweib in der Fabel eben so klug gewesen, hätte sie noch ihre Milch im unzerbrochnen Topfe oder das Geld in der Schürzen-Tasche. Alles hat seine Zeit! — Ihr also, die Ihr nicht, wie unser Kärrner, gleich bei Eurem Geschäft lustige Sprünge machen könnt, spart Euch das Hüpfen und Springen bis nach der Arbeit auf, da schmeckt es desto besser! — Und nun, lustiger Kärrner, fahr zu! Gott geleite Dich, daß Du immerdar Deinen Beruf für Deine Freude und dabei die ganze schöne Erde für einen Sang- und Tanzsaal halten magst!

A. G.

Verläumdung.

Die Zunge ist ein klein aber gefährlich Ding. „Statt von falscher Freundeszung' ist's besser, man wird verwundet von Dolch und Messer!" sagen die Spanier, und es giebt nicht leicht Jemand, der nicht erfahren hat, daß Wunden, die Einem böse Zungen schlagen, meist schwerer zu heilen sind als alle andern, weil sie durch das Gerücht immer wieder von Neuem aufgerissen werden. Sehr schlimm in der Welt, daß Gutes, was man so Manchem nachsagen muß, immer verkürzt, alles Schlimme aber in's Unendliche verlängert wird. Gellert hat davon erzählt in seiner „Mißgeburt", einer Fabel, welche G. Osterwald bildlich darlegte. Da sagt Morgens eine Gevatterin, die stets einen Heimlichkeits-Kram haben muß, den sie von den fatalen Schwestern Lüge und Mißgunst in Com-

mission nimmt: „Denk' dir, die stolze Lucinde, die Vornehme, die uns oft beschämt mit ihrem schönen Anzug, hat eine Mißgeburt zur Welt gebracht, ein Kind" — hier bekreuzt sie sich — „mit verdrehtem Gesicht und langen Hasenohren, so sieht's aus! —



Aber sag's ja nicht weiter!" — Die Gevatterin muß es indeß begreiflich alsobald ihrer Nachbarin erzählen, wie der gehaßten Lucinde ein Strafgericht gekommen, denn sie hat ein Kind, das ganz einem Hasen gleicht, und noch obenein mit einem Pferdefuß begabt ist! Hier folgt nun die Beschreibung bis



in's Kleinste, und endet mit dem mitleidigen Ausruf: „Die Arme! — nun, wir wollen's nicht unter die Leute bringen, dieses fürchterliche Unglück!" — Die Frau Nachbarin verspricht's auch, in Gedanken aber schon ihre Kaffeeschwester ausnehmend, der sie Alles getreulich erzählt; nur muß das Kind noch Krallen an den Händen haben und ein entsetzlich böses, immer heulendes Teufelchen seyn.

Gellert verwünscht nun am Schluß das Gerücht, wie es durch Zuträgerinnen in stets vermehrter Lüge sich überall hinschleicht, oft die herzlichsten Verhältnisse auf ewig zerstört, und endet mit der humoristischen Wendung, daß er auf jenes Weib nicht schmähen möge, weil ihre Zungenkünste ihn erschrecken.

Wir sind indeß auch nicht zum Spaße furchtsam, sondern sagen kurzweg, die Gerüchte-Schmiede, oder mit dem hergebrachten Wort die Verläumder sind von den Gesetzen bisher viel zu nachsichtig behandelt, denn sie gehören zu den Criminal-Verbrechern, da es einer der ärgsten Todtschläge ist, wenn man Einem die Ehre todtschlägt. Wenn Euch also so ein Kerl oder solch eine Kerlin entgegentritt und Euch Diesen oder Jenen verdächtig macht, so sey Euch vor Allen dieser Verdächtigmacher verdächtig. Ihr könnt ihm erzählen, wie man aus einem wohlgestalteten Kinde, das gerade nicht die kleinsten Ohren hatte, ein fabelhaftes Schandbild machte, könnt hinzusetzen, daß es sehr hübsch von den alten Polen war, daß sie den Verläumder oder die Verläumderin unter die Bank vor dem Rathhause an eine Kette legten und durch energische Mittel dazu nöthigten, die begreiflich zahlreich zu dem Spaß herbeigezogenen Zuschauer wie ein Hund anzuknurren und anzubellen, wie er oder sie es im Leben mit dem geübten Metier der Bosheit that, und endlich könnt Ihr etwa schließen mit den Worten: „Der Verläumder hat den Satan auf der Zunge, und wer ihm zuhört, hat ihn in den Ohren — packet Euch!" — Es wäre sehr hübsch, wenn Einer oder der Andere gelegentlich unserm Rathe folgte!

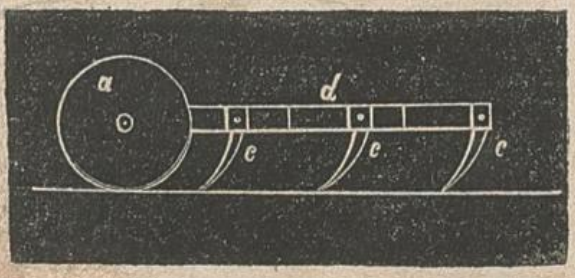
Bertram.

Verbesserter Scarificator.

Charles Madeley in England ist patentirt worden auf eine neue Anordnung der Scarificatoren und anderer Arten von Eggen, welcher gemäß jeder Zahn in einer eigenen Linie wirkt, wodurch die ganze Oberfläche des Bodens auf wirksamere und vollkommnere Weise umgebrochen und aufgerissen wird. Diesen Zweck erreicht man dadurch, daß man die Balken, an denen man die Zähne befestigt, im Zickzack laufen läßt.

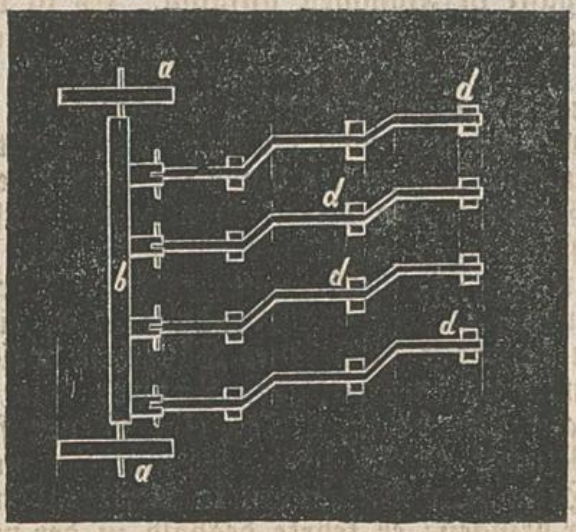
Fig. 1. ist eine seitliche Ansicht und Fig. 2. ein Grundriß der verbesserten Egge. a, a sind die Laufräder, an dem Ende des Gestelles a aufgezogen. c, c, c sind die Zähne, die in den schmiedeisernen Bal-

Fig. 1.

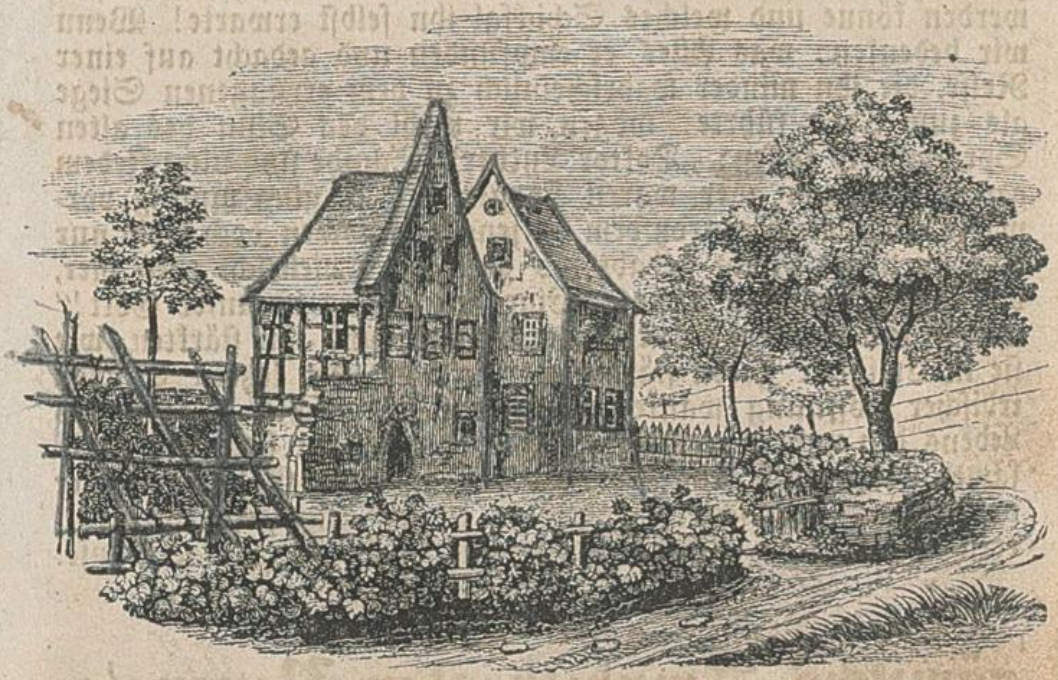


ken d, d, deren Form aus einem Blicke auf die Zeichnung genügend deutlich wird, festgestellt wurden.

Fig. 2.



Das Luther-Häuschen bei Heidelberg.



Gegenüber der schönen Stadt Heidelberg, am Fuße des heiligen Berges, und von den Fluthen des Neckars bespült, liegt das kleine Dörfchen Neuenheim unter Mandelbäumen und

Rebengeländen versteckt, welches durch eine Schlacht zur Zeit der ersten Raubzüge der französischen Ohnhosigen (Sans-culottes), die sich in Deutschland ihren Anzug und noch etwas mehr holten, beinahe ganz in Flammen aufging. Es ist indeß seitdem aus der Asche wieder erstanden, wie deutsche Freiheit wieder erstanden ist unter dem brennenden Drucke der Fesseln, die Fremdherrschaft ihr angelegt hatte. Während der schönen Jahreszeit machen auch jetzt noch die Heidelberger Studenten und die Bürger mit ihren Familien Ausflüge nach jenem Dörfchen. Unweit des Gasthofes zur Rose, wo man die zauberische Aussicht auf Fluß, Stadt, Thal und Berg genießt, steht an der nach Frankfurt am Main führenden ebensten Straße Deutschlands, die dennoch „Bergstraße" genannt wird, ein altes, von den Flammen verschont gebliebenes Häuschen, welches dadurch, daß es den nach Worms reisenden Luther eine Nacht beherbergte, bis auf den heutigen Tag eine Menge frommer oder neugieriger Besucher an sich zieht. Vermuthlich wollte der Gottesmann in Heidelberg Niemanden in Verlegenheit, oder wohl gar in Gefahr bringen; er kehrte deshalb in der unbedeutenden Dorfschenke ein, wo er unerkannt ruhen und dann in einer Tagereise Worms erreichen konnte. Von hier aus sah er die Thürme der Stadt, in welcher es sich durch öffentliche Ablegung seines Glaubensbekenntnisses entscheiden sollte: ob das Evangelium, die Lehre des Heilandes, für das deutsche Volk frei werden könne und welches Schicksal ihn selbst erwarte! Wenn wir bedenken, was Alles er empfunden und gedacht auf einer Reise, die ihn minder wahrscheinlich zu dem errungenen Siege als zum Tode führte, mögen wir wohl den Sinn des alten Sprüchworts fassen: „Doktor Luther's Schuhe sind nicht Jedem gerecht!" Ihm aber waren sie gerecht; er ging muthig vorwärts, und wenn er trotz dem in jenem Häuschen doch wohl nur eine unruhige Nacht gehabt, so geschah es vielleicht eben hier, daß die gewaltigen Töne: „Eine feste Burg ist unser Gott!" aus seinem Innern zuerst hervordrangen, und ihn stärkten, wie sie in Ewigkeit Jeden stärken werden, der die letzten Stützen irdischer Hoffnung wanken, aber auf stürmischen Wogen des Lebens den unvergänglichen Leuchtthurm erbaut sieht aus duldsamer Erkenntniß, aus dem Glauben an einen Gott, der unter denen, die auf verschiedenen Wegen zu ihm kommen, keinen Unterschied macht, sie Alle liebend empfängt im heiligen Vaterhause.

Das
römische Amphitheater Verona's.

Zu seinen bedeutendsten Merkwürdigkeiten zählt Verona die Arena, das römische Amphitheater, das in seinem früheren

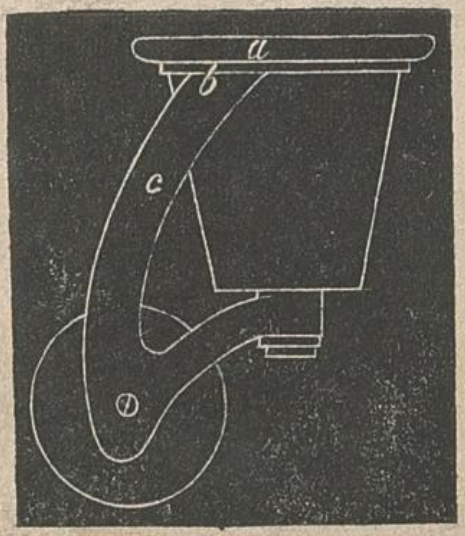


Jetzt wissen vier Frauen diese unheilvolle Geschichte, jede weiß sie unheilvoller, und da, nach einem italienischen Sprüchwort, schon drei Frauen einen Markt machen, ist's nur ein unumgängliches Ergebniß, daß Nachmittags vor allen Häusern Gruppen stehen, die sich mit dem Scandal unterhalten. Die arme Lucinde muß nun zu pietistischen Stoßseufzern und gleißnerischen Moral-Predigten dienen, um so mehr, als eben eine Deputation des Magistrats in Begleitung des Pfarrers und Physikus feierlich nach dem Hause der Wöchnerin vorüberzog. Und was fand man? Ein sehr wohlgestaltetes ruhiges Kind, das nur nicht gerade die kleinsten Ohren hatte!



Umfange über 20,000 Menschen fassen konnte und noch jetzt das am besten erhaltene Denkmal jener Zeit ist. Dies erkennend, wird auch Seitens der Stadtbehörden Alles gethan, es nicht allein in gutem Zustande zu erhalten, sondern auch die Theile, welche verfallen sind, nach und nach wieder herzustellen; dies Gebäude steht am Platze Bra und ist (angeblich unter Domitian und auf dessen Betrieb) außen ganz von Marmor erbaut worden. Es hat bei einer Länge von 464 und einer Breite von 367 Fuß innen eine ovale Form, die sich wie ein hohler ellipsenartiger Kegel gestaltet, dessen Oberfläche von den Sitzen gebildet wird. Die äußere, aus rothem Marmor aufgeführte Mauer, von der nur noch Bruchstücke vorhanden, machte gewiß seinen Anblick eindrucksvoller. Ein Reisender bemerkte neuerdings über diesen Bau: „Bei dem Eintreten in die Arena fühlt' ich all' die Größe, all' die Pracht und das Angemessene der elliptischen Form, wo der obere Rang von dem unteren durch einen engen Weg getrennt ist. Wenn man von dem höchsten Kreise dieser Sitze hinabsieht, scheinen sie zuletzt alle in einem Punkt zu enden. — Wo einst die Arena war, sieht man jetzt eine hölzerne Bühne, und man hört dort den Klang des zahmen Fidelbogens, wo einst das Gebrüll wilder Thiere sich vernehmen ließ." — Das wollen wir übrigens nicht betrauern! denn über der vergangenen alten Herrlichkeit erbaut sich die Humanität mehr und mehr ihre gesicherten Tempel.

Verbesserungen an Rollen für Möbel.



Die Erfindung ist von dem Engländer James Lutton und besteht ganz einfach darin, daß er das sogenannte Horn oder

den Kolben der Rollen, die man an Möbeln anzubringen pflegt, durch einen Arm verstärkt, damit die Rollen auch unter der Last großer Gewichte nicht nachgeben. Die Figur zeigt eine derlei verbesserte Rolle in einem Seiten-Aufriß. Ihr oberer Rand wird, wie gewöhnlich, von einem Kranze oder Bande a gebildet, dieser Kranz ist aber hier von bedeutender Stärke, damit er dem Drucke, den der Ring b nach Oben zu ausübt, besser widerstehe. An diesem Ringe befindet sich ein Arm c, dessen unteres Ende in das Horn oder in den Kloben der Rolle, die dadurch bedeutend verstärkt wird, ausläuft.

Die drei Könige.

(Eine Sage der Vorzeit.)

Zur Zeit des Philipp von Valois, Königs von Frankreich, verheerte die schwarze Pest alle Länder und der Tod riß ganze Geschlechter mit sich fort; so sehr wüthete die Zerstörung, und der Schrecken scheuchte die Menschen so auseinander und in die Fremde, daß manches dem Grabe entronnene Kind Niemand zu nennen wußte, dem es angehöre. So fand sich auch einst auf einer der Straßen von Paris ein Mädchen, das aus einem verödeten Hause hervor geschlichen war an die wärmende Sonne, und die Vorübergehenden im Namen der heiligen Jungfrau bat, ihren Hunger zu stillen. Sichtbar war die Kleine eben erst in der Genesung von schwerer Krankheit, und so fürchtete Jeder, daß durch Näherung oder Berührung derselben die furchtbare Seuche über ihn kommen könne und abgewandten Gesichts schritten Viele vorüber. Endlich erbarmte sich Peter Bloteau, ein Bürger des Stadtviertels St. Gervais, der Flehenden und nahm sie liebreich in sein Haus.

Das Mädchen wurde gepflegt, doch währte es gar lange, ehe es nur eine Frage nach den Ihrigen beantworten konnte, und endlich wußte sie auch nichts weiter, als daß sie Catharina de Braie heiße; ein Halsband von Diamanten, welches sie trug, schien eine hohe Abstammung zu verrathen. Bloteau gab sich alle Mühe, ihre Herkunft zu entdecken und ihre Verwandten aufzufinden, aber vergebens blieb alle Nachforschung und er und die Seinigen wurden es gewohnt, Catharina als Hausgenossin zu betrachten und sie, die zu einer der schönsten Jungfrauen erwuchs, lebte mit ihren Pflegeeltern in verborgener Stille.

Es geschah aber, daß beide Söhne Bloteau's, Julius und Melchior, sich in sie verliebten. Jener, ein aufbrausender Bursche, suchte durch Musikanten und Gaukler, deren Fertigkeiten und Künste er vor ihrem Fenster üben ließ, ihre Gunst zu gewinnen und sein Ungestüm bedrängte ihr Herz. Melchior pflanzte Blumen und stellte sie in ihr Gemach, und nicht sein Mund,

nur seine Blicke verriethen dann die innere Leidenschaft; Catharina aber blieb unbefangen bei diesen Huldigungen. Und einst brachte Julius eine bohemische Alte, eine Zigeunerin, in's Haus, und hatte die Prophetengabe derselben nach seinem Sinne erkauft, wenn etwa Catharina sie anrufen sollte. Und sie that es, ließ das Weib in ihr Gemach treten, um es über ihr Schicksal zu befragen. Die Wahrsagerin, wohl wissend, was sie sprechen sollte, ergriff die Hand der Jungfrau und fuhr erbebend zurück, ganz vergessend, was Julius ihr zu sagen geheißen. Catharina drang in die Bestürzte, die, je mehr sie schaute, in immer größere Verzückung gerieth und endlich, wie unwillkürlich, verkündete:



„Es streiten einst drei Kön'ge sich
Um Dich!
Es tödten einst zwei Kön'ge sich
Um Dich!
Doch fand dann schon die Krone sich
Für Dich!"

Catharina aber hörte den Spruch mit an und begriff seinen Inhalt nicht, auch als ihn das bohemische Weib wiederholte; da sie aber der Wahrsagerin eine Münze zum Lohn geben wollte, sprach diese: „Nein, damit bin ich nicht zufrieden; Du mußt mir die Hälfte Deines Halsbandes geben, wenn es Dir nichts mehr gilt und Du dereinst Deine Krone hast." Und die Alte, wohlerfahren in den Schriftzeichen, setzte selbst eine Urkunde auf, worin ihr dies Halsband verheißen wurde, und Catharina unterzeichnete sie, sinnend über den Spruch und um der Krone willen das Halsband schon vergessend. Und wie das bohemische Weib von dannen ging, war es ihr gleich einem Traum, was geschehen, und nur die geheimnißvollen Worte lebten in ihrem Gedächtnisse.

Peinlicher noch als bisher waren der Jungfrau nun die Bewerbungen der beiden Jünglinge, und Julius verfiel darüber in Wuth, Melchior in stilles Härmen, so daß von Bloteau's Hause der Frieden wich. Julius schwur, dem hochfahrenden Sinn Catharinens genug zu thun und glaubte bald, sein Ziel gewonnen zu haben. Es war nämlich Philipp von Valois zu seinen Vätern versammelt worden und seine Leiche sollte feierlich zur Gruft bestattet werden. Da erhob sich unter den Bogenschützen des Königs und den Salzträgern, zu denen Julius gehörte, ein Streit. Diese behaupteten, seit undenklicher Zeit gehöre ihnen das Vorrecht, den Sarg des verstorbenen Fürsten zu tragen, die Bogenschützen dagegen vermeinten, wer den König im Leben bewacht, dem gebühre das Recht, ihn auch zunächst bis an die Gruft zu geleiten; und deshalb würden sie von dem Sarge des Königs nicht weichen, bis ihr Führer seinen Degen auf die Thür des Grabgewölbes gelegt und der Wappenherold ihnen zugerufen habe: „Er ist in Gottes Bewachung, ihr seyd entlassen!" Und die Marschälle der Todtenfeier gaben ihnen Recht; da aber erhob sich Julius und, mit seinem schweren Stabe Ruhe gebietend, redete er so kräftig und eindringlich für die Gerechtsame der Seinen, daß selbst die anwesenden Prinzen ihm beipflichteten. Die Bogenschützen mußten zurücktreten, so heut als für immer; und dies machte einen solchen Eindruck auf Julius Handwerksgenossen, daß sie ihn einmüthig zu ihrem Könige ausriefen und ihm als solchen manche Vortheile zuerkannten. Im Jubel und auf einem Tragsessel im Triumph nach seinem Hause geleitet, glaubte er den Stolz Catharinens nun wohl überwunden zu haben, erfuhr aber nach

wie vor keine Gunst, welches seinen Ingrimm immer mehr entflammte.

Der arme Melchior, der zu der Gilde der Vogelsteller gehörte, war im Herzen überzeugt, sein Bruder werde nun Catharinen heimführen und grämte sich deshalb sehr, hatte auch keinen andern Gedanken, als an seine Ersehnte, so daß seine Vögel ungelehrig blieben und nichts aussprechen konnten, als den Namen Catharina. Als nun der neue König, Johann, von Rheims seinen Einzug in Paris hielt und die sämmtlichen Vogelsteller auf der Brücke Pont aux Changeurs ihre Waare ausboten uno anpriesen, damit nach altem Herkommen zwei Hundert Vögel gekauft und von der Kirche aus, wohin der König zog, in Freiheit gesetzt würden, stand Melchior stumm und in sich gekehrt, kaum gewahrend, was um ihn her sich begab. So kam es denn auch, daß Alle ihre Vögel los geworden, nur er hatte die seinigen noch immer im Käfigt. Es wollte ihn nun aber der Grundherr der Brücke, da die Zeit zum Verhandeln um war, nicht mehr an seiner Stelle dulden; der Jüngling, der jetzt aus seinen Träumen erwachte, mochte nicht weichen und es entstand darüber ein Auflauf im Volke, als eben der König mit seinem Geleit über die Brücke daher zog. Johann sandte einen Boten, zu forschen, was sich dort begebe, und als er die Geschichte erfuhr und auch, daß alle Vögel Melchior's fort und fort riefen: Catharina! ward er neugierig und befahl, der Vogelsteller solle heran treten. Melchior, beschämt und demüthig, gab auf alle Fragen Bescheid und mußte zuletzt auch bekennen, weshalb seine Vögel nichts weiter gelernt, als den einen Namen, wobei der Jüngling, überwältigt von seinem Herzen, in ein Lob seiner Geliebten ausbrach, daß Alle ihm mit Erstaunen zuhörten. Und der König Johann sprach: „Ich will Dir diesen Tag zu einem glücklichen machen, wie ich hoffe, daß er es mir seyn soll. Ich selbst kaufe alle Deine Vögel, ernenne Dich, Melchior Bloteau, hiemit zum König Deiner Gilde, und werde selbst bei Catharinen Dir Freiwerber seyn." — Melchior, vor Entzücken kaum seiner Sinne mächtig, ward nun von den Vogelstellern zu ihrem Könige ausgerufen und feierlich nach seines Vaters Hause begleitet, wo die Erzählung dessen, was er erlebt, große Verwunderung erregte.

Catharina aber blieb kalt wie sonst gegen die beiden Brüder und zog sich immer mehr in sich selbst zurück; denn sie fühlte, daß die Prophezeiung des bohemischen Weibes wahr werde und fand sich tief verletzt von der niedern Erfüllung so hoher Verheißung, deren Lösung aber noch nicht ganz gekommen war. Da trat nach zween Tagen ein junger Mann in das Haus ihres Pflegevaters und begehrte, Catharinen zu sprechen. Und wie sie vor ihn hintrat, züchtig und erröthend und eben um so schöner in ihrer seltenen Schönheit, da stand der junge Mann be-

troffen vor ihr und wagte nicht, seine Rede anzubringen. Catharina aber, als sie ihm in's Auge schaute, erbebte, ward bleich wie eine Lilie und wollte umsinken. Da fing der junge Mann sie in seinen Armen auf und schwur: er wolle ihr kein Leids zufügen lassen bei seiner königlichen Ehre; denn er war kein Anderer als König Johann selbst, der als Freiwerber kam und mit der Liebe im Herzen wieder ging.

Noch zwei Mal sah Johann Catharinen in der Messe und nicht lange währte es, da ließ der König den Peter Bloteau zu sich bescheiden, um ihm zu sagen, daß er Catharinen zu seiner Geliebten begehre. Der alte Pflegevater kam bestürzt heim und sagte Catharinen, was geschehen; sie aber, von Ehrbarkeit durchdrungen, erhob sich mit Stolz und verwehrte sich dem Könige, obwohl die Gluth und die Sehnsucht ihres Herzens für ihn sprach. Fort und fort bemühte sich Johann, ihre Gunst zu erringen, doch vergebens; das heimliche Weh aber warf Catharinen auf das Siechbette, dem sie nur entkam, als ihre entseelte Hülle nach dem Begräbnißorte bei der Kirche St. Jean gebracht werden sollte.

Und als die Jungfrau mit der nun gewonnenen Todtenkrone im Sarge lag, schön wie das herrlichste Abbild einer Seligen, da trat die bohemische Alte herzu und zeigte ihre Urkunde; Peter Bloteau aber hielt sie heilig gleich einem Vermächtniß der Dahingeschiedenen und gab der Alten das Halsband, damit sie ihr Theil nehme. Wie sie es aber zerbrach, da fand sich in einem Gehäuse folgende Schrift: „Catharina ist nur das Pflegekind der de Braie's; sie ist eine Tochter des Philipp von Valois und der Clotilde von Auvergne." — Und als nun Bloteau erstaunt dastand und nicht wußte, ob er diese Entdeckung verkündigen oder verheimlichen sollte, da kamen die Leichenträger und brachten Catharinen zu ihrer letzten Ruhestätte.

Die Brüder Julius und Melchior aber fanden keinen Frieden, es trieb sie hin zu dem Grabe Catharinens. So geschah es, daß am 14. November 1350 Nachts Julius in tiefem Hinbrüten auf dem Kirchhofe saß; da trat auch sein Bruder herzu, und streute, ungesehen von jenem, Blumen auf die ihm heilige Stätte. Julius, noch eifersüchtig um die Todte, gerieth mit ihm in Wortwechsel und erschlug seinen Bruder; wie er aber seine That erkannte, zückte er die Mordwaffe gegen sich selbst und am Morgen wurden beide Leichen gefunden.

Als aber der König Johann dies Alles vernahm und daß Catharina seine Schwester gewesen, überfiel ihn ein Grauen und er befahl, daß fortan dieser Kirchhof geschlossen werden und keinen Todten mehr aufnehmen solle. Und dies wurde gehalten immerdar, so daß die Stätte den Namen trug: der wüste Kirchhof.

* * *

Aus dieser Sage, wonach angeblich eine Prophezeiung sich erfüllt hat, ruft uns eine warnende Stimme zu: Trachte nicht, deine Zukunft kennen zu wollen, denn in dem, was du davon als wahr annimmst, liegt dein Schicksal! Daß Catharina an jene Prophezeiung glaubte, gab jedem Vorfall eine falsche Richtung und Deutung. Wer seine Zukunft in eigener Gewalt zu haben glaubt, der verleugnet Gott und dieser verläßt ihn, um so mehr, wenn man, wie hier Catharina that, sein Herz nur auf irdische Hoheit richtet; Aberglauben und Eitelkeit halten uns da in Furcht und Hoffen, bis sie uns — statt unter geträumtem Glanze — unter der Todtenkrone betten.



Thaddäus Kosciusko.

Thaddäus Kosciusko wurde am 12. September 1746 zu Meretschowschtschisna in dem Palatinat Nowogrodek, dem heutigen Gouvernement Grodno, geboren. Nachdem er sich unter dem Beistande des Palatins Sosnowski mit den Elementen der Wissenschaften bekannt gemacht hatte, war er einer der fleißigsten Schüler im Kadettenhause Warschau's, später ging er in's Ausland, um sich zu vervollkommnen, besuchte während eines Zeitraums von fünf Jahren Deutschland, Italien und Frankreich (1769 — 1774) und kam zur Zeit der ersten Theilung Polens in sein Vaterland zurück. Sein offner Charakter lenkte schon damals die Aufmerksamkeit auf ihn, er entzog sich ihr jedoch in dem Schlosse Sosnowice, wo er Lehrer der Tochter des Palatins Sosnowski und bald der innigste Verehrer seiner Schülerin wurde. Er faßte den Plan, sie zu heirathen, sah jedoch einen großen Widerstand von Seiten des Palatins voraus, und nahm seine Zuflucht zur Unterstützung des Königs Stanislaus August Poniatowski. — Der König suchte zuerst, jedoch vergeblich, Kosciusko von dieser Heirath abzuwenden;

dann versprach er ihm seinen Beistand, wirkte aber insgeheim mit dem Palatin vereint gegen die Absichten des jungen Liebhabers. Dieser verließ in Verzweiflung sein Vaterland und begab sich nach Danzig (1775), wo er sich auf einem Fahrzeuge einschiffte, welches nach Martinique ging.

In dieser Zeit warfen die vereinigten Staaten von Amerika das Joch Englands ab. Kosciusko diente Anfangs den Amerikanern als Freiwilliger, erhielt aber am Ende des Jahres 1776 die Stelle eines Obristen. Er glänzte in der amerikanischen Armee durch seinen Muth und seine militairischen Talente; als der Revolutionskrieg 1783 beendigt war, wurde Kosciusko, mit dem Orden des Cincinnatus geschmückt, zum Brigade-General erhoben und hatte Theil an den Belohnungen, die durch den Congreß theils in Geld, theils in Ländern festgesetzt wurden.



Nach neunjähriger Abwesenheit kam Kosciusko ruhmbedeckt in sein Vaterland zurück, wo ihm Alles eine glänzende Zukunft versprach. Seine Rückkehr erregte große Freude unter seinen Landsleuten; — er aber nahm wenig Theil daran, denn er fand seine Geliebte, Sosnowska, verheirathet, seinen Vater todt. Wohl triumphirten endlich Vernunft und die Stärke seines Charakters über jene Leidenschaft, die ihm nur mit allem Weh des Herzens gelohnt worden war, aber der Eindruck von dem gewaltsamen Tode seines Vaters erlosch nie. Der Vater Kosciusko's, ein Mann, der mit vielen guten Eigenschaften auch manche strafbare verband, hatte die Unumschränktheit, welche sich damals der polnische Adel anmaßte, dahin ausgedehnt, daß er seine Bauern mit der fürchterlichsten Strenge behandelte, so daß diese, des Druckes müde, ihren Herrn ermordeten. Die Seele des jungen Generals Kosciusko war von diesem tragischen Ereigniß tief ergriffen, und nachdem er Erbe der Güter seines Vaters geworden, behandelte er seine Bauern nicht nur mit der größten Menschlichkeit, sondern machte sie vor seinem Tode vollkommen frei.

Inzwischen eröffnete Polen seinen Constitutionstag (1788), welcher vier Jahre dauerte. Sein Resultat war die Constitution vom 3. Mai 1791 und Polen, welches sich durch dieses Unternehmen selbst stärker sah, suchte den fremden Einfluß von sich abzuwälzen. Es kam zum Kriege mit Rußland. Am 18. Juni 1792 zeichnete sich Kosciusko bei Zielenice aus; am 17. Juli gewann er neue Lorbeeren durch die Schlacht bei Dubienka. Aber der König Stanislaus August schloß, aus Besorgniß, seine Krone zu verlieren, einen Waffenstillstand ab und die Russen kamen als Verbündete und Freunde nach Warschau, wo sich der König in ihrer Mitte befand.

Mehrere Generale und Offiziere, unter ihnen Kosciusko, forderten ihre Entlassung und gingen in's Ausland. Aber bald erhob sich in Polen eine republikanische Partei, welche die alte Aristokratie zu stürzen und eine allgemeine Gleichheit einzuführen suchte. Von Neuem wurde mit aller Kraft gerüstet und Kosciusko zum Führer für diesen Krieg ernannt; während in den ersten Tagen des März 1794 der Brigadier Madalinski die Fahne der Unabhängigkeit im Norden des Palatinats Masovien erhob und nach Krakau marschirte, hielt Kosciusko hier seinen Einzug in der Nacht vom 24. bis 25. März. Zum Generalissimus der Armeen von Polen und Lithauen erklärt, sah er sich noch im Besitze einer diktatorischen Macht ohne Grenzen, durch den Akt der Unabhängigkeit, welchen die Bewohner Krakau's am 24. März 1794 unterzeichneten.

Nachdem Kosciusko das Gouvernement in jeder Art organisirt hatte, verließ er Krakau mit seinen Truppen, denen die Russen bei weitem überlegen waren. Am 4. April 1794 be-

gegneten sich beide Armeen bei dem Dorfe Raclawice, zwölf Meilen von Krakau. Der Kampf war fürchterlich, der Sieg für die Polen entscheidend und seine Resultate erzeugten eine magische Wirkung. Bald wurde Kosciusko nach Warschau gerufen, dessen Einwohner einen Plan des russischen Statthalters zu ihrer Vernichtung vereitelt und die Stadt gänzlich von den Russen befreit hatten. Kosciusko stellte die Ordnung wieder her und eilte dann den Preußen entgegen; beide Heere trafen sich am 6. Juni 1794 bei Schtschekoschin, die kleinere Truppenzahl der Polen machte den Sieg lange streitig, bis sie endlich weichen mußte und sich auflösete, ohne verfolgt zu werden. Kosciusko war verwundet; zwei Pferde wurden unter ihm getödtet; man sah ihn immer da, wo die Gefahr sich am drohendsten zeigte.

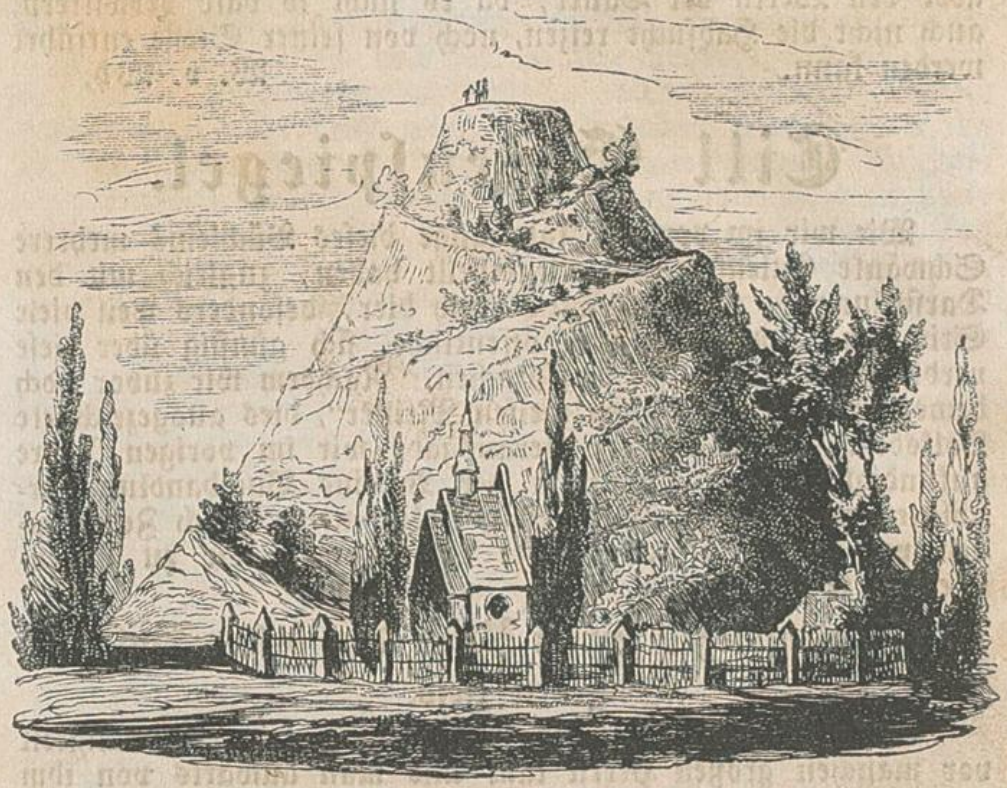
In Folge dieser Schlacht zog sich Kosciusko nach Warschau; alle Einwohner dieser Stadt arbeiteten an ihrer Befestigung, die Polinnen ermunterten die Arbeiter, versorgten sie mit Kriegs- und Mundvorräthen und gaben Proben von dem Muth, den man immer bei den polnischen Frauen fand. Warschau wurde belagert, aber während Kosciusko und die belagerte Armee die Stadt vertheidigten, kam ihnen ein allgemeiner Aufstand in Groß-Polen zu Hülfe; die Belagerung der Stadt wurde aufgehoben. Während Kosciusko mit Glück die Angelegenheiten leitete, erlagen Samogitien und Lithauen; General Sierakowski verlor eine Schlacht gegen Suwarow. Kosciusko verließ Warschau, vereinte sich mit der Division Sierakowski's, drang bis Grodno vor und kehrte dann nach Warschau zurück. Aber die Gefahr war drohend; der russische General Fersen, welcher sich am linken Ufer der Weichsel, Maciejowice gegenüber, postirt hatte, wollte sich mit Suwarow verbinden, der in der Gegend von Brzec-Litowski stand. Am 7. Oktober verließ Kosciusko mit seinem Flügel-Adjutanten Niemcewitsch insgeheim Warschau und Beide kamen nach Podsamce, nahe bei Maciejowice. Dort vereinigte er seine Truppen und erwartete die Feinde. Von seinem Unterfeldherrn verlassen, stellte er sich ihnen allein entgegen; die Infanterie that ihre Pflicht, die Kavallerie wich. Kosciusko, sie aufzuhalten, nahm seinen Weg über einen Sumpf, sein Pferd stolperte, er fiel und die verfolgenden Kosacken stachen ihn mit ihren Lanzen, bis ein polnischer Soldat schrie: „Stecht nicht, es ist der General!" Die Feinde umringten voller Bewunderung den Helden, während die Ueberbleibsel der polnischen Armee sich wieder sammelten, um sich zu vertheidigen, trugen Kosacken den großen, mit Wunden bedeckten Feldherrn in's Schloß Podsamce zum General Fersen.

So war Kosciusko in der Macht des Feindes. In Warschau erregte dieses Ereigniß große Bestürzung. Es wurde von Suwarow mit Sturm eingenommen und kapitulirte am 9. No-

vember 1794. — Kosciusko wurde mit mehreren Andern nach der Ukraine und von da nach Petersburg geführt, wo sie in Haft blieben, bis der Tod der Zaarin Katharina II. (1798) Paul I. auf den Thron führte. Der neue Kaiser gab Kosciusko die Freiheit, bot ihm Würden und Güter an, aber er verweigerte Alles und nahm nur eine kleine Summe, welche hinreichte, seine Bedürfnisse zu bestreiten. Paul forderte ihm das Wort ab, nie mehr gegen Rußland zu kämpfen. So verließen er und Niemcewitsch nach zweijähriger Gefangenschaft Petersburg und landeten in London. Von da gingen sie nach Bristol, wo die Freunde der polnischen Sache Kosciusko mit Geld unterstützten, so daß er sich nach Philadelphia einschiffen konnte. Später kam er nach Neu-York und ein freundschaftliches Vertrauen band ihn an Jefferson.

Während Kosciusko in Amerika war, organisirte der General Dombrowski die berühmten polnischen Legionen in Italien. Die Landsleute boten Kosciusko das Oberkommando an, aber er ließ es Dombrowski. Bei seiner Rückkehr nach Europa wurde er überall, besonders in Paris, ehrenvoll aufgenommen, und trat hier mit mehreren der einflußreichsten Personen in die engsten Verhältnisse. Als Napoleon seinen Feldzug von 1806 eröffnete, wollte er, daß Kosciusko ihn unterstützen solle. Der große Mann forderte vor Allem erst Garantieen für sein Vaterland, und da Napoleon unbedingten Gehorsam verlangte, glaubte Jener sich nicht in dem Recht, seine Nation zu repräsentiren und blieb unabhängig. Später in seinen Hoffnungen noch mehrmals getäuscht, begab er sich endlich nach Solothurn, wo er sich durch Wohlwollen und Förderung vieles Guten die Herzen Aller gewann. Er starb daselbst am 15. Oktober 1817, und unterzeichnete mehrere Monate vorher die Akte, durch welche er seine Bauern in Litthauen für ewig der Leibeigenschaft entzog. Wie er, als er verwundet bei Maciejowice hinsank, ausrief: „Finis Poloniae!" — so war auch im Sterben Polen sein letztes Wort. — Es giebt wenige Männer in der Geschichte, über welche die verschiedensten Parteien so einig sind wie über Kosciusko; alle sprechen mit Enthusiasmus von ihm, wie es seine Talente, seine Gesinnung und seine Uneigennützigkeit verdienen. Sein Leben war dem Wohl seines Vaterlandes gewidmet; nicht aus Ehrsucht oder anderm niedern Triebe, wie man es so Vielen nachsagen muß, welche Aufregungen der Völker nur zu ihrem Vortheil benutzten, ging er mit Zeit und Verhältnissen in den Kampf; er opferte sich für eine Idee, die dem edelsten Willen und Bewußtseyn entstammte, und eine volle reine Hingebung wird, unabhängig vom Widerstreit der Ansichten, überall die verdiente Theilnahme und Bewunderung finden.

In diesem Sinne ist auch Kosciusko, dem Helden des Krieges und des Edelmuths, ein Denkmal errichtet worden was hier in der Abbildung vor uns liegt:



Eine Stunde von der freien Stadt Krakau, auf dem linken Weichselufer, liegt der Bronislawa-Berg, eine allmählig ansteigende schon beim Kloster Tiniez beginnende Erderhebung, welche vollkommen das weite Weichselthal beherrscht, und auf die Stadt Krakau, wie auf ihre reizende Umgebungen, eine freie Aussicht gewährt. Auf dieser Höhe führten die Bürger Krakau's dem geliebten Kosciusko nach Art der altpolnischen Grabhügel (Mogillen) ein Denkmal auf, das an hundert funfzig Fuß Höhe mißt, und eine ungeheure Zufuhr an Steinen und Erde erforderte, aber auch die edelsten Hände polnischer Männer und Frauen beschäftigte, welche dem Volke zur Aufmunterung mit gutem Beispiel vorangingen und nicht nur reichen Tagelohn zahlten, sondern auch Schiebkarren und Spaten handhabten. So war das Denkmal bald vollendet und auf einem bequemen Wege zu ersteigen, daß jeder Anwanderer von oben die weit herrlichere Aussicht genießen kann, und in den Umgebungen Krakau's noch drei andere solcher Hügel entdeckt: einen über der Weichsel dem König Krakus gewidmet, einen andern diesem gegenüber, ebenfalls der grauesten Vorzeit entstammend, welcher den Namen Wanda's trägt, einen dritten

aber unten im Thale, welcher der Jüdin Esther, der Geliebten Kasimir's des Großen, nach ihrem dunkeln Tode aufgeschüttet ward. Das Denkmal Kosciusko's ist unter diesen das höchste und schönste, hat zwar keinen bedeutenden Kunstwerth, dafür aber den Werth der Dauer, da es nicht so bald verwittern, auch nicht die Habsucht reizen, noch von seiner Stelle entführt werden kann. W. v. Wh.

Till Eulenspiegel.

Wie wir im vorigen Jahrgange dieses Büchleins mehrere Schwänke Eulenspiegels mitgetheilt haben, zugleich mit den Darstellungen, so thun wir's auch hier, besonders weil viele Stimmen, zum Theil auch öffentliche, sich günstig über diese verbildlichten Schwänke aussprachen. Nachdem wir zuvor noch bemerken, daß „die sieben weisen Meister", dies ausgezeichnete Volksbuch, dessen baldige Herausgabe wir im vorigen Jahre ankündigten, nun längst in der Vereins-Buchhandlung erschienen und mit fünfunddreißig Holzschnitten (nach Zeichnungen von Holbein) ausgestattet ist, kommen wir zu Eulenspiegel's Schwänken.

Wie Eulenspiegel seinem Pferd den besten Hufschlag geben liess.

Eulenspiegel hielt sich so wacker, daß seine Frömmigkeit vor manchen großen Herrn kam und man allwärts von ihm zu sagen wußte. Das mochten die Fürsten wohl leiden und gaben ihm Kleider, Pferde, Geld und Kost. Also kam er auch zu dem König von Dänemark; der bat ihn, ein abenteuerliches Stück zu zeigen, er wollte ihm sein Pferd mit dem allerbesten Hufschlag beschlagen lassen. Eulenspiegel fragte den König, ob er seinen Worten glauben sollte? Ja, sprach der König, so er nach seinen Worten thäte. Eulenspiegel ritt mit seinem Pferd zu dem Goldschmied und ließ sich sein Pferd mit goldenen Hufeisen und silbernen Nägeln beschlagen; darauf ging er zum König und frug ihn, ob er ihm den Hufschlag bezahlen wollte? der König sagte Ja, und sprach zum Rentmeister, daß er ihm den Hufschlag bezahlen möchte. Der Rentmeister meinte, es wäre ein schlechter Hufschmied: da führte ihn Eulenspiegel zum Goldschmied: der begehrte hundert dänische Mark. Der Rentmeister wollte das nicht bezahlen, ging hin und sagte es dem König. Der König ließ Eulenspiegeln holen und sprach zu ihm: „Eulenspiegel, was für einen theuern Hufschlag hast du machen lassen? Wenn ich alle meine Pferde so beschlagen lassen wollte, so müßte ich Land und Leute verkaufen. Ich meinte nicht, daß man das Pferd mit Gold beschlagen sollte." Eulenspiegel

der seinem Meister Schaden thut." Eulenspiegel sprach: „Liebe Frau, soll der Geselle nicht thun, was ihn der Meister heißt?" Indem kam der Meister, hörte und sah was Eulenspiegel angerichtet hatte. Da sprach der Meister: „Wie, Gesell, konntest du nicht zu der Thür eingehen und mir meine Fenster ganz lassen? Was hast du doch für Ursache gehabt, daß du durch die Fenster hereingekrochen bist?" „Lieber Meister", sprach Eulenspiegel, „ihr hießt mich, wo die hohen Fenster seyen, da sollt ich hineingehen, ihr wolltet bald nachkommen. So hab' ich nach euerm Geheiß gethan; ihr seyd mir aber da nicht nachgekommen, wo ihr sagtet, daß ich euch vorangehen sollte." Der Meister schwieg still, denn er bedurfte sein und gedachte, wenn ich meine Kunden besser bedienen kann, so will ich wohl zu meinem Schaden kommen und ihm das an seinem Lohn abhalten. Da hieß der Meister Eulenspiegeln die Scheermesser schleifen. Eulenspiegel sprach: „Ja, gern." Der Meister sprach: „Schleif sie glatt aus dem Rücken gleich der Schneide." Eulenspiegel sprach Ja und begann zu schleifen und schliff den Scheermessern den Rücken so scharf wie die Schneide. Der Meister kam und wollte zusehen, was er mache, da sah er, daß den Messern, die er geschliffen hatte, der Rücken wie die Schneide war, und die Messer, die er noch auf dem Schleifstein hatte, die schliff er auch darnach. Da sprach der Meister: „Wie machst du das? das wird nicht gut." Eulenspiegel sprach: „Wie sollt es nicht gut werden? Es thut ihnen nicht weh: ich mach' es, wie ihr mich geheißen habt." Der Meister ward zornig und sprach: „Ich hieß dich, daß du ein arger Schalk bist, hör' auf, und laß dein Schleifen und geh wieder hin, wo du her bist kommen." Eulenspiegel sprach Ja, ging in die Stube und sprang zu dem Fenster wieder hinaus, wo er hineingekommen war. Da ward der Bartscherer noch böser, und lief ihm nach mit dem Büttel und wollt ihn greifen lassen, daß er ihm die Fenster bezahlen sollte, die er zerbrochen hatte. Aber Eulenspiegel war behend und hurtiger als der Meister, kam in ein Schiff und fuhr bald davon.

Wie Eulenspiegel zu Wismar ein Pferdehändler oder Roßtäuscher wurde und einen Kaufmann betrog.

Ergötzliche Schalkheit thät Eulenspiegel einem Roßtäuscher zu Wismar bei dem See, denn dahin kam allezeit ein Roßtäuscher, der kaufte selten ein Roß, sondern handelte und kaufte nicht, zog aber alle Pferde beim Schwanz, sonderlich die er nicht kaufte; denn er hatte sein Gemerk am Ziehen, ob das Roß lang' leben würde. Sein Gemerk aber war also: hatte das Pferd einen langen Schwanz, daran zog er es, und stand ihm das lange Haar schwach im Schwanz, so kaufte er das nicht.

denn er hatte den Glauben, daß es nicht lang' leben würde; stand ihm das Haar fest im Schwanz, das kaufte er, und hatte guten Glauben daran, daß es lang' leben würde und harter Natur wäre. Dies war eine gemeine Sage zu Wismar, so daß sich Jedermann darnach richtete. Als das Eulenspiegel erfuhr, gedachte er, dem mußt du auch eine Schalkheit thun, es sey was es wolle, daß der Irrthum aus dem Volk kommt. Nun konnte sich Eulenspiegel etwas mit der schwarzen Kunst behelfen, überkam ein Pferd, und machte ihm einen Schwanz von Blut und Harz, wie er es haben wollte. Damit zog er zu Markt und bot das Pferd theuer aus, auf daß sie es ihm nicht abkauften, so lange bis der Kaufmann käme, der die Pferde bei dem Schwanz zog, dem bot er das Pferd guten Kaufs. Der Kaufmann sah wohl, daß das Pferd schön war und gut für



das Geld; ging also hinzu und wollt das Pferd hart bei dem Schwanz ziehen. Aber Eulenspiegel hatte es so eingerichtet, sobald er das Pferd bei dem Schwanz zog, so behielt er ihn in der Hand, und dem Pferde war so geschehen, als hätte er ihm den Schwanz ausgezogen. Der Kaufmann ward zaghaftig, und Eulenspiegel hub laut an zu rufen über diesen Bösewicht: „Seht, liebe Bürger, wie er mir das Pferd verderbt und geschändet hat." Die Bürger kamen hinzu und sahen, daß der Kaufmann des Pferdes Schwanz in der Hand hatte, und da das Pferd ohne Schwanz war und der Kaufmann sich sehr fürchtete, fielen die Bürger dazwischen und machten, daß der Kaufmann Eulenspiegeln zehn Gulden gab, wozu er das Pferd behielt. Da ritt Eulenspiegel mit seinem Pferde hinweg und setzte ihm den Schwanz wieder an, aber der Kaufmann zog nach der Zeit kein Pferd mehr beim Schwanz.

Wie Eulenspiegel den Wirth zu Eisleben mit einem todten Wolf erschreckt, den der lebendig zu fangen versprochen hatte.

Zu Eisleben wohnte ein Wirth, der war spöttisch und hielt sich für einen tapfern Mann. Eulenspiegel war in seiner Herberge im Winter, da ein großer Schnee lag. Da kamen drei Kaufleute aus Sachsen bei finsterer Nacht auch in die Herberge, und wollten gen Nürnberg. Der Wirth war behend mit dem Mund, hieß die drei Kaufleute willkommen seyn, mit ungestümen Worten, und sprach also: „Woher des Wegs? was den Teufel seyd ihr so lang' ausgewesen und kommt so spät in die Herberge?" Da sprachen die Kaufleute: „Herr Wirth, ihr dürft uns nicht so anfahren, uns ist ein Abenteuer widerfahren unterwegs, indem uns ein Wolf viel Leids gethan hat. Der begegnete uns im Moos, daß wir uns mit ihm schlagen mußten: das hat uns so lang' aufgehalten." Da der Wirth das hörte, ward er ganz spöttisch auf sie und sprach, es wär eine große Schande, daß sie sich von einem Wolf aufhalten ließen. Und wenn Er allein im Feld wär, und zwei Wölfe begegneten ihm im Moos, so wollte er sie verjagen: ihrer aber wären drei, und sie ließen sich von einem Wolf schrecken. Das währte den ganzen Abend durch, daß der Wirth die Kaufleute verspottete, bis sie zu Bette gingen. Eulenspiegel saß dabei und hörte das Gespötte. Als sie nun zu Bette gingen, da wurden die Kaufleute und Eulenspiegel in eine Kammer gelegt. Da sprachen die Kaufleute untereinander, wie sie es anfangen möchten, daß sie den Wirth bezahlten. Da sprach Eulenspiegel: „Lieben Freunde, ich merke wohl, daß unser Wirth ein Großsprecher ist: wollt ihr mir folgen, ich will ihn bezahlen, daß er euch nichts mehr von dem Wolf sagen soll." Das gefiel

den Kaufleuten wohl, sie gelobten ihm Geld zu geben. Da sprach Eulenspiegel, sie sollten ihrer Kaufmannschaft nachreiten und bei ihrer Rückreise wieder dahin zur Herberge kommen, alsdann wolle er auch da seyn, da sollten sie den Wirth bezahlen. Das geschah. Die Kaufleute machten sich reisefertig, bezahlten ihre Zehrung, für Eulenspiegel auch, und ritten aus der Herberge. Da rief der Wirth den Kaufleuten spöttisch nach: „Ihr Kaufleute, seht zu, daß euch kein Wolf begegne!" Sie sprachen: „Habt Dank, daß ihr uns warnt; wenn uns die Wölfe fressen, so kommen wir nicht wieder." Eulenspiegel ritt auf die Hardt, stellte den Wölfen nach, fing einen, tödtete ihn und ließ ihn hart gefrieren. Um die Zeit, als die Kaufleute wieder gen Eisleben in die Herberge kommen wollten, nahm Eulenspiegel den todten Wolf in einen Sack, ritt gen Eisleben und fand die Kaufleute, wie ihre Verabredung war, des Abends beim Nachtessen. Da spottete der Wirth noch über die Kaufleute wegen des Wolfs und sie erzählten, wie es ihnen ergangen wär. Der Wirth sprach große Worte, wie er zwei Wölfe zu Stücken schlagen wollte, und wenn es sich begäbe, daß ihm zwei Wölfe begegneten, so wolle er sich zum Ersten des einen Wolfs entledigen und darnach den andern erschlagen. Das währte den ganzen Abend, bis sie zu Bett gehen wollten. Eulenspiegel schwieg still, so lang' bis er zu den Kaufleuten in die Kammer kam; da sprach er zu ihnen: „Ihr guten Freunde, seyd still und bleibt wach; was ich will, das wollt ihr auch; laßt nur das Licht brennen." Als nun der Wirth mit seinem Gesind schlafen war, da schlich Eulenspiegel leis von der Kammer, und hatte den todten Wolf, der hart gefroren war und trug ihn an den Heerd, unterstellte ihn mit Stecken, daß er aufrecht stand, sperrte ihm das Maul weit auf und steckte ihm zwei Kindsschühlein in's Maul: dann ging er wieder zu den Kaufleuten in die Kammer und rief dem Wirth. Der Wirth hörte das gleich, denn er war noch nicht eingeschlafen, und rief zurück, was sie wollten? ob sie wieder ein Wolf beißen wolle? Da sprachen sie: „Ach lieber Wirth, schickt uns den Knecht, daß er uns Wein bringe, wir wissen uns vor Durst nicht zu lassen." Der Wirth ward zornig und sprach: „Das ist der Sachsen Art, die saufen Tag und Nacht." Er rief der Magd, daß sie aufstünde und ihnen Wein in die Kammer brächte. Die Magd stand auf, ging zu dem Feuer und wollt ein Licht anzünden: da sah sie dem Wolf recht in's Maul, erschrack, ließ das Licht fallen, lief in den Hof und meinte nicht anders, als der Wolf hätte die Kinder gefressen. Eulenspiegel und die Kaufleute riefen abermals um Wein; der Wirth meinte, die Magd sey eingeschlafen und rief dem Knecht. Der Knecht stand auf und wollte auch ein Licht anzünden und sieht den Wolf auch da stehen. Da meint er, der Wolf hätt' die Magd gefressen und

lief in den Keller. Eulenspiegel und die Kaufleute hörten das; Eulenspiegel sprach: seyd guter Dinge, das Spiel wird gut werden. Eulenspiegel und die Kaufleute riefen zum Drittenmal, wo der Knecht und die Magd wäre, daß sie ihnen kein Trinken brächten? er sollte doch selbst kommen und ein Licht bringen, sie könnten nicht aus der Kammer kommen. Der Wirth meinte nicht anders, als der Knecht wär auch eingeschlafen, stand auf, ward zornig und sprach: „Der Teufel hat die Sachsen gemacht mit ihrem Saufen", zündete ein Licht bei dem Feuer und sieht den Wolf auf dem Heerde stehen, die Schuh im Maul. Da hub er laut an zu schreien und rief: „Mordio, Mordio, rettet, liebe Freunde!" Und lief zu den Kaufleuten, die in der Kammer waren und sprach: „Lieben Freunde, kommt mir zu Hülfe, ein gräuliches Thier steht bei



dem Feuer." Der Knecht kam aus dem Keller, die Magd kam aus dem Hof, die Frau brachte die Kinder aus der Kammer, so daß noch Alle lebten. Eulenspiegel ging hinzu und stieß den Wolf mit dem Fuß um: da lag er und regte sich nicht. Eulenspiegel sprach: „Das ist ein todter Wolf, und ihr macht daraus ein Geschrei! Was seyd ihr für ein blöder Mann! Beißt euch ein todter Wolf in euerm Haus, und jagt euch und all euer Gesind in die Winkel? Und nicht lang' ist's her, da wolltet ihr zwei lebendige Wölfe im Feld schlagen." Die Kaufleute lachten, bezahlten des Morgens, was sie und Eulenspiegel verzehrt hatten, und ritten hinweg.

Wie Eulenspiegel einen Hund schindete und das Fell der Wirthin als Bezahlung gab.

Auf eine Zeit begab es sich, daß Eulenspiegel an einem Ort in die Herberge kam: da fand er die Wirthin allein. Und die Wirthin hatte ein schön zartes Hündchen, das hatte sie gar lieb, und es pflegte ihr auf dem Schooß zu liegen, wenn sie müßig war, und wenn sie Bier trank, so mußte sie dem Hund Bier in eine Schüssel geben, daß er auch trank, daran war das Hündlein gewöhnt. Als nun Eulenspiegel bei dem Feuer saß und aus der Kannen trank, da stund der Hund auf und liebelte sich Eulenspiegeln an. Das sah die Wirthin und sprach: „Ach Lieber, gebt ihm zu trinken in die Schüssel, das ist seine Meinung." „Gerne", sagte Eulenspiegel. Die Wirthin ging und besorgte, was sie zu schaffen hatte und Eulenspiegel gab dem Hund in eine Schüssel, legte ihm auch ein Stück Fleisch dazu und der Hund trank und fraß und als er voll war, legte er sich zum Feuer und streckte sich, so lang er war. Da sagte Eulenspiegel zu der Wirthin: „Wir wollen rechnen", und sprach weiter: „Liebe Wirthin, wenn ein Gast eure Kost ißt und euer Bier trinkt, wolltet ihr dem auch borgen?" Die Wirthin fiel nicht darauf, daß er den Hund meinte, sondern gedachte, Er wär der Gast, und sprach zu ihm: „Herr Gast, hier borgt man nicht, man muß Geld geben oder Pfand." Eulenspiegel sprach: „Des bin ich meines Theils zufrieden, ein Jeder sorge für das Seine." Da ging die Wirthin hinweg und als es Eulenspiegel zu Wege bringen konnte, nahm er den Hund unter den Rock, ging in den Stall und zog ihm das Fell ab. Dann ging er wieder in das Haus zu dem Feuer und hatte des Hundes Fell unter dem Rock. Da hieß Eulenspiegel die Wirthin zu ihm kommen und sprach: „Laßt uns rechnen." Die Wirthin rechnete und Eulenspiegel legte die halbe Zeche auf den Tisch. Die Wirthin fragte, wer die andere Hälfte bezahlen sollte, er hätte das Bier allein getrunken. Er sprach: „Nein, ich hatte einen Gast, der trank auch mit, hatte aber kein Geld, sondern ein

Pfand; der soll die andere Hälfte bezahlen." Die Wirthin sprach: „Was ist das für ein Gast und was hat er für ein Pfand?" Eulenspiegel sprach: „Das ist der Rock, den er anhatte", und zog das Hundsfell unter dem Rock hervor und sprach: „Seht, Wirthin, das ist des Gastes Rock, der mit mir



trank." Die Wirthin erschrack, denn sie sah wohl, daß es ihres Hundes Fell war, ward zornig und sprach: „Daß dir nimmer Gutes geschehe! warum hast du mir meinen Hund abgezogen?" Eulenspiegel sprach: „Frau, das ist eure eigene Schuld, ich laß euch fluchen. Ihr sagtet mir selber, ich sollte dem Hund einschenken, und als ich sprach, der Gast habe kein Geld, wolltet ihr ihm nicht borgen, sondern Geld oder Pfand haben. Nun

hatte er kein Geld und das Bier mußte bezahlt seyn: da mußte er seinen Rock zu Pfand lassen: den nehmt nun für das Bier, das er getrunken hat." Die Wirthin ward noch böser, hieß ihn aus dem Hause gehen, und nicht mehr über ihre Schwelle kommen. Eulenspiegel sprach: „Ich will aus euerm Haus nicht gehen, sondern reiten"; sattelte sein Pferd und ritt zur Thür hinaus.

Wie Eulenspiegel zu Eimbeck ein Bierbrauersknecht ward und einen Hund, der Hopf hieß, für Hopfen sott.

Zuthätig war Eulenspiegel mit seiner Arbeit; aber er verdiente oft nicht viel Danks, wie wohl geschieht. Auf eine Zeit kam er gen Eimbeck und verdingte sich bei einem Bierbrauer. Es begab sich, daß der Bierbrauer zu einer Hochzeit gehen wollte und Eulenspiegeln befahl, er sollte mit der Magd Bier brauen; gegen den Morgen wollt er ihm zu Hülfe kommen. Und vor allen Dingen sollte er Fleiß anwenden, den Hopfen wohl zu sieden, damit das Bier fein stark darnach schmecke. Hierauf sagte Eulenspiegel Ja, er wollt sein Bestes thun. Damit ging der Bierbrauer sammt seiner Hausfrauen hinaus und Eulenspiegel begann zu sieden. Die Magd unterrichtete ihn, denn sie hatte mehr Verstand davon als er. Als es nun dazu kam, daß man den Hopfen sieden sollte, da sprach die Magd: „Ach, Lieber, den Hopf siedest Du wohl allein; vergönne mir, daß ich eine Stunde den Tanz besehen mag." Eulenspiegel sprach Ja und gedachte: geht die Magd auch hinweg, so hast du zu einer Schalkheit Macht. Nun hatte der Brauer einen großen Hund, der hieß Hopf: den nahm er, als das Wasser heiß war und warf ihn darein, und ließ ihn wohl versieden, daß ihm Haut und Haar abging. Als nun die Magd wieder heim kam und Eulenspiegeln helfen wollte, sagte sie: „Lieber Bruder, es ist genug, schlag ab." Als sie nun den Siedekorb einschlug, und eine Schaufel nach der andern eintauchte, sprach sie: „Hast Du auch den Hopfen hineingethan? Ich verspüre noch nichts davon auf meiner Schaufel." Eulenspiegel sagte: „Auf dem Grund wirst Du ihn finden." Die Magd fischte darnach, bekam das Gerippe auf die Schaufel und hub laut zu schreien an: „Ei, behüt' mich Gott! Was hast Du darein gethan? Der Henker trinke das Bier." Indem kam der Brauer wohl betrunken nach Haus und sprach: „Was macht Ihr, meine lieben Kinder?" Die Magd sprach: „Ich weiß nicht, was den Teufel wir machen. Ich ging eine halbe Stunde auf den Tanz und hieß unsern Knecht den Hopfen derweil gar sieden: da hat er unsern Hund gar gesotten, hier mögt Ihr seinen Rücken sehen." Eulenspiegel sprach: „Ja, Ihr habt michs geheißen. Ist es nicht eine Plage? ich thu



Alles, was man mich heißt. Thät andrer Leute Gesind nur halb, was man es hieße, sie ließen sich begnügen." Also nahm er Urlaub und schied von dannen.

Wie Eulenspiegel einem Schmied Hammer und Zange, und was er fand, zusammen schmiedete.

Als nun Eulenspiegel weiter kam, ging es gegen den Winter, und der Winter ward kalt, daß es hart gefror; dazu fiel eine theure Zeit ein, also daß viel Dienstknechte ledig gingen. Und da Eulenspiegel kein Geld zu verzehren hatte, wanderte er weiter und kam in ein Dorf, da auch ein Schmied wohnte. Der nahm ihn für einen Schmiedeknecht auf, aber Eulenspiegel hatte keine große Lust, da ein Schmiedeknecht zu bleiben, jedoch der große Hunger und die Winternoth zwangen ihn dazu. Eulenspiegel gedachte: Leide, was du leiden kannst, so lange bis der Finger wieder in die lose Erde

geht, und thu was der Schmied will. Denn der Schmied wollte ihn ohnedies wegen der theuern Zeit nicht gern behalten. Da bat Eulenspiegel den Schmied, daß er ihm zu arbeiten gebe. Der Schmied, der ein karger Mann war, gedachte: Nun, in acht Tagen kann er mich nicht arm essen, und nahm ihn auf. Des Morgens begannen sie zu schmieden und der Schmied hielt Eulenspiegeln mit dem Hammer heftiglich an der Arbeit bis an die Mahlzeit. Da hatte der Schmied eine Grube im Hof und als sie zu Tisch gehen sollten, nimmt der Schmied Eulenspiegeln, führte ihn in den Hof an die Grube und sprach zu ihm: „Schau her, dies iß: Du sprichst, Du willst essen, was ich will, auf daß ich Dir zu arbeiten gebe: wohlan, dies mag Niemand, so iß Du Alles allein." Darauf ging er in's Haus, aß das Beste, was er hatte und ließ Eulenspiegeln bei der Grube stehen. Eulenspiegel schwieg still und gedachte bei sich selbst: Du hast dich verredt und viel andern Leuten Gleiches gethan: mit dem Maaß wird dir wieder gemessen. Wie soll ich ihm das nun bezahlen? es muß bezahlt werden, und wär der Winter noch so hart. Eulenspiegel arbeitete fort bis an den Abend und hatte den ganzen Tag gefastet: da gab ihm endlich der Schmied etwas zu essen; aber ihm steckte noch im Kopf, daß er ihn an die Grube gewiesen. Als nun Eulenspiegel zu Bett gehen wollt, sprach der Schmied zu ihm: „Steh morgen früh auf, die Magd soll blasen, und schmied eins für's andere, was Du hast, und hau Hufnägel ab, bis ich aufstehe." Da ging Eulenspiegel schlafen, und als er aufstund, gedacht er, er woll ihn bezahlen und sollt er bis an die Knie im Schnee laufen. Er machte ein heftig Feuer, nahm die Zange und schweißte sie an den Sandlöffel, desgleichen zwei Hammer und den Feuersperhaken. Dann nahm er die Kumme, worin die Hufnägel lagen, schüttete die Hufnägel daraus und hieb ihnen die Köpf ab und that die Köpf zusammen und auch die Stifte. Als er hörte, daß der Schmied aufstand, nahm er seinen Schurz und ging hinweg. Der Schmied kam in die Werkstatt und sah, daß den Nägeln die Köpfe abgehauen waren und die Hammer, Zangen und andere Stücke zusammen geschmiedet. Da ward er zornig und rief der Magd, wo der Knecht hingekommen wär? Sie sprach, er wär vor die Thür gegangen. Der Schmied sprach: „Er ist gegangen als ein Schalk: wüßt ich wo er wär, ich wollt ihm nachreiten und eine gute Schlappe schlagen." Die Magd sprach: „Er schrieb etwas über die Thür, da er hinwegging, das sieht aus wie eine Eule." Denn Eulenspiegel hatte die Gewohnheit, wenn er eine Büberei beging, wo man ihn nicht kannte, da nahm er Kreide, malte über die Thür eine Eule und einen Spiegel und schrieb darüber Hic fuit. Als nun der Schmied aus dem Hause ging, fand er die Eule, wie die Magd ihm gesagt hatte. Da der Schmied die Schrift nicht

lesen konnte, ging er zum Kirchherrn und bat ihn, daß er mit ihm ginge und das Gemälde läse. Da sprach er zum Schmied: „Das bedeutet so viel als: Hier ist Eulenspiegel gewesen."



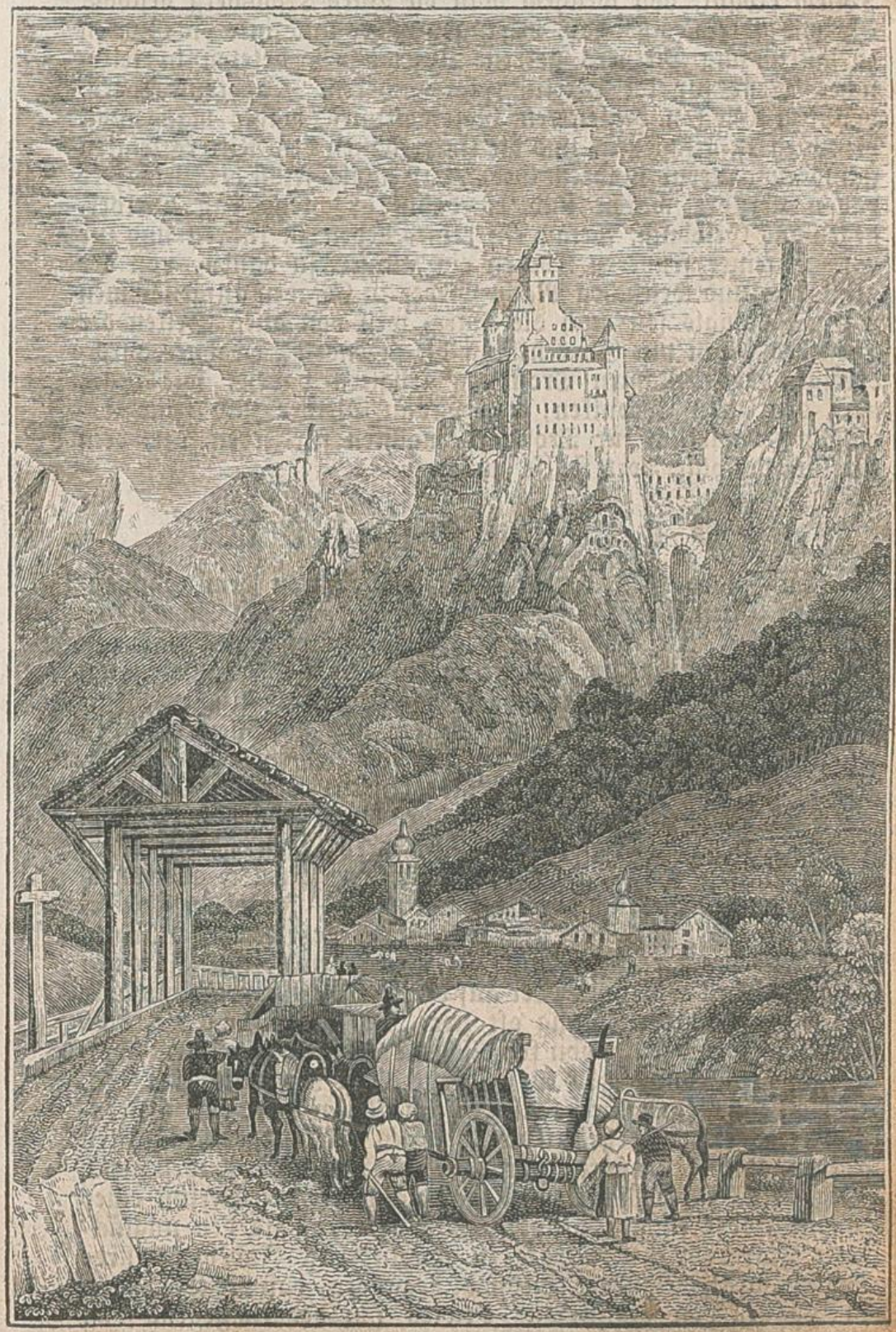
Der Kirchherr hatte viel von Eulenspiegel hören sagen und schalt den Schmied, daß er ihm das nicht zu wissen gethan, damit er ihn doch auch gesehen hätte. Da ward der Schmied zornig auf den Kirchherrn und sprach: „Wie wollt ich Euch das zu wissen thun, was ich selber nicht wußte? Jetzt weiß ich wohl, daß er in meinem Haus gewesen ist: man sieht es an meinem Werkzeug, er soll mir nur nicht wieder kommen!" Damit nahm er den Kohlwisch und wischte das aus, was auf der Thüre stand, indem er sprach: „Ich will keines Schalks

Wappen an meiner Thüre haben." Also ging der Kirchherr von dannen und ließ den Schmied stehen; aber Eulenspiegel blieb aus und kam nicht wieder.

Trostburg.

Es giebt nicht leicht eine wildere, romantischere Gegend, als die, in welcher das Schloß Tronsberg (in neuerer Zeit Trostburg genannt) liegt. In einem herrlichen Thale Tyrol's, zwischen Botzen und Clausen, erhebt es sich auf einem Felsen hart über dem Dorfe Kolmann, mit dem Felsen selbst beinahe eine Masse bildend. Auf der linken Seite des Schlosses, gerade auf der Spitze eines Berges, steht ein Dorf mit seiner Kirche, und auch auf der andern Seite gewahrt man, von einigen Hütten umgeben, ein kirchenartiges Gebäude, das sich aber minder gut erhalten hat. Es ist fast unbegreiflich, wie die Bewohner zu ihren hohen Wohnungen hinaufklimmen und man findet schwer einen Ort, der in den Zeiten der Lehnsherrschaft von solcher Wichtigkeit gewesen seyn mag. Der Weg durch Tyrol nach Italien ist der älteste und wohl noch am meisten besuchte, und es war jener Zeiten der ersten Besitzer dieses Schlosses würdig, solch ein Zollhaus an den Weg zu bauen. Nachdem das Geschlecht der Tronsberge ausgestorben war, kam dies Schloß in den Besitz der Grafen Wolkenstein und jetzt soll es den Baronen von Gottenberg gehören.

Um es erklärbar zu finden, wie selbst der Landmann sich auf einer solchen Höhe anbauen konnte, muß man eine Sage hören, die man sich in dortiger Umgegend erzählt. Diether von Tronsberg war, wie sein Vater, Raubritter gewesen und große Reichthümer befanden sich in dem Schlosse zu jener Zeit, als man schon das Pulver erfunden und die Zerstörung der Raubburgen begonnen hatte. Da entführte der wilde, aber männlich schöne Diether von Tronsberg eine reizende Nonne; diese ward seine Gemahlin und verwandelte den starren Sinn des Ritters so, daß er seinen Unterthanen ein milder und von Allen geliebter Herr wurde. Da indeß seine früheren Raubthaten und die Entführung der Nonne Acht und Bann über ihn brachten und er voraussah, man werde ihn in seiner Burg angreifen, ließ er Dörfer mit Kirchen auf den Höhen bauen, und seine treuesten Unterthanen siedelten sich dort an, um, wenn ihr Herr einmal in seiner Burg eingeschlossen würde, ihm Zeichen geben, und gleichsam durch den, im Geläut der Glocken gemeinschaftlich werdenden Gottesdienst ihn trösten zu können. Als nun der Papst vergeblich die Ehe des Ritter Diether von Tronsberg zu trennen versucht hatte, rüstete sich die weltliche Macht gegen ihn und auf einer noch steileren Höhe wurde ein



Thurm erbaut, von welchem man die Burg Trousberg beschoß. So wie aber dies geschah, begannen rechts und links die Glocken zu läuten und Diethers getreue Unterthanen beteten in feierlicher Messe für die Rettung ihres Herrn. Während dieses, von den Glocken begleiteten Gottesdienstes wagte man nicht, die Burg zu beschießen, und die Unterthanen des Ritters zeigten sich so ausdauernd in ihrem Gebet, daß endlich selbst die Belagerer davon gerührt waren und es dahin brachten, daß Diether, gegen das Gelöbniß, fortan ein reines Leben zu führen und zur Sühne seiner früheren Thaten ein Kloster zu bauen, von der geistlichen und weltlichen Macht wieder zu Gnaden aufgenommen ward. Damals soll auch die Burg, weil von allen Seiten der Trost des Herrn mit Glockenklang die zagenden Bewohner durchdrungen, den Namen Trostburg erhalten haben, wie denn, nach den alten Chroniken, von da an Diether und seine Gemahlin sie wirklich zur Trostburg machten für Jeden, der, vom Unglück verfolgt, dort Hülfe suchte.

Der Pachter.

Im Jahre 1814 wurde Petit-Bourg von dem commandirenden General der alliirten Armeen, Fürsten von Schwarzenberg, besetzt. Er schlug hier sein Hauptquartier auf und von dieser Stellung aus beobachtete er die Armee-Bewegungen um Paris und Fontainebleau, wo die großen geschichtlichen Begebenheiten des Augenblicks sich knüpften und auflösten. In den benachbarten Besitzungen waren die vornehmsten östreichischen, preußischen und bayerschen Offiziere einquartiert, die Soldaten lagen in den Flecken und Dörfern der Umgegend und zwar in so großer Anzahl, daß viele Familien gezwungen waren, deren Zwanzig aufzunehmen, was freilich eine zernichtende, aber durch den Krieg unvermeidlich gemachte Last war. — In dieser Zeit erlitten die Landeigenthümer den Todesstoß. Jetzt dem Einstürmen der Feinde preisgegeben, dann von Franzosen besetzt, die einen kurzen Vortheil gewonnen oder auf dem Rückzug begriffen, wurde eine solche Pachterwohnung oft zwei Mal in einem Tage, bald von Feinden und bald von feindlich handelnden Franzosen überschwemmt. Dennoch gab es während dieses Kampfes eine Zeit, wo man nicht einmal eine Klage beim Chef wagte, ein so strenges Kriegsgesetz war gegen den kleinsten Fehltritt der Soldaten gegeben, und bei ernsteren Vergehen war das Todesurtheil gleich fertig. Aus Menschlichkeit ließ man sich lieber den Verlust eines Hammels oder einiger Pfund Früchte gefallen, als den unglücklichen Marodeur der Strafe zu überliefern. Indessen wurde einst ein so ausgelassener Diebstahl begangen, daß der Beraubte, ein Pachter von Soisy-sous-Etioles (in der Umgegend von Villeneuve-Saint-Georges), in den allerheftigsten Zorn ausbrach.

Durch eine wichtige Angelegenheit genöthigt, drei bis vier Tage mit seiner Familie zu Villeneuve-Saint-Georges zuzubringen, vertraute der Pachter seine Wirthschaft einigen Bauerfrauen an, die zwei Mal die Woche Butter und Käse auf den nächsten Markt verkaufen mußten. Von der Reise des Pachters unterrichtet, brachen die deutschen Soldaten in seinen Weinkeller ein, entwendeten in der ersten Nacht all seinen auf Flaschen gezogenen Wein und die beiden folgenden Nächte fünfhundert Flaschen extra feinen Wein, aufgespart für besondere Feierlichkeiten. Alles ging unter dem Deckmantel der Finsterniß fein still und geräuschlos. Ich weiß nicht, ob Eier und Hühner nicht auch sehr zu leiden hatten, die Hauptsache hat für die Nebengriffe keinen Platz gelassen. Als nun der Pachter zurückkam, wie mußte dieser Schlag ihn treffen! Einem Wolf ähnlich, denn Wuth macht zum wilden Thiere, hatte er bald mit heftigen Sätzen das Terrain zwischen seiner Wohnung und der Seine übersprungen, setzte über den Fluß, und begab sich in's Hauptquartier zum Fürsten von Schwarzenberg; denn er zweifelte nicht, daß die Diebe zu den in der Umgegend liegenden Regimentern gehörten, was auch durch verlorene Knöpfe, Schuhnägel, Pompons und viele andere Beweise bestätigt war. Ein Deutscher ist viel zu naiv, um nicht solche, eine gehörige Sentenz bildende Proben hinter sich zu lassen. Der Fürst bewilligte dem Pachter mit seiner gewöhnlichen Gefälligkeit Audienz und nachdem er die Klage vernommen, fragte er ihn: ob er die Strafe kenne, zu welcher die von ihm Verklagten unwiderruflich verdammt werden müßten? — „Ich weiß es", erwiederte der in Wuth kochende Pachter; „aber sie haben es verdient!" — „Bedenken Sie sich noch", fügte der Fürst hinzu, „und kommen Sie morgen früh wieder. Bestehen Sie darauf, so soll Gericht gehalten werden, wonach das Todesurtheil erfolgt, das versteht sich von selbst." — Mein Entschluß bleibt fest, dachte der Pachter beim Nachhausegehen; was soll ich diese Plünderer noch schonen? Ist es übrigens meine Schuld, daß ihre eignen Gesetze sie zum Tode verurtheilen? Mir wäre ihre Gefängnißstrafe genug gewesen!

Am andern Morgen reicht der Fürst dem unbeugsamen Pachter die Hand entgegen und sagt: „Nun, was haben Sie beschlossen?" — „Daß ich nicht darauf verzichte, die Diebe vor das Kriegsgericht zu bringen!" erwiederte der Kläger hart. — „Sind Sie vielleicht auch Soldat gewesen?" fragte der Fürst. — „In meinem Alter ist Jeder schon Soldat gewesen." — Der Fürst sann nach. Dann hob er wieder an: „Die drei Deutschen sind mir bereits ausgeliefert; bevor ich jedoch morgen den Kriegsrath versammle, lade ich Sie ein, um zehn Uhr früh zu mir auf's Schloß zu kommen." — Der Pachter fand sich abermals pünktlich ein, nichts hatte aber bis jetzt seinen Rachedurst er-

schüttert. In seiner alten Soldatennatur vereinte er den Groll des geplünderten Landmanns mit dem stillen Haß des besiegten Soldaten und zwischen diesen beiden Leidenschaften waren Vernunft und Mitleid in die Enge getrieben. — „Hier sind drei Soldaten, die Rädelsführer, gegen die Sie als Kläger auftreten; es sind drei Brüder!" sagte der Fürst zum Pachter. — „Es thut mir leid, daß es drei Brüder sind. Freilich ist's hart, drei Brüder füsiliren zu lassen, aber das ist ihre Schuld!" — „Ehe wir sie vor Gericht schicken", fiel der Fürst ein, „sollen Sie und die Deliquenten bei mir essen. Wir wollen alle Fünf erst ein Frühstück einnehmen. Meine Herren, setzen Sie sich!" — Als die sonderbaren und Anfangs in ihrer Stellung sehr verlegenen Gäste zwei bis drei Gläser Wein getrunken, wonach die Diener ihnen noch immer einschenkten, gewöhnten sie sich allmählig an ihre wunderliche Lage. — „Wo haben Sie den Krieg gemacht, Herr Pachter?" fing der Fürst die Unterhaltung heiter an. — „In Italien und Deutschland, mein Fürst!" — Die andern Drei, der französischen Sprache vollkommen mächtig, horchten mit gespannter Aufmerksamkeit dem nun beginnenden Gespräch. — „Sind Sie bei der Einnahme irgend einer Stadt gewesen?" — „Gewißlich!" — „Auch bei andern Ueberfällen?" — „Ja, mein Fürst! Es ging heiß her. Wir störten den Feind hinter einer Pachterwohnung auf, legten diese in Asche, dann kam Alles an uns!" — „Auf Ihre Gesundheit!" sagte der Fürst, ihm selbst ein Glas Bordeaux-Wein einschenkend. „Fahren Sie fort!" — Die drei Soldaten athmeten kaum. — „Sapperment! Wir machten es, wie man es mit einem eroberten Lande zu machen pflegt. Wir aßen, tranken und quartierten uns bei den Bürgern ein. Ich gerieth zu einem Prediger und während der zwei bei ihm zugebrachten Monate, kann ich sagen, daß die Hühner den Bratspieß nicht verließen." — „Auf Ihre Gesundheit, Herr Pachter!" — der Fürst schenkte ihm ein. — „War sein Wein gut, so waren seine Hühner fett; ich trank seine letzte Flasche." — „Ohne Zweifel hat er sie Ihnen sehr freundschaftlich aufgedrungen?" — „Ach bewahre! Der alte Geizhals! Aber ich hätte den doch sehen mögen, der mich hätte verhindern sollen, den Keller zu zapfen?" — „Wenn er Ihnen nun die Schlüssel versagt hätte?" — „Dann wäre ich zur Thür eingebrochen." — „Auf Ihre Gesundheit, Herr Pachter!" — der Fürst schenkte ein. „Also, Sie würden die Thür erbrochen haben? Aber — der Kriegsrath —?" — „Bah! Ein Kriegsrath in einem eroberten Lande! Nun ja! Zum Nachtrab des Regiments wäre ich allerdings verdammt worden!" — „Feder und Papier!" rief der Fürst seinem Bedienten zu. — Er schrieb und las dem Pachter dann folgende Zeilen vor: „Ich, Pachter zu Soisy-sous-Etioles, alter Soldat, der den Krieg in Italien und Deutschland gemacht, und zuweilen aus



eignem Antrieb und gegen den Willen meines Wirths dessen Wein getrunken, aber niemals dafür eine Strafe erlitten, ich willige nichts desto weniger ein, daß gegenwärtige drei Soldaten, zur Strafe, meinen Weinkeller geplündert zu haben, ohne Gnade zum Tode verurtheilt werden." — „Unterzeichnen Sie, Herr Pachter!" — Der Pachter nahm aber nicht die Feder, sondern Stock und Hut und suchte schleunigst die Thür zu gewinnen. — „Nein! So sollen Sie doch nicht fort!" rief der Fürst ihm lachend nach; „berechnen Sie Ihren Verlust und wir werden Beide einig. Thun Sie, als ob ich Ihnen den Wein abgekauft." — „Geht!" sagte hierauf der Fürst zu den vor Freude und Rührung bestürzten Soldaten: „Ich verdamme Euch unwiderruflich zu dreimonatlichem Wassertrinken!"

Die Dorfbraut.

Wer fühlt sich nicht angezogen von dem milden, lieblichen Gesicht der Hauptfigur in nebenstehendem Bilde? Sie ist die Braut eines reichen Bauers, und doch, seht hin, doch blickt der Schmerz aus ihren Zügen; und mit tiefstem Gefühl, mit dem frommen Wunsch einer bessern Zukunft, als ihr selber entgegenlacht, schaut sie auf die jüngere Schwester, die, ohne zu wissen weshalb, von den traurigen Zügen der Braut zu Thränen gerührt, doch unter diesen Thränen wieder leicht aufschaut, von andern Gedanken erheitert; — ihr öffnet die kindliche Ansicht noch das Leben im rosigsten Lichte. Woher aber der Schmerz in dem Gemüth der Braut an dem Tage, den fast jedes Mädchen sehnlich herbeiwünscht, am Hochzeittage? Hat sie eine Untreue entdeckt an dem Manne, dem sie ihre Hand zum Bunde der Liebe reichen soll? Das nicht, sonst würde ein Strom von Thränen die Augen des liebenden Mädchens füllen. Oder schaut sie zurück auf die Jahre, in denen die ungebundene Freiheit sie ergötzte, betrauert sie, daß nun das Geschick ihr ernstere Pflichten auferlegt? Nein, die rüstige Jungfrau schaffte schon in ihrer Eltern Hause mit kräftiger, fleißiger Rührigkeit, sie war der Mutter Stütze, des Vaters Trost. Oder sollte sie wohl gar nur des äußern Gutes wegen den Mann zum Gatten erwählt haben, nur, um in Müßiggang und Pracht zu leben, und sollte nun das erwachte Gewissen ihr zuflüstern: du wirst unglücklich und machst unglücklich? Wer wollte in den reinen, unschuldsvollen Zügen der Jungfrau so verachtungswerthe Schwächen lesen! Nein, nein, nicht nur der Kummer spricht aus ihnen, auch die Resignation; man sieht, sie hat mit sich gekämpft, und auf ihrem Gesicht liegt eine himmlische Ueberwindung. Wohl denkt sie mit schwerem Herzen des Geliebten, der, arm wie er ist, erst nach jahrelanger Mühe und Arbeit würde im Stande gewesen seyn, vor den Vater hinzutreten, und um Elisabeth zu freien; sie hatten einander Treue gelobt, und nun, nun steht sie im Begriff, sie zu brechen, und kann nicht anders! Innig denkt sie zurück an die Jahre der Kindheit, wo sie unbefangenen Sinnes heiter um dieselbe Kirche herum spielte, in welcher nun ihr namenloses Elend unauflöslich bestätigt werden soll. Da drängt sich ihren Gedanken das Bild des Geliebten auf, wie einst in kindlicher Weise sie ihm gut war, dann die Neigung wuchs, bis sie zur innigsten Liebe geworden, sie beseligt an seine Brust gesunken, es ihm gestanden, was sie für ihn fühle. Ach, wohl durchzieht ihren Busen ein stechender Schmerz, denn sie weiß, der Schritt, den sie zu thun nicht vermeiden kann, das Ja, welches ihren Lippen entschlüpfen wird, führt sie zu dem Grabe der Hoffnungen, die ihr Lebensathem waren, und nicht nur der ihrige, auch der



des Geliebten! Dies Alles hat sie überdacht, alle diese stürmenden Gefühle haben sie beängstigt, und dennoch ist sie bereit zu dem schweren Opfer, in voller Hingebung an ihre kindliche Pflicht. — Es sind irdische Rücksichten, die Elisabeths Eltern bestimmten, ihr Kind durch Bitten und Gewalt zu der Ehe mit dem reichen Mann hinzudrängen — sie meinten: Liebe kann wohl Viel, Geld aber kann Alles! — und so nahmen sie ihrem Kinde, dem sie das Leben gaben, die blüthenreichsten Freuden desselben, nicht wissend, welch eine schwere Verantwortung sie auf sich laden! — Aber unsre Elisabeth ist ein starkes Mädchen! — sie versetzt durch ihr Opfer ihre Eltern aus einer sorgenvollen in eine sorgenfreie Lage, und mit dieser wohlthuenden Empfindung, gesteigert durch das Bewußtseyn, daß es in harter Prüfung geschehen, wird ihr die Ueberwindung, die schon jetzt in ihren Zügen sich andeutet, zur Zufriedenheit übergehen; — und wer mit sich zufrieden seyn darf, ist oder wird es auch mit der Welt! — So geschehe es unsrer guten Elisabeth! — aber ein besserer Wunsch ist noch: daß solche Opfer nicht verlangt werden mögen! — Wir indeß sehen noch einmal in das wehvolle Antlitz dieser Braut und dabei fällt uns unwillkürlich ein:

„Ach Scheiden und Leiden, wie seyd doch ihr Beiden,
Mit Herzen und Schmerzen, im Klange so gleich!
Drum ist auch beim Scheiden nicht Leiden zu meiden,
Drum sind auch die Herzen an Schmerzen so reich." A. G.

Fledermäuse.

Das Geschlecht der Fledermäuse ist sehr zahlreich, auch wenn wir Die, welche man unter den Menschen mit diesem Namen bezeichnet, nicht mitzählen, obgleich sie gerade in unsern Tagen wieder sehr aufdringlich werden. Man sieht sie z. B. auftreten als Graf **, um zu beweisen, daß es doch Gespenster giebt, während alle ihre Beweise etwa so klingen, wie der Bericht jenes Dorfschulzen, der seiner Behörde meldete, daß seit einiger Zeit nächtlicher Weile ein Komet im Dorfe umginge, der in verschiedener Gestalt, zuweilen sichtbar, zuweilen unsichtbar, Excesse aller Art verübe, und neulich sogar ihm, dem Schulzen selbst, in sein Wirthschaftsbuch geschrieben habe: er sey ein Dummkopf, der in diesem Buche Geld als vorhanden aufführe, was doch nicht vorhanden sey — wonach sich denn wirklich nur der leere Geldkasten gefunden. Sie citiren Geister, diese menschlichen Fledermäuse, und behaupten: daß sie erscheinen, ungleich Jenem, der öffentlich Geister citiren wollte, es auch that und dann der Versammlung ehrlich sagte: „Meine Herren, ich versprach Ihnen, gegen ein erlegtes Entreegeld, Geister zu citiren, das hab' ich gethan, Sie werden aber einsehen, daß ich ganz

außer Schuld bin, wenn sie nicht kommen!" Auch als Vertheidiger der Wetterprophezeiungen auf hundert Jahre hinaus treten sie auf, wie dies ein Breslauer Scribent neuerlich zwei Mal gegen den Herausgeber dieses Büchleins gethan und dabei gleich eine Prophezeiung für das Jahr 1840 beibrachte, die glücklicher Weise nicht eintraf. Glücklicher Weise! — denn wären ihm bei der von ihm begünstigten Prophezeiung die Umstände — was sehr leicht seyn konnte — günstiger gewesen, so hätte er stolzirt mit stelzenhaften Worten und auf einen Weg hingewiesen, wo keiner ist, und doch wäre ihm wohl ein Gefolge erwachsen, denn:

„Der Thorheit ist gesellet
Ein Schwarm auf allen Gassen;
Vernunft, wo sie sich stellet,
Sieht sich allein gelassen,
Und kann von Glück noch sagen,
Wird sie nicht gar geschlagen!"

Genug, was der fortschreitende Geist längst für überwunden erachtete, das findet jetzt abermals seine Verfechter und aus lauter altem Gerölle entsteht immer wieder ein Thurm zu Babel, den die menschlichen Fledermäuse umschwirren. Von solchen Fledermäusen reden wir hier nebenher und zugleich von denen, wonach man die Lichtscheuen benennt, indem wir ein Paar in Abbildungen geben, welche jene Benennung begreiflich machen. Da ist erstens die „Leiernase", die so aussieht, als hätte der Mensch bei den Gestalten seiner Hirngespinnste sie sich zum Muster genommen.



Sie könnte zugleich als Spottbild aller Mantelträger dienen, wie Figura zeigt, und wir bemerken noch, daß ihr Pelz oben rothbraun und unten rothgelb, ihr Daseyn aber nur den Insekten ein verderbliches ist, da diese der „Leiernase" zur Nahrung dienen.

Die zweite zu betrachtende Fledermaus ist der „Vampyr", dem die Ammenmährchen abenteuerlichen Stoff genug verdanken.

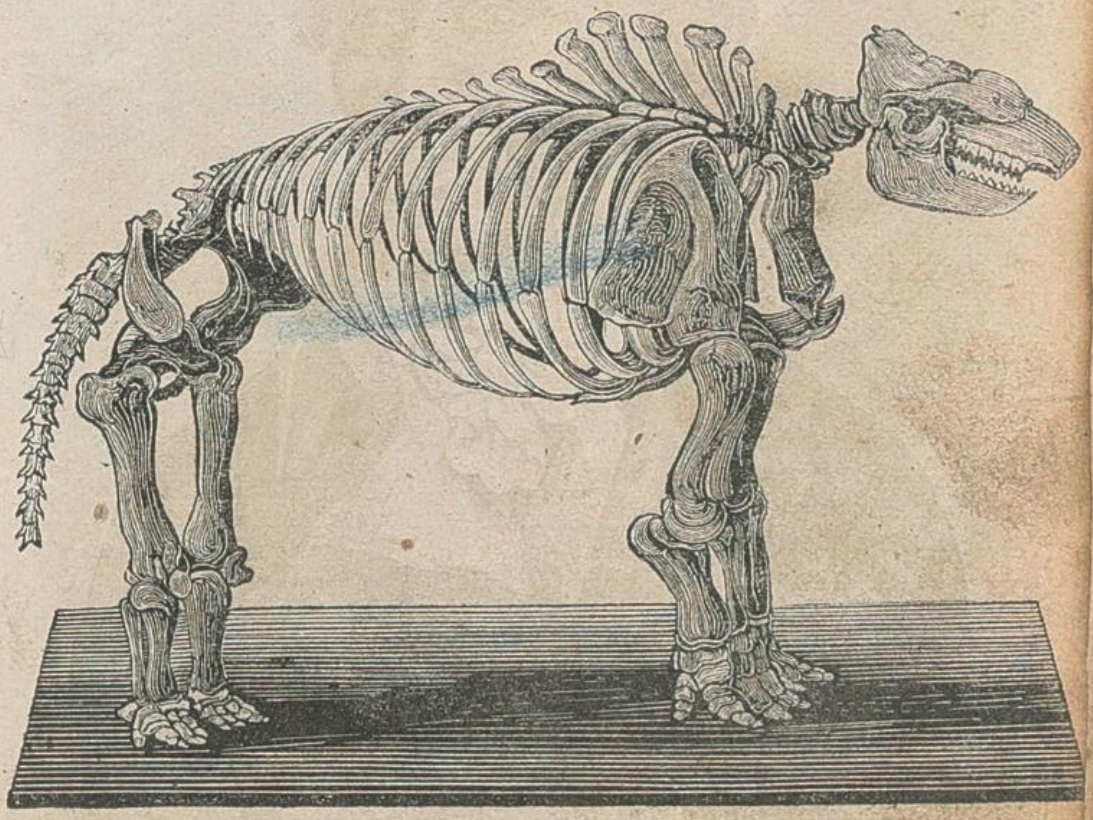


Wir bildeten nur den Kopf ab, da der übrige Bau dem der „Leiernase" ähnelt. Seine Heimath hat der „Vampyr" in Südamerika und von dort aus verbreitete sich sein übler Ruf als Blutaussauger, was er auch wirklich ist, ohne jedoch den Menschen sehr gefährlich zu seyn, wenn er auch bei offenen Fenstern in die Schlafzimmer fliegt und dort, kann er's bekommen, etwas Menschenblut zu sich nimmt. Der Schreck soll dabei größer seyn als der Schaden. — Diese Sorte von Fledermäusen veranlaßte in alter Zeit die Sage von den Harpyen und aus unserm Mittelalter hervor ging eine andre Sage, daß nämlich Gestorbene, die in Sünden oder im Kirchenbann dahinfuhren, des Nachts aus ihren Gräbern emporstiegen, als „Vampyre" umherzögen, und den Menschen, für welche sie im Leben Liebe empfanden, das Blut aussaugten, jene aber, die ihr Haß traf, umbrächten. Noch im Jahr 1732 veranlaßte

dieser Aberglaube in Ungarn und Serbien Unruhen und Untersuchungen, es erschienen Schriften für und wider die Existenz solcher menschlichen Vampyre, und es ist spaßhaft genug, zu lesen, mit wie wunderlichen Gründen literarische Fledermäuse, die den Glauben an Vampyre in Menschengestalt verfechten wollten, sich zu Narren machten und Andere dazu machen wollten. — Im Redegebrauch ist uns indeß die Bezeichnung „Vampyr" und „Blutsauger" noch gang und gäbe, als sinnbildlicher Vorwurf für diejenigen, die vom Blut und Schweiß ihrer Mitmenschen leben und aus der Noth und dem Elend die Mittel zu ihrem Prunk ziehen; — denen wollen wir denn auch einen solchen Namen nicht streitig machen.

Der grosse Mastodon
(das Ohio-Thier).

Zu den urweltlichen Thieren, die man nur durch Erwähnung in alten Werken und Ausgrabung ihrer Ueberreste kennen lernte, gehört auch der Mastodon, von welchem ein vollständiges Skelett hier vor uns steht.



Nach der Gestalt deffelben erklären die Naturforscher: die Nahrung der Mastodon's sey ganz die der Elephanten ge-

wesen. Man findet ihre Reste besonders in Nord-Amerika und zumeist am Ohio in großer Menge; sie sind in der Regel gut erhalten und so war es möglich, schon mehrere Skelette aufzustellen, die in nord-amerikanischen Museen zur Schau stehen. — Mit einigen Abweichungen im Bau, hat der Mastodon aber auch in Europa gelebt; Reste desselben sind z. B. in Süddeutschland öfter ausgegraben worden und man bewahrt sie in öffentlichen Naturalien-Sammlungen. Der Berechnung nach hat das Thier eine Länge von 18 bis 20 Fuß und eine demgemäße Höhe gehabt.

Franz Joseph Haydn.



Haydn ist es, der der Instrumental-Musik zuerst die Unabhängigkeit gab, welche weder Italiens noch Deutschlands Meister

bis dahin ihr verleihen konnten; seine Symphonien können und werden durch ihre Grazie, den Humor und die originelle Lebendigkeit sich stets glänzend denen Mozart's und Beethoven's gegenüber behaupten, wenn auch diese Beiden das Feld bedeutend erweitert haben; aber Haydn war, wenn auch nicht der Schöpfer der Symphonie, doch der Erste, der sie bis zu der großen Höhe heranbildete. Seine Quartette, seine berühmten Quartette werden noch immer als das Werk eines großen Geistes angesehen. Einige derselben sind so frisch, daß sie mit eben so sicherem Glück noch jetzt zur Aufführung kommen als früher, nachdem zwei Generationen vorübergegangen, als deren Haupt ein Mozart, dann ein Beethoven dastand. Sein Oratorium, „die Schöpfung", ist ein Meisterstück an tiefer Wahrheit und Wirkung; bei allen Völkern hat es Bewunderung erregt. „Die vier Jahreszeiten", „die sieben Worte des Erlösers am Kreuz" verdienen ebenfalls in den ersten Rang der Instrumental-Musik aufgenommen zu werden. — Will man den Schauplatz finden, wo dieser Stern aufging, muß man ihn in der räuchrigen Hütte eines Stellmachers suchen.

Franz Joseph Haydn ward geboren zu Rohrau, sieben Meilen von Wien, am 31. März 1732. Er war der Aelteste einer zahlreichen Familie; sein Vater, Mathias Haydn, hatte von seinen zwei Frauen zwanzig Kinder gehabt. Außer seinem Handwerk als Stellmacher, versah Mathias noch das Amt des Dorfrichters und des Sakristans von der Pfarrkirche; er besaß eine schöne Tenorstimme, und hatte auf einer Reise durch Deutschland gelernt, etwas die Harfe zu spielen. An den Festtagen vergnügte er sich durch Musiciren und Singen mit seiner Frau. Im siebenten Jahre enthüllte Joseph Haydn dadurch sein musikalisches Gefühl, daß er anscheinend die Stimme seiner Mutter mit einem Holzstück und einer Ruthe begleitete, die er in der Weise der Geige und des Bogens handhabte. Der Zufall fügte es, daß ein Vetter Haydn's, Namens Frank, der Schulmeister in Haimburg und guter Lehrer der Musik war, einem dieser Trios beiwohnte; er erstaunte über die Sicherheit, mit welcher das Kind Takt hielt und seinen angeblichen Bogen führte. Er meinte, daß seine Anlage ausgebildet zu werden verdiente, und bot sich an, den kleinen Joseph unter seine Obhut zu nehmen. In kurzer Zeit lernte er bei Frank mehrere Instrumente spielen, und seine schöne Stimme machte ihn im Chore bemerkbar. Hier war es, wo ihn der Kapellmeister v. Reuter auszeichnete und sogleich den Gedanken faßte, Haydn mit sich zu nehmen, um ihn in der Stephanskirche zu Wien singen zu lassen. Er blieb mehrere Jahre unter Leitung Reuter's, und schon im Alter von zehn Jahren componirte er Sonaten für drei Instrumente, die später in London gedruckt wurden; er hatte sogar den Einfall, eine vierstimmige Messe mit

Orchester-Begleitung von sechszehn Instrumenten zu schreiben, wonach ihm aber klar wurde, daß er vor Allem Unterricht über den Contrapunkt zu nehmen habe; denn auch das Genie bedarf der wissenschaftlichen Grundlage! Er besaß jedoch keinen Heller und kein Lehrer in Wien fand sich, der ihm unentgeltlich Unterricht geben wollte. Er suchte ihn dadurch zu ersetzen, daß er Tag und Nacht die theoretischen Abhandlungen von Mattheson, Fux und Emanuel Bach copirte. Wenn er den Sinn einer Vorschrift nicht verstand, wagte er nicht, seinen Lehrer oder seinen Mitschüler danach zu fragen; er studirte eifrig, bis er das Verständniß erlangt zu haben glaubte. Haydn fand so viel Vergnügen an diesem angestrengten Studium, daß er, arm wie er war, erstarrt von Frost, von Schläfrigkeit matt, vor seinem alten Clavier sich doch den glücklichsten Menschen der Welt fühlte, und daß er später in einer glänzendern Lage oft meinte, er habe nie eine vollständigere Glückseligkeit empfunden als damals. - Als der berühmte Porpora den venetianischen Gesandten nach Wien begleitet hatte, brachte es Haydn, gestachelt von dem Wunsche, des großen Meisters Rath zu empfangen, dahin, daß er sich im Hause des Ministers einschmeichelte und von diesem in die Bäder von Manensdorf mitgenommen wurde. Hier erhob er sich, um die Gunst Porpora's zu erwerben, frühzeitig, bürstete die Kleider, reinigte die Schuhe des neapolitanischen Meisters, setzte seine alte Perücke in Stand, kurz verwaltete das Amt des eifrigsten Dieners. Zuerst zeigte sich Porpora nicht sehr angezogen von diesen Aufmerksamkeiten; als er aber die glücklichen Anlagen des jungen Haydn erkannt, gab er ihm Rathschläge, und ließ ihn dann seine Compositionen begleiten, die durch die darin sich findenden Schwierigkeiten und künstlerischen Modulationen sehr lehrreiche Uebungen für Haydn wurden. Die Liebe zu seiner Kunst ließ ihn geduldig die Erniedrigungen ertragen, und verschaffte ihm zuletzt von dem Minister (während der Badezeit) ein monatliches Gehalt von sechs Ducaten und freien Tisch. — Der muthige junge Mann, nach Wien zurückgekehrt, wendete seine Morgenstunden dazu an, sich kleine Einkünfte zu verschaffen. Am frühen Morgen begab er sich nach der Kirche der barmherzigen Brüder, um die zweite Geige zu spielen; dann spielte er die Orgel in der Kapelle des Grafen Haugwitz, und von dort ging er nach der Stephanskirche, um zu singen. Bei seinem natürlichen Geschick und seiner Beharrlichkeit in der Arbeit, Eigenschaften eines tüchtigen Geistes, der fähig ist, die Gegenstände des Lebens wie der Kunst ernst aufzufassen, besaß Haydn zugleich sein gutes Theil Fröhlichkeit, welche sich durch den originellsten Witz kund gab; oft belustigte er sich auf Kosten seiner Mitschüler und durch einen seiner lustigen Streiche zog er sich die Entlassung von der Stephanskirche zu. Er wäre wieder in die frühere,

unsichere Lage zurückversetzt worden, aus der er sich mit größter Mühe hervorgearbeitet hatte, wenn nicht der Perückenmacher Keller, der ihn in der Kirche hatte singen gehört, und von seiner Stimme, wie von seiner Methode eingenommen war, ihm Wohnung und Tisch angeboten hätte; Keller behandelte den jungen Mann wie einen Sohn. Haydn verfolgte während seines Aufenthalts bei ihm mit mehr Eifer als jemals sein Studium; er componirte zuerst kleine Sonaten für das Pianoforte, was ihm wenig Geld einbrachte; er schrieb Walzer und deutsche Tänze für die Bälle der Gesellschaft; endlich componirte er eine Serenade für drei Instrumente, welche er und seine Freunde des Abends in den verschiedenen Vierteln Wiens ausführten.

Der Direktor des Kärnthnerthor-Theaters, Namens Bernardone Kurtz, hatte eine sehr hübsche Frau; Haydn und seine Freunde verfehlten nicht, sich unter ihre Fenster zu begeben, und die Serenade aufzuführen. Als Bernardone die graziöse Musik vernahm, wollte er wissen, wer der Verfertiger derselben sey; er ging auf die Straße hinab und fragte, wer das Stück componirt habe. — „Ich!" antwortete Haydn. — „So jung?" — „Man muß ja wohl einmal anfangen, ich habe meine Kräfte erproben wollen." — „Vortrefflich, willst Du mir einen Operntext componiren?" — „Warum nicht, aber ich habe es noch niemals versucht." — „Ich werd' es Dir zeigen, folge mir!" Haydn steigt mit ihm in seine Wohnung hinauf und kommt mit einem Text zurück, der den Titel: „Der hinkende Teufel" trug. Diese Oper wurde componirt und kam auf die Bühne. Der Text hatte indeß für jene Zeiten mißfällige Anspielungen und damals dachte man langsamer an's Verbessern als an's Verbieten, was jetzt sich immer mehr anders stellt. Genug, dem „hinkenden Teufel" wurde zu raschem Abzuge verholfen. — Durch seine ersten Versuche aufgemuntert, fuhr er fort, sich mit der Composition zu beschäftigen. Im sechsundzwanzigsten Jahre hatte Haydn durch seine Kenntnisse schon eine Art von Ruf erhalten. Der Graf Mortzin nahm ihn zu sich. Hier hörte der Fürst Anton Esterhazy eine Symphonie von Haydn, und erbat sich vom Grafen den jungen Musiker für seine Kapelle. Haydn freute sich dieses Wechsels. Der Fürst war Kenner und leidenschaftlicher Verehrer der Musik, er hielt ein zahlreiches und gewähltes Orchester. Unter einem solchen Schutz konnte Haydn sowohl seine Talente ausbilden, als sie geschätzt sehen. Indeß vergingen mehrere Monate, ohne daß die Rede von seinem Eintritt bei'm Fürsten war; endlich wurde derselbe auf eine besondere Weise bewirkt. — Der Maestro Friedberg, ein Freund und Verehrer Haydn's, wohnte bei dem Fürsten. Gleich seinem Freunde betrübt über den Verzug, bewog er diesen, eine Symphonie zu schreiben, welche würdig wäre, in Eisenstadt am Geburtstage des Fürsten aufgeführt zu

werden. Haydn that es. Der Tag der Ausführung kommt heran; der Fürst setzt sich nach seiner Gewohnheit, umgeben vom Hofstaat, in seinen Armstuhl, und Friedberg vertheilt die Partien jener Composition. Kaum haben die Musiker die Hälfte des ersten Allegro gespielt, als der Fürst sie unterbricht, um nach dem Verfasser einer so schönen Musik zu fragen. Friedberg läßt aus einer Ecke des Saals den dort versteckten, zitternden Haydn hervor. Beim Anblick desselben ruft der Fürst: „Was, dieser Mohr?" (Haydn hatte keine besonders weiße Haut.) „Wohlan, Mohr, Du sollst künftig in meinem Dienste seyn! Wie heißt Du?" — „Joseph Haydn." — „Aber, dann bist Du schon Einer der Meinigen; weshalb hab' ich Dich niemals hier gesehn?" — Die Blödigkeit des jungen Componisten verhinderte ihn zu antworten, aber der Fürst selbst zog ihn aus der Verlegenheit: „Geh, und kleide Dich, wie es Deinem Rang zukommt: ich will Dich nicht mehr in diesem Aufzug sehen. Du mußt ein neues Kleid haben, eine Perücke mit Locken, Halskragen und rothe Absätze; aber besonders müssen die Absätze recht hoch seyn, damit Deine Gestalt etwas in Einklang komme mit Deinen Fähigkeiten. Geh, man wird Dir Alles geben, was Du brauchst." — Auf diese Art kleideten sich die Tonkünstler zu jener Zeit, wo man die Musik als eine Wissenschaft, nicht als ein Handwerk betrieb und betrachtete. Haydn zog sich, nachdem er dem Fürsten die Hand geküßt, in eine Ecke zurück, indem er doch ein wenig bedauerte, daß er seine schönen Haare verbergen, und dem schmucken Jünglings-Anzuge, den er gern trug, entsagen sollte. Am folgenden Tage mußte er in feiner, modisch geschnittener Kleidung sich dem Fürsten vorstellen. Er hatte in derselben ein so gezwungenes Wesen, daß er das Lachen der Umstehenden erregte. Später, als sein wachsender Ruhm ihn dem Fürsten immer werther machte, erlaubte ihm dieser, wieder seine früheren Kleider zu tragen. Aber den Beinamen „Mohr", den sein Herr ihm im Scherz gegeben, behielt er mehrere Jahre. Als Conzertmeister, oder zweiter Maestro trat Haydn in die Dienste des Fürsten Esterhazy. Der erste war Werner, ein Mann von großen Verdiensten. Ein Jahr später starb der Fürst Anton; Fürst Nikolaus, der sein Nachfolger wurde, war ein noch größerer Kenner der Musik, und setzte Haydn an die Spitze eines großen Orchesters. Die folgende Anekdote zeugt von der Herzensgüte, mit welcher er sein Amt verwaltete. Der Fürst hatte beschlossen, seine Musiker, mit Ausnahme Haydn's, zu entlassen. Der größte Theil derselben bestand aus Familienvätern, welche diese Maaßregel in's Unglück stürzen mußte. Haydn, Jener Betrübniß mitfühlend, nahm seine Zuflucht zu einem höchst originellen Mittel, um den Fürsten zu bewegen, sie zu behalten. Er setzte eine Symphonie, in welcher jede Abtheilung auf dieselbe Art endigte, und zwar so, daß die Töne all-

mählig erstarben, und jeder Musiker, Einer nach dem Andern, sein Notenbuch schloß, zusammenrollte, sein Licht löschte und sich traurig zurückzog. Haydn, allein zurückgeblieben, verneigte sich gegen den Fürsten, und wollte ebenfalls gehen, als Esterhazy, der die rührende Allegorie verstanden hatte, bewegt ausrief: „Haydn, wohin gehst Du denn? Es bleibt Alles beim Alten!"

Nach dem Tode des Fürsten (im Jahre 1790) verließ Haydn die Kapelle, welche er dreißig Jahre geleitet hatte. Der Kreis der Bewunderer Haydn's vergrößerte sich fortwährend, und verbreitete sich über ganz Europa. Eine musikalische Gesellschaft, welche sich in London gebildet hatte, lud ihn ein, dahin zu kommen, und versprach ihm für zwölf Vorstellungen die Summe von 2400 Pfund Sterling. Haydn begab sich nach London, und schrieb sechs neue Symphonien für die musikalischen Festlichkeiten von Hanover-Square; jedes Adagio, jedes Andante mußte wiederholt werden, und nichts ist dem Enthusiasmus vergleichbar, mit dem die Compositionen aufgenommen wurden. Nach Wien zurückgekehrt, schrieb er „die Schöpfung". Der Erfolg war so groß, daß alle bedeutenden Städte sich um dies Werk bemühten; und die Künstler der großen Oper zu Paris richteten nach der Aufführung der „Schöpfung" ein anerkennend Schreiben an Haydn, das er sehr bescheiden beantwortete. In den Conzerten der Straße Cléry in Paris ward seine Büste gekrönt, und in demselben Jahre wurde er Ehrenmitglied der französischen Akademie.

Haydn war gutherzig, freimüthig, bieder, geehrt und geschätzt von Allen, die ihn kannten. Mitten in seinen schönsten Triumphen, mitten in den Ehrenbezeugungen, die alle Hauptstädte Europa's ihm zukommen ließen, vergaß er niemals die kleine Hütte, in welcher er geboren. Er begab sich alljährlich in das Dorf, wo er alle seine Verwandte bei einem Familienmahl vereinigte. Nach beendetem Fest gab er Jedem ein Geldgeschenk, und lud ihn für das nächste Jahr ein. Er nannte diese Zusammenkunft „den Tag seiner Größe." Von seiner Frau wollen wir nicht viel reden; sie soll wenig getaugt haben, indeß geht uns das hier gar nichts weiter an, wenn wir gemeldet haben, daß er sich von ihr scheiden ließ, um volle Ruhe zu gewinnen für seine Werke, von denen wir nicht alle erwähnen wollen, vorzugsweise aber noch sein Oratorium: „die Jahreszeiten" nennen.

Haydn starb am 31. Mai 1809. Der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich beschleunigte sein Ende; er hörte nicht auf davon zu sprechen, und sang oft mit schwacher, gebrochener Stimme das Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiser." — Der drangvollen Zeit muß man es wohl beimessen, daß seine irdischen Reste von den Wienern fast vergessen wurden. Neukomm, sein liebster und bester Schüler, wollte, als er 1815 nach Wien kam, das Grab seines Meisters, den er wie einen

Vater geehrt und geliebt, besuchen; nur mit Mühe gelang es ihm, dasselbe zu entdecken, da kein Stein es bezeichnete. Neukomm wollte die Vergeßlichkeit seiner Landsleute verbessern, und ließ ihm einen Grabstein setzen, auf den man ein räthselhaftes Canon von Haydn's Composition gravirte mit den Worten: „Non totus moriar" (nicht Alles wird sterben).

Der dankbare Affe.

Vor alten Zeiten war ein Zwerg in manchen Landen bekannt, der hieß Falber und verstand sich sehr auf Kräuter und heilsame Wurzeln. Selbige sucht' er in Wäldern und zwischen Gesteinen mühsam zusammen und kochte sie zu Salben und Tropfen zum Einnehmen und zog umher, die Kranken gesund zu machen. Da kam er eines Tages im Walde zu einem Affen, der am Wege lag und wimmerte und heulte und den Zwerg bittend ansah. Falber nahm sich seiner an und fand einen großen Splitter in seinem Fuße. Den zog er heraus und belegte die Wunde mit Salbe, die den Schmerz linderte. Da sah ihn der Affe abermals an, als wollt' er dem Zwerge danken, aber er konnte nicht reden, sondern winselte nur freudig und legte seine Hand in die Hand des Zwergs, gleichsam wie ein Freund. Da ging der Zwerg Falber seines Weges und dachte nicht mehr an den Affen, sondern an die kranken Menschen, die er wollte gesund machen. So wanderte er wohl ein Jahr und heilte und verkaufte Salben. Da führte ihn der Weg eines Tages in denselbigen Wald, wo er den Affen freundschaftlich geheilt hatte, und er stand plötzlich vor einer Höhle, in welche ein alter Mann mit weißem Haar und schwarzem Mantel hineinschreiten wollte. Der Zwerg erschrack und entsetzte sich und fiel auf die Erde. Aber der alte Mann war freundlich und winkte ihm, in seine Höhle zu treten, wo er der Welt entsagte und als Einsiedler von Wurzeln und Kräutern lebte, wie die Thiere des Waldes. Als der Zwerg so vor Furcht dalag, kam ein Affe gesprungen und zog ihn am Mantel und sah ihn an, als ob er ihm etwas zu sagen habe.

Der Zwerg dachte bei sich: der alte Mann sey ein Zauberer und der Affe ein dienstbarer Geist, und wollte Anfangs nicht mitgehen, wohin ihn der Affe zog und ihm winkte. Als ihm aber der alte Mann seine Lebensgeschichte erzählt hatte, daß er sich von der falschen Welt zurückgezogen und sein Geld vergraben habe, gedachte der Zwerg bei sich: „Hei, wenn ich das Geld hätte, ich wollt' es nicht vergraben, sondern unter die Leute bringen, wohin es gehört!" Als nun der alte Mann so vom Gelde sprach, geberdete sich der Affe wunderlich und winkte und zog, daß der Zwerg auf den Einfall kam, es könne derselbige Affe seyn, dem er in frühern Zeiten einen Splitter aus



dem Fleische gezogen. Als er nach der Stelle sah, wo der Splitter gesessen, fand er auch noch die Narbe, und der Affe schnitt nun freudige Grimassen und nickte und wieß die Zähne, wie Einer, der gern mit Worten danken möchte. Da hatte sich bei dem Zwerge alle Furcht verloren und er folgte dem Affen hinter einen Felsen, wo nun der Affe die Erde aufkratzte und dem Zwerge winkte, ihm zu helfen. Da half er ihm. Bald zeigte sich ein großer Haufen Geldes. Jetzt sprang der Affe lustig um ihn her, weil er fühlte, daß er dem Zwerge für seine Hülfe seine Dankbarkeit bewiesen und ihn reichlich bezahle. Der Zwerg nahm das Geld und wußte nicht, wie der Affe das habe wissen können und war erfreut von des Affen Dankbarkeit, die er bei den Menschen so selten fand. Als sie wieder vor die Höhle des alten Mannes kamen, erzählte der Zwerg seine Geschichte. Der alte Mann sagte: es sey sein Geld und der Affe habe es ihn vergraben sehen. Er brauche es nicht mehr und der Zwerg möge es behalten. Beide lobten die Dankbarkeit des unvernünftigen Thieres und der alte Mann holte Aepfel und gab sie ihm. Er sprang damit zurück auf die Bäume und geberdete sich vor Freuden überaus possirlich. Der alte Mann aber weinte vor Rührung, denn weil die Menschen gegen ihn so falsch und undankbar gewesen und

ihn betrogen hatten, war er ihnen gram und Einsiedler geworden. „Möchten die Menschen", sagte er, „an diesem unvernünftigen Thiere ein Beispiel nehmen und sich nicht von ihm beschämen lassen; aber die Meisten sind undankbar und falsch und suchen Einer den Andern zu überlisten und zu betrügen." — Der Zwerg Falber nahm freundschaftlichen Abschied, brachte das Geld unter die Leute und heilte ihre Krankheiten mit Salben und Tropfen.

Die Sängerinnen.

Es giebt mehr Narrheiten unter den Menschen, als Sperlinge auf dem Dache, mehr Verkehrtheiten durch alle Jahreszeiten hindurch, als des Sommers Fliegen in Bauerstuben. Man könnte sich nicht retten, wenn sich nicht mitunter vernünftige Leute fänden, die mit der Fliegenklatsche des Witzes und Spottes fleißig dergleichen todt schlügen. Jetzt haben wir's auf eine weitverbreitete Thorheit abgesehen, die, mit andern Hand in Hand gehend, uns zugleich auf diese andern wird treffen lassen, so daß wir, wenn's Glück gut ist, zwei Fliegen auf einen Schlag treffen können. Da ist also meinetwegen Frau Schulz, oder Madam Müller, oder Frau Meisterin X, Y oder Z, die hat ein schmuckes Töchterlein, das in der Wiege gut schreien lernte. Sie hat eine gute Kehle und singt und trillert nun hell und kreischend in der Kinderstube herum. Die Mutter faßt große Pläne im Kopfe für ihre Tochter, wie jetzt unter hundert Müttern durchschnittlich neunundneunzig; des Töchterchens helle Kehle fährt in diese Pläne, da geht ihr ein Licht auf: Halt! denkt sie, meine Rieke oder meine Sophie muß eine Opernsängerin werden, eine Sontag, eine Löwe, eine Schröder-Devrient, eine Faßmann u. s. w. Sie soll Triller schlagen lernen, daß den Leuten Hören und Sehen vergeht. Da wird sie Grafen und Barone hinter die Coulissen trillern, die werden sich in dem Netze ihrer Triller fangen; husch! hat sie einen Baron weg, sie ist eine hohe, reiche, vornehme Dame, fährt vierspännig, und ich sitze als Mutter neben ihr und kriege dann auch wohl mein Theil ab von den Complimenten, die dem Töchterlein im Ueberfluß ausgeschüttet werden. — Pfui! wer wird so denken? Still, ganz still! wir können den Leuten in's Herz sehen! — Die Mutter geht also zum Schulmeister, Kantor oder Stadtmusikus. „Hören Sie, Herr Kantor!" sagt sie, „meine Tochter hat eine Stimme, eine Stimme, sag' ich Ihnen — Sie müssen sie ausbilden!" — „Sie haben ganz recht, Madam!" antwortet der Kantor, der schon das Geld für die Privatstunden in Gedanken einstreicht; „Ihr Fräulein Tochter ist zu etwas Höherem geboren" u. s. w. — Was wird nun draus? Ungefähr zunächst Folgendes:



Es haben sich noch ein Paar Töchterchen gefunden, die ebenfalls zu etwas Höherem geboren sind. Sie kriegen also Privatsingstunden beim Kantor (oder Stadtmusikus), sie müssen lernen nach Noten, der Lehrer geigt und singt dazu, die dicke Lehrerin hilft mit dem Päserich, und die Töchterchen müssen mit Gewalt große Sängerinnen werden. Die Zierpuppen sind bald fertig, sie können etwas singen, tanzen, französisch parliren, kokettiren, Liebesnetze stricken, romanhafte Ideen fassen u. s. w. Wenn man aber nun ein solches Fräulein fragt: „Um Vergebung, werden Sie mir auch eine gute Kartoffelsuppe kochen können, wenn ich das Glück haben sollte, Sie heim zu führen?" — unglücklicher Liebhaber, Dein Korb ist schon fertig; sie heirathet nur einen Herrn „von", einen Mann, der ihrer hohen Bildung angemessen ist, wie die Frau Mutter bemerken wird. Doch, liebes Fräulein, nehmen Sie's nicht übel, Sie werden hoffentlich bei Ihrem singenden Tanze durch's Leben sitzen lernen müssen, Sie werden muthmaßlich sitzen bleiben, oder statt in einen Ehehimmel in die fürchterlichste Hölle des ehelichen Lebens zu sitzen kommen; denn eine solche hochgebildete Zierpuppe, wie Sie, wird nie und nimmer eine gute, deutsche Hausfrau. O ja, wenn ihr hübsch singen könnt, das ist ganz schön, aber ihr müßt nicht gleich auf die Coulissen und Bretter lossteuern, ihr müßt euch keinen Mann ersingen wollen, sondern ihn erobern und fesseln durch ein reines, tiefes Gemüth voll Liebe und Unschuld und Häuslichkeit. Aber in den Schulen werden größtentheils schon die Keime gelegt zu Verbildung und Koketterie durch die seichte und falsche Bildung. Da sehen wir an der Tafel hinter dem Schulmeister große lateinische Buchstaben angemalt, welche die Kinder oft lernen müssen, ehe sie deutsch buchstabiren können. Die Jungen müssen im siebenten Jahre lateinisch und französisch anfangen, die Mädchen müssen französische Privatstunden nehmen, ehe sie eine Ahnung davon haben, was für ein Unterschied zwischen „mir" und „mich" ist, tanzen lernen, ehe sie gehen können und so mehr von den Verziehungs-Verkehrtheiten. Lernt und tanzt und singt nach Herzenslust, dagegen wird kein Vernünftiger etwas haben; fangt aber bei dem an, was am Nächsten liegt, was Noth thut bei dem Deutschen; das lernt ordentlich, bildet euer deutsches, ehrliches, tiefes Gemüth, euer unverdorbenes Herz aus und vergeßt nicht, daß es jedem Mädchen und jeder Hausfrau gut steht, wenn sie einen Rußfleck aus der Küche mitbringt, wenn die Schlüssel an ihrer Schürze hängen, wenn sie dem Manne eine schmackhafte Hausmanns-Kost vorsetzt, von ihr selbst zubereitet. Kann sie ihm hernach ein schönes Liedchen vorsingen und vorspielen, sehr willkommen! — aber Hauptsache ist's und wird's nimmer; — und echte Künstlerinnen giebt's nur wenige!

Von der Dachdeckung

mit getheerten Pappen.

Diese seit kurzer Zeit unter dem Namen Schwedisches Pappendach mehrfach in Anwendung gekommene Bedachung kann in Rücksicht des dazu zu verwendenden Materials zu den Harzplattendächern gezählt werden. Sie eignet sich besonders wegen ihrer geringen Schwere für Dächer leicht construirter Gebäude, bei denen es aber nicht auf vollständige, unbedingte Feuersicherheit ankommen darf. Die damit verbundene Gefahr ist aber keineswegs größer, als bei den Stroh-, Rohr- und Schindeldächern; im Gegentheil, da bei dem festen Annageln jeder einzelnen Platte auf der Schalung im Fall eines Brandes kein Umherfliegen derselben stattfinden kann, gewiß viel geringer. Nach den bis dahin über die Haltbarkeit gewonnenen Erfahrungen möchte diese Methode unbedingt empfohlen werden können. Haben jedoch von den schon vielfältig ausgeführten Dächern dieser Art einige sich insofern als unvollkommen ergeben, als die einzelnen Pappen bei feuchtem Wetter nicht in einer festen, ebenen Lage auf der Schalung verblieben sind, sondern sich in Bulstern in die Höhe gezogen haben, hinter welchen das Wasser, am Abfließen verhindert, stehen geblieben ist, hat dies wahrscheinlich seinen Grund entweder in mangelhafter Behandlung beim Auflegen, oder in Anwendung zu dicker Pappen, die von dem Theer nicht vollständig durchdrungen worden sind. Unter solchen Verhältnissen behält die nicht durchdrungene Papiermasse ihre hygroscopische Eigenschaft bei, in deren Folge sie bei jeder Temperatur-Veränderung entweder aufschwillt, oder sich zusammenzieht, wodurch natürlich mit der Zeit kleine unscheinbare Risse in dem Theerüberzuge entstehen müssen, die endlich sich erweiternd das Wasser durchlassen. Bei einigen in Berlin und der Umgegend unter den ungünstigsten Verhältnissen ausgeführten Dachdeckungen haben sich dergleichen Uebelstände selten gefunden.

Die hierzu erforderlichen Pappen von 3 Fuß Breite und 1½ bis 2 Fuß Höhe müssen in den Papiermühlen besonders bestellt und wegen der erforderlichen Biegsamkeit aus wollenen, auf den Holländern nur zu sogenanntem Halbzeuge bearbeiteten Lumpen gefertigt werden. Die Dicke darf in keinem Falle mehr als die von vier Schöpfbogen betragen, damit die fertige Pappe nicht stärker als höchstens zu einer Linie ausfällt.

Die einzelnen Bogen werden nun auf einen großen, glatten Tisch gelegt und durch einen Umbug an drei Seiten mittelst eines etwas starken und glatten Streichholzes gefalzt. An beiden langen Seiten beträgt dieser Falz 1½ und an der kürzeren Seite nur 1 Zoll; der eine Längen- und der Seiten-

falz werden nach oben, der andere Längenfalz aber nach unten umgebogen, so daß die Platten gegenseitig in einander gebracht werden können (Figur 2 und 2a.). Um dieses Hineinstecken zu erleichtern und um den Seitenfalz ganz umlegen zu können, müssen an jedem Bogen die Ecken der Falze um 1 bis 1½ Zoll lang fortgeschnitten werden.

Fig. 2.

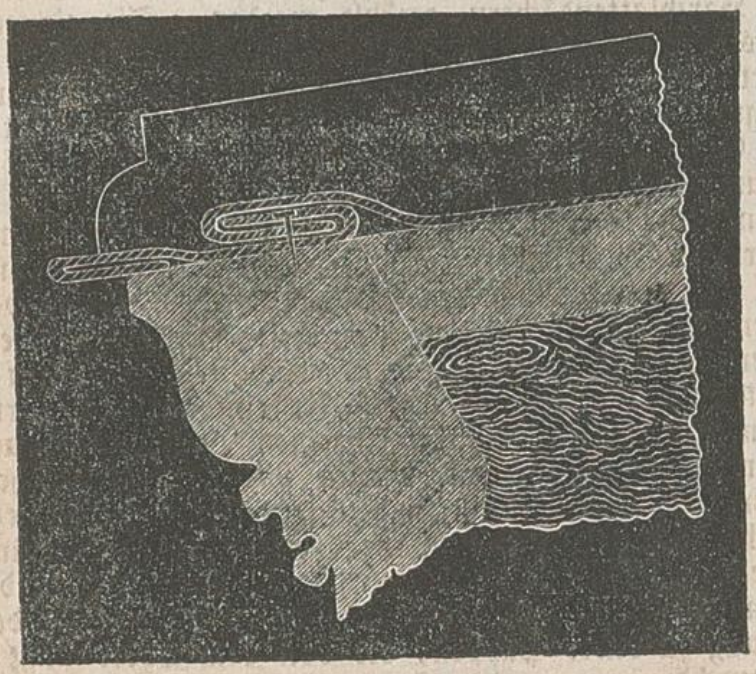
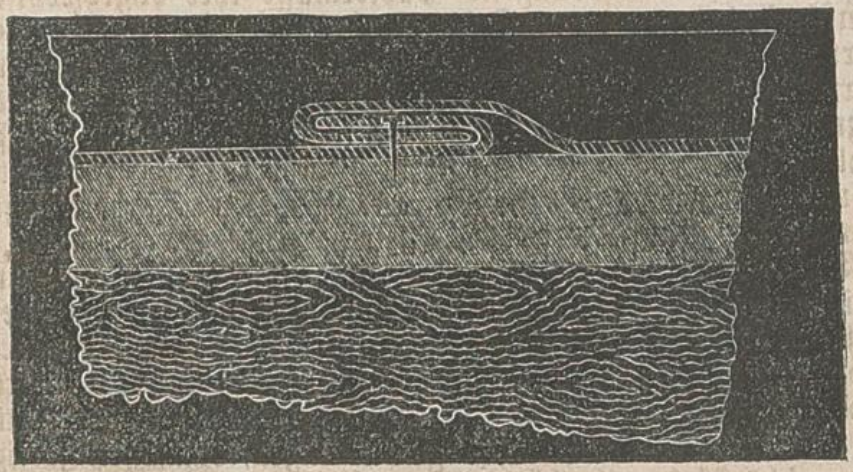


Fig. 2 a.

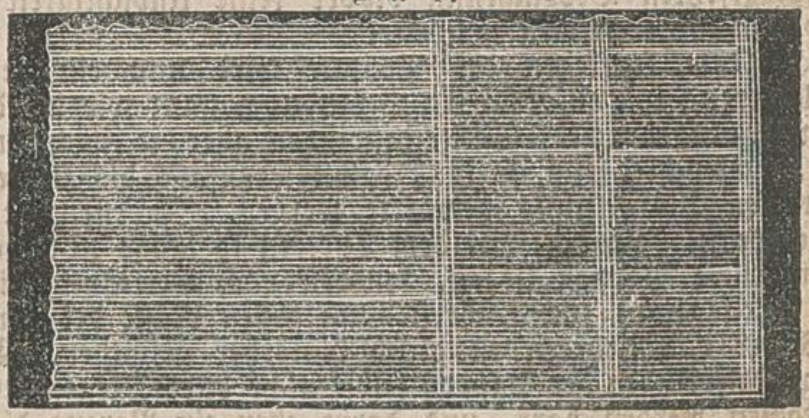


Sind sämmtliche Pappen auf diese Weise bearbeitet worden, so werden sie nach und nach schichtweise in einen für den Zweck eingemauerten, großen Kessel oder besser in eine etwas über 3 Fuß lange und 2 Fuß breite, eiserne Pfanne mit rechtwinklichtem Querschnitt gelegt und mit Steinkohlentheer so weit

übergossen, bis auch die letzte Platte ganz damit überdeckt ist. Sind sie ungefähr eine Stunde lang über gelindem Feuer bis zum Siedepunkt erwärmt und dadurch von dem Theer vollständig durchdrungen worden, so werden sie wieder herausgenommen und unter einem verdeckten Raume zum Ablaufen des Theers neben einander auf die hohe Kante auf einen etwas geneigten Tisch gestellt. Hier bleiben sie bis zum vollständigen Abtrocknen, wozu nach der mehr oder weniger feuchten Witterung eine längere oder kürzere Zeit erforderlich ist, die im günstigsten Falle sich jedoch auf 8 bis 10 Tage erstreckt. Statt des Steinkohlentheers kann hier mit gleichem Nutzen, ja sogar vortheilhafter, der Nadelholztheer verwandt werden.

Die Neigung der mit diesen Theerpappen zu belegenden Dachschalung kann wie bei den Lehmdächern genommen werden. Da sich hier aber bei den horizontalen Falzen nothwendiger Weise ein kleiner, vorstehender Rücken bildet, hinter welchem das Wasser leicht stehen bleibt, so möchte es jedenfalls zweckmäßig seyn, nicht zu flach, wenigstens nicht unter 1½ bis 2 Zoll Höhe für jeden Fuß der Grundlinie zu gehen. Die ganz ebene Schalung darf aber nur aus trocknen, 1 bis 1¼ Zoll starken Brettern mit geschmiegten und ganz dichten Fugen gefertigt werden, damit bei der Aufnagelung der Pappen bei einem zufälligen Treffen der Nägel in die Fuge nicht aller Halt verloren gehe. Die die Schalung tragenden Dachsparren müssen hier genau nach der Breite der Pappen bei der angenommenen Abmessung von 3 Fuß wegen gegenseitiger, einzölliger Ueberdeckung, also noch in etwas geringerer Entfernung von Mitte zu Mitte, aufgelegt werden, damit die über die Verticalfugen zu streckenden Latten (Figur 1., 2. u. 3.) auf der Mitte des Sparrens mit langen Nägeln befestigt werden können.

Fig. 1.



Die Traufe wird unmittelbar aus einem schmalen Streifen der Pappe selbst gebildet, und dann die Deckarbeit reihenweise von der unteren Kante bis zum Forst hinaufsteigend ausgeführt, wobei die langen Seiten der Platten alle parallel mit dem

letztern zu liegen kommen (Figur 1.). Zunächst wird der an drei Seiten gefalzte Streif mit einem Vorstoße von 1 Zoll über die Gesimskante hinausgerückt, hier in kurzen Zwischenräumen genagelt und dann die erste Platte mit ihrem nach unten gebogenen Falze in den nach oben gerichteten des unterhalb liegenden Streifens eingeschoben und mittelst doppelter Rohrnägel in sechszölliger Entfernung auf der Schalung befestigt. Alle folgenden Tafeln werden auf gleiche Weise in einander geschoben, und die dem Forste zunächstliegende wird nach der andern Seite des Daches hinübergebogen und festgenagelt (Figur 2a. und 4.).

Ist eine Verticalreihe bis zum Forste mit Pappen belegt worden, so wird die zweite unter gleichem Verfahren dergestalt daneben gebracht, daß die nicht gefalzten Seiten der Platten den umgebogenen Rand der schon liegenden Reihe um 1 Zoll überdecken. Zur Dichtung der Verticalfuge dient dann die vorgedachte, von der äußersten Gesimskante bis zum Forst überzulegende Latte (Figur 3.), welche an der untern Seite ein wenig mit dem Hobel ausgestoßen wird, damit der Umbug der einen und der Rand der andern Platte darin Platz findet. Auf gleiche Weise wird zur Verdeckung der beiden Fugen am Forste der Länge nach eine etwas breitere, nach beiden Richtungen abgewässerte Latte übergelegt und mit Bodenspikern auf jedem Sparren befestigt (Figur 1.). Nach bisher gewonnenen Erfahrungen scheint der Seiten-Umbug aber gerade nicht nothwendig bedingt zu seyn, da bei einem bloßen Uebereinandergreifen der Tafeln durch das Aufbringen eines wasserdichten Ueberzuges die Fugen vollständig gedichtet werden. Bei einem in der Nähe von Köpnick ausgeführten Papierdache haben sich die Falze nicht überall anbringen lassen; dessen ungeachtet ist bei einer fortgesetzten Beobachtung bisher keine Undichtigkeit an demselben wahrgenommen worden.

Nach dem Auflegen der Pappen wird nun ein heißer Theer-Ueberzug mit einer starken Besandung, ganz wie bei dem Lehmdache, aufgebracht. Sollte inzwischen aber die Fläche durch Regen angefeuchtet seyn, so muß damit jedenfalls bis zu deren vollständigen Abtrocknung gewartet werden. Indessen ist es nicht gerade nothwendig, mit dem Theeren so lange zu zögern, bis sämmtliche Pappen liegen, sondern nach Verlegung eines kleinen Theils kann zur Sicherstellung gegen Nässe bei günstigem Wetter das Ueberziehen gleich hinterher geschehen. Daß aber das Aufbringen der Pappen selbst nicht durch Regenwetter unterbrochen werden darf, und darin eben ein Vorzug dieser Methode liegt, ist wohl ein Selbstverständniß, zu welchem noch schließlich hinzuzufügen bleibt, daß die Bogen bei feuchter Temperatur sich glatter, als bei sehr warmer auf die Schalung auflegen lassen, und es deshalb zweckmäßiger seyn möchte, bei

Fig. 3.

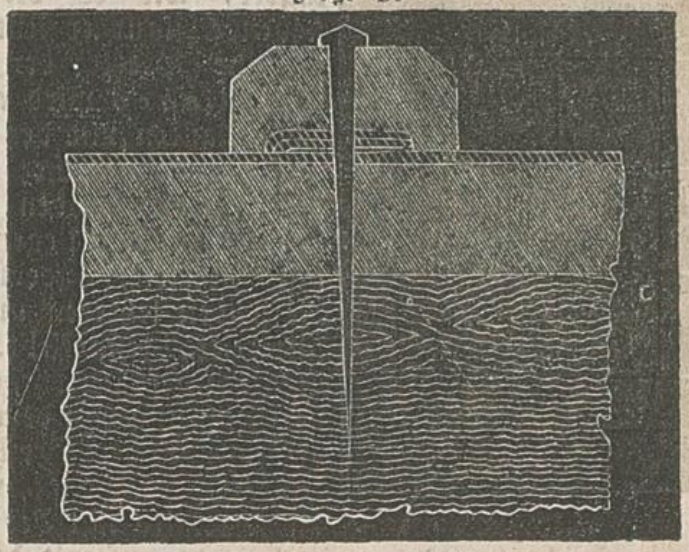
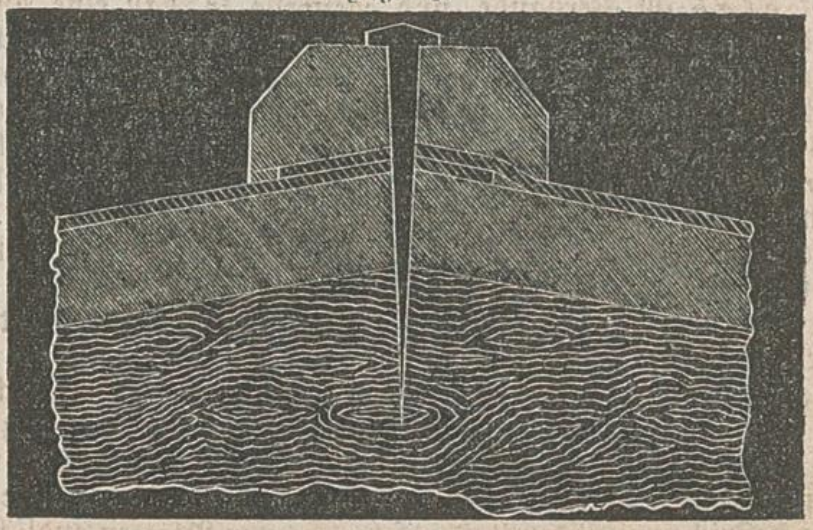


Fig. 4.



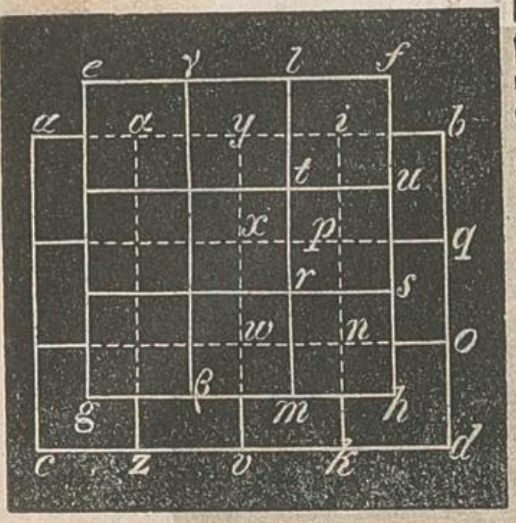
heißem Sonnenschein sie sämmtlich kurz vor dem Auflegen in ein mit frischem, kalten Wasser gefülltes Gefäß zu stellen, wodurch alle Bulstern und Beulen vermieden werden.

Ueber die

Deckung flacher Dächer mit doppelten Harzplatten

haben wir noch folgende Darlegung empfangen:

Die Sparren von Halbholz, 2½ Fuß vom Mittel zu Mittel gelagert, erhalten eine Steigung von ungefähr 1½ Zoll auf den Fuß. Die Fache zwischen denselben werden, wie eine gewöhnliche halbe Windeldecke, gestaakt und gelehmt, und zwar in gerader Flucht mit der Oberkante der Sparren. Hierauf wird die Oberfläche mit einer dünnen Lehmlage abgeglichen. Auf diese ebene Fläche wird eine doppelte Schicht Harzplatten so ge-



lagert, wie es die nebenstehende Figur ergiebt. Jede einzelne Platte der untern Schicht *a b c d* wird an ihren zwei Kanten mit der Mixtur auf der Lehmfläche, und an den andern beiden Kanten auf die zunächst liegenden beiden Platten, indem erstere die beiden letzteren um 1 Zoll überdeckt, festgeklebt. (Die Deckung geschiehet jederzeit in der Richtung von dem Hauptgesims nach dem Forste.) Die ganze Oberfläche dieser untern Schicht wird mit der Mixtur vollständig überstrichen, und unmittelbar darauf mit der obern Schicht *e f g h* im Verbande, und ebenfalls so, daß eine Platte die andere um einen Zoll deckt, überlegt. Diese obere Schicht wird nunmehr eben so wie die untere mit Mixtur überstrichen, zugleich aber auch mit scharfem Sand dick überstreuet. Hierbei ist das specielle Verfahren folgendes: Zuerst wird die Plattenreihe *n o k d, p q n o, i b p q* .... bis zur Forst hinauf gelegt. Alsdann folgt die Plattenreihe *w n o k, x p v n, y i x p* .... Nachdem diese ersten beiden Plattenreihen gelegt sind, wird schon jetzt die Mixtur darüber gestrichen und solche nicht mit Sand bestreuet, sondern es wird sofort zur obern Schicht geschritten, indem man die Plattenreihe *r s m h, t u r s, l f t u* .... eindeckt. Nunmehr wird die Reihe *z v α y* der untern Schicht gelegt und überstrichen, worauf unmittelbar die Deckung der Reihe *β m γ l* der obern Schicht folgt. Auf diese Art fährt man fort, bis die ganze Dachfläche doppelt eingedeckt ist. Ueber diese mit Mixtur bestrichenen und mit Sand bestreueten Platten endlich erfolgt eine Abpflasterung von eckigen Dachsteinen in Kalkmörtel.



Die Dachsteine ragen bei *a* in der nebenstehenden Figur um 4 Zoll über das Hauptgesims vor, die äußersten Harzplatten *b* aber sind hier in die Profilirung des Gesimses hineingebogen und daselbst bei *c* umgeschlagen und mittelst eines Nagels *d* befestigt. Bei freistehenden Giebeln werden die Platten daselbst um 3 Zoll herunter gebogen und theils mit einer Kalkleiste, theils mit dem Wandputz überdeckt. Um die Schornsteinkasten herum aber, so wie auch überall, wo das Dach an eine höher hinaufreichende Wand anstößt, müssen die Platten um 3 Zoll nach oben zu aufgebogen werden, und zwar in der Art, daß darüber weg geputzt werden könne.

Der Kaufmann Hr. Sperber in Berlin (Fischerstraße Nr. 30) liefert ganz besonders gut fabricirte Platten, in der Größe von 2 Fuß 2½ Zoll lang und 1 Fuß 9 Zoll breit, das Stück für 1⅞ Sgr. Für diesen Preis erhält der Käufer außer der Platte zugleich auch noch die Quantität Mixtur, die zum Ueberstreichen der Platte, nachdem sie auf dem Dache verlegt ist, gebraucht wird. Jede dieser Platten muß zwischen 7 bis 8 Loth wiegen. Dasselbe Gewicht muß die dazu gehörige Mixtur haben. Für den Preis von 1⅞ Sgr. erhält man also eine Platte nebst Mixtur, zusammen an Gewicht zwischen 14 und 15 Loth. — Wer sich die Platten selbst fabriciren will, zahlt für 8 Loth Mixtur 15/16 Sgr., d. i. pro Pfund 3¾ Sgr. — Hiernach stellt sich der Kostenbetrag für Eine Quadrat-Ruthe Dackdeckung in folgender Art heraus: 84 Platten großer Form, incl. Mixtur zum Ueberstreichen à 1⅞ Sgr.: 5 Thlr. 7½ Sgr.; 225 Dachsteine, das Tausend 9⅔ Thlr.: 2 Thlr. 7½ Sgr.; Kalkmörtel, Pinsel, Kohlen: 1 Thlr.; Dachdeckerlohn: 2 Thlr. 15 Sgr.; überhaupt: 11 Thlr.
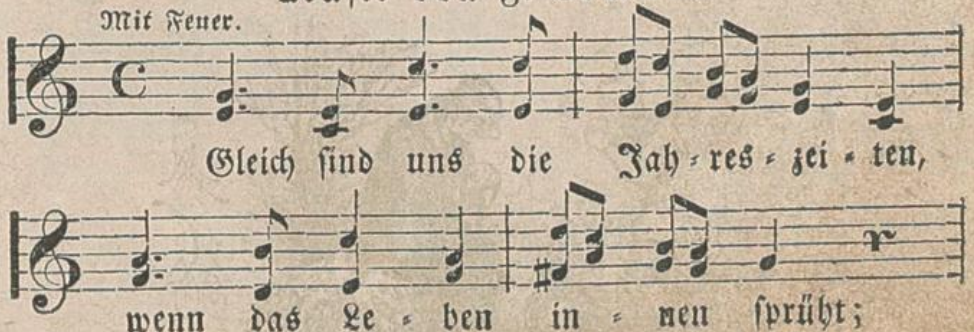
Zu bemerken ist endlich noch, daß die Mixtur beim Ueberstreichen der verlegten Platte auf dem Dache so heiß erhalten werden muß, daß selbige den gehörigen Grad von Flüssigkeit besitze, weil sonst das Streichen schwer von Statten geht, auch mehr Mixtur verbraucht würde, als nöthig ist.
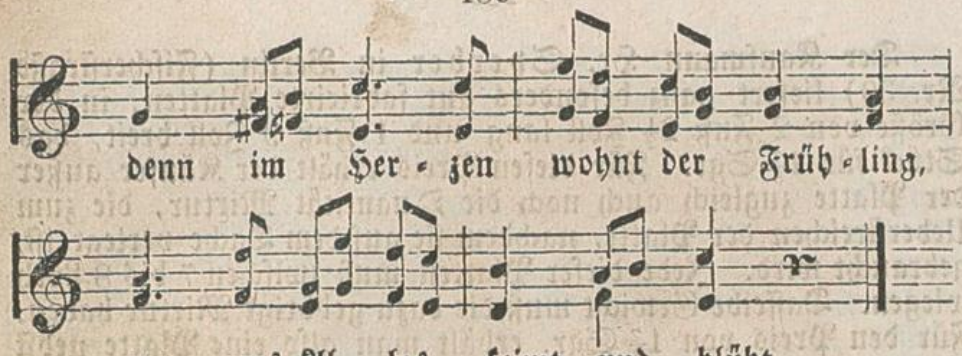
Sachs, Regierungs Bau-Inspektor a. D.

Schluss-Lied.



Musik von F. Commer.





Gleich sind uns die Jahreszeiten,
Wenn das Leben innen sprüht;
Denn im Herzen wohnt der Frühling,
Wo uns Alles keimt und blüht.

Gleich sind uns die Jahreszeiten,
Wenn nur That in's Leben greift;
Aus dem Kopfe strahlt die Sonne,
Die uns Alles treibt und reift.

Gleich sind uns die Jahreszeiten;
Ist das Leben rein vollbracht,
Haben wir zum Lebens-Herbste
Reichlich unser Glück bedacht.

Gleich sind uns die Jahreszeiten;
Ging nur redlich unsre Bahn,
Hat ein Gott uns ew'ge Schätze
Für den Winter aufgethan.

Frühling, Sommer, Herbst und Winter
Ziehen stets im Wechsel hin,
Aber unverändert führet
Durch die Zeit uns fester Sinn!

Festen Sinn bei schlauer Lockung,
Und bei Stürmen Kraft und Muth! —
Habt Ihr das, dann ist am Ende
Mit dem Ende Alles gut!



Anzeigen.



Jugendschriften von J. Satori.

Es giebt viele Jugendschriften, d. h. solche, die es den Titeln nach seyn sollen; in der Wahrheit finden sich aber nur wenige, die in rechtem Tone das Nützliche mit dem Unterhaltenden zu verbinden, und so die jungen Leser zu fesseln, auf der rechten Bahn zu halten wissen. Das thun aber besonders die von J. Satori für diesen Zweck herausgegebenen (in der Vereins-Buchhandlung zu habenden) Büchlein und so bitte ich Eltern und Erzieher, sich für Geschenke an ihre Kinder und Zöglinge folgende Titel zu bemerken:

Die Kinderfreundin. Wirklichkeit und Dichtung in Erzählungen, Mährchen und belehrenden Andeutungen zur Stärkung des Geistes und Gemüths. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Erzähle, liebes Großmütterchen! Nützliche Schilderungen und Unterhaltungen für die Kreise der Jugend. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Der Savoyarden-Knabe, oder: Das Pathengeschenk. Eine lehrreiche Geschichte, die allen Kindern lieb seyn wird. $\frac{1}{6}$ Thlr.

Die heiligen zehn Gebote. Eine Sage, für die Jugend erzählt. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Petermännchen. Erzählung für Knaben und Mädchen. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Der kleine Fischerknabe. Erzählung für Knaben und Mädchen. $\frac{1}{6}$ Thlr.

Da ich durch Erfahrungen in Familienkreisen weiß, wie lebhaft sich die Jugendwelt für diese Schriften interessirt, darf ich sie aus voller Ueberzeugung empfehlen.

F. W. Gubitz.

Die deutschen Volksbücher.

Der größeste Schatz unserer National-Literatur, unsere Volksbücher, lag bisher im Argen. Wir glauben gar Vieler Wünsche erfüllt zu haben, indem wir eine würdige Ausgabe dieser Volksbücher veranstalteten.

Die deutschen Volksbücher.

Herausgegeben von Dr. Karl Simrock.

Mit Holzschnitten von F. W. Gubitz u. s. w., nach Zeichnungen von Holbein.

Diese Ausgabe liefert endlich einen echten, reinen, edlen Text, und eine würdige Ausstattung: Herrlicher Druck auf Druck-Velin-Papier, und geschmückt mit den trefflichsten Holzschnitten, welche deutsche Kunst geliefert hat. Und daß hier, wo das echteste deutsche Leben wohnt, auch nur deutscher Sinn dazu Gehöriges mit dem rechten Gefühl schaffen kann, wer würde das bezweifeln? Und mit welchen Holzschnitten ausländischer Meister ließen sich die hier gelieferten nicht vergleichen, in denen noch die alte deutsche Kunst, die Mutter des Holzschnitts, sichtlich zu erkennen?

Bereits erschienen sind:

Volksbücher I. Salomon und Morolf. Eine gar anmuthige Historie. Zu Nutz und Kurzweil geschrieben, daß man daraus abnehmen mag, was Liste ein kündiger Bauersmann gegen einen weisen König geübet hat.

Geheftet. Preis: 5 Sgr. ($\frac{1}{6}$ Thlr.)

Salomon und Morolf. Ein kurzweiliges Heldengedicht. Neu gereimt von Dr. Karl Simrock. (Das obige Buch poetisch, und mit noch größerer Eleganz ausgestattet.)

Geheftet. Preis: 10 Sgr. ($\frac{1}{3}$ Thlr.)

Volksbücher II. Eine schöne merkwürdige Historie des heiligen Bischofs Gregorius auf dem Stein genannt.

Geheftet. Preis: 5 Sgr. ($\frac{1}{6}$ Thlr.)

Volksbücher III. Die sieben weisen Meister, wie Pontianus der Kaiser zu Rom seinen Sohn Diocletianus den sieben weisen Meistern befiehlt, die sieben freien Künste zu lernen, und wie derselbe hernach durch Untreu seiner Stiefmutter und ihre Gleichnisse siebenmal zum Galgen geführet, aber allemal durch schöne Gleichnisse der sieben weisen Meister vom Tode errettet und ein gewaltiger Kaiser zu Rom ward. Sehr lustig und nützlich wider der falschen Weiber Untreu zu lesen. Mit sechsundzwanzig Holzschnitten von F. W. Gubitz und unter dessen Leitung, nach Zeichnungen von Holbein. Preis: 10 Sgr. ($\frac{1}{3}$ Thlr.)

Sehr erfreulich ist es uns gewesen, in der englischen Zeitschrift „Foreign monthly review", bei belobender Besprechung des „Salomon und Morolf" in unsrer Ausgabe, bemerkt zu finden, daß die Deutschen billig dies so gut ausgeführte Unter-

nehmen zu begünstigen haben, weil ihr Humor hauptsächlich in ihren Volksbüchern zu finden, namentlich aber in der neueren Zeit und ihren Werken sich nur sehr spärlich zeige.

Der Nibelungen Lied als Volksbuch.

In neuer Verdeutschung
von
Heinrich Beta.
Mit einem Vorwort
von
F. H. von der Hagen.

ist im ersten Theile erschienen und dieser für $\frac{2}{3}$ Thlr. zu haben. Das Ganze (in zwei Theilen) wird mit funfzig Holzschnitten (nach Zeichnungen von Holbein von F. W. Gubitz und dessen Schülern gefertigt) geschmückt seyn. Man wird sich leicht überzeugen, wie es auch das Urtheil des Professor von der Hagen ausspricht, daß hier von einer vorzüglichen Ausgabe unsres berühmtesten Volksgedichts die Rede ist, die, trotz des geringen Preises, auch in äußerer Ausstattung befriedigt.

Die Bürgerverschwörung in Breslau.
Die Royalisten in der Vendee.

Novellen von **H. Kletke.**
Preis: $\frac{2}{3}$ Thlr.

Von der wohlfeilsten
Volks-Bildergallerie

ist das neunte und zehnte Heft erschienen. Jedes Heft hat acht Blätter und kostet nur 5 Sgr. ($\frac{1}{6}$ Thlr.)

„Der Gesellschafter.

Herausgegeben von **F. W. Gubitz**",

beginnt mit 1841 seinen fünfundzwanzigsten Jahrgang. Wegen ihrer Parteilosigkeit ist diese Zeitschrift von manchem parteiischen Literaten angefeindet; die fortdauernde Theilnahme des lesenden Publikums ist aber eine hinlängliche Entschädigung für die, sich selbst schlagenden Anfechtungen. Der Jahrgang besteht aus 272 Blättern und kostet acht Thaler. Alle wohllöblichen Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

In Berlin bei F. A. Herbig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbibliothek für Gärtner und Gartenfreunde, bearbeit. v. d. K. Garten-Direct. Lenné und mehreren K. Hofgärtnern ꝛc. Von diesem Werke, das den Zweck, ein treuer Rathgeber nach dem jetzigen Stande des Wissens zu werden, um so sicherer erfüllt, da es von tüchtigen, allgemein anerkannten Praktikern bearbeitet worden ist, sind jetzt vollständig erschienen: **Botanik** für Gärtner ꝛc. 1r Thl. theoretische, 2r u. 3r Thl. praktische Botanik (Beschreib. d. Gewächse.), von Dr. A. Dietrich. $5\frac{7}{12}$ Thlr. — **Natur- u. Hülfswissenschaften** für Gärtner ꝛc., v. W. Legeler, K. Hofgärtner, m. 13 Kpfrt. 2 Thlr. — **Küchengärtnerei** v. T. Nietner, K. Hofg. 2 Thle. $3\frac{1}{2}$ Thlr. — **Obstbaumzucht** nebst Beschreib. d. Früchte ꝛc. v. D. J. Fintelmann, K. Hofg. 2 Thle. $3\frac{3}{4}$ Thlr. — **Wildbaumzucht** v. G. A. Fintelmann, K. Hofg. $1\frac{1}{4}$ Thlr. — **Blumenzucht** in ihrem ganzen Umfange (im Freien, in Glas- u. Treibhäusern, wie auch im Zimmer), v. P. F. Bouché, Kunstgärtner ꝛc. 3 Thle. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Verlag von Mauke.

Neu erschienene Bücher, in jeder Buchhandlung zu haben:

Döring, H., Deutscher Legendenschatz für Schule und Haus. gr. 8. 286 S. geh. $22\frac{1}{2}$ Sgr.

— — Heilige Harfe, Seitenstück zu Spitte Psalter und Harfe. 8. geb. 20 Sgr.

— — Schillers Leben. kl. 8. geh. 15 Sgr.

Schlechtendal, Flora von Deutschland. 1. Lief. 8. geh. 10 Sgr. (Jede Lieferung mit 10 colorirten Kupfertafeln und dem dazu gehörigen Text.)

Bei C. W. Leske in Darmstadt erscheint auf Subscription:

Die malerischen und romantischen Stellen

der Bergstraße, des Odenwaldes

und der Neckar-Gegenden,

in ihrer Vorzeit und Gegenwart geschildert von

A. L. Grimm.

Mit 36 bis 48 Stahlstichen.

In Heften von drei Ansichten mit begleitendem Texte. Groß Royal-Octav. à Heft 36 Kr. oder $\frac{1}{3}$ Thlr. Auf chinesischem Papier à Heft 54 Kr. oder $\frac{1}{2}$ Thlr.

(Alle 4 Wochen erscheint 1 Heft.)

Unser liebes deutsches Vaterland zählt der schönen, von der Natur gesegneten und geschichtlich merkwürdigen Gegenden so viele, zu deren würdiger Darstellung sich manches schriftstellerische und künstlerische Talent bereits gewidmet hat. Zu den anziehendsten, durch Sage und Geschichte zugleich interessantesten aber sind gewiß

die Gegenden zu rechnen, deren entsprechender Schilderung die Verlagshandlung das oben genannte Werk bestimmt hat. Der durch frühere Bearbeitung desselben Gegenstandes (welche in kurzer Zeit zwei Auflagen und eine Uebersetzung erlebte), sowie überhaupt durch seine literarische Thätigkeit, namentlich durch seine Bearbeitung der „Mährchen der 1001 Nacht", berühmte Professor A. L. Grimm in Weinheim a. d. Bergstraße, hatte auf Ersuchen der Verlagshandlung die Gefälligkeit, seine gewandte Feder dieser Arbeit auf's Neue zu leihen. Um aber nach eigener Anschauung unter Benutzung der besten historischen Quellen die Darstellung desto frischer und lebendiger zu geben, hat er die ganze Gegend und alle zu besprechenden Punkte wiederholt bereist. Indem die Verlagshandlung überzeugt ist, den literarischen Theil des Werkes in die besten Hände gelegt zu haben, glaubt dieselbe, daß es keiner weitern Andeutung bedürfe, was von den Stahlstichen zu erwarten ist, als daß sie größtentheils nach Zeichnungen des genialen Landschaftsmalers Theodor Verhas in dem rühmlichst bekannten Atelier des Hofkupferstechers Ernst Grünewald ausgeführt werden, welcher, um in jeder Beziehung etwas vollkommen Gediegenes und in rascher Reihenfolge liefern zu können, bei Herausgabe dieses Werks seine Bestrebungen mit denen der auch in Deutschland wohlbekannten und hierselbst anwesenden engländischen Künstler M. M. Cooke, Engleheart Vater und Sohn vereinigt hat. Der beschreibende Text, in Verbindung mit den gewähltesten Ansichten, wird gewiß jedem Wandernden ein führender Freund werden; dem Einheimischen eine Erinnerung an die Vorzeit seiner Umgebungen seyn; dem Fremden aber, welcher die Wanderung durch diese anmuthigen Gegenden machte, als fester Ankergrund dienen für das auf dem Strome der Phantasie unstät schwankende Schiff seiner Erinnerung an die flüchtig vorübergegangenen Bilder. Außerdem wird das Ganze in seiner künstlerischen Vollendung werth seyn, in der Sammlung eines jeden Kunstfreundes und auf der Toilette jeder Dame einen Platz zu finden. Die Ansicht der bereits erschienenen Hefte wird das Gesagte vollkommen bestätigen. Dem Formate nach schließt sich das Werk an das malerische und romantische Deutschland.

Findet das ganze Unternehmen die gewünschte Theilnahme, so soll im Schlußhefte eine Specialkarte der benannten Gegenden und ein Panorama der Bergstraße gegeben werden.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Schwartz, J. M. Kurze Nachricht von der Entstehung und Feier der christlichen Sonn- und Festtage.
Dritte verm. und verb. Aufl. 8. Chemnitz. Starke. 6½ Sgr.

Diese Schrift wird Allen, die über das Geschichtliche der kirchlichen Sonn- und Festtage sich näher zu unterrichten wünschen, um so mehr willkommen seyn, da sie sich bei verhältnißmäßiger Vollständigkeit und Deutlichkeit auch durch Wohlfeilheit empfiehlt.

Bei G. Reimer in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jean Paul's
sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe in 33 Bänden.
1ster und 2ter Band.
Jeder Band auf gutem Maschinenpap. 17½ Sgr., auf feinem Velinpapier geh. 25. Sgr.
In der Folge wird jeden Monat ein Band erscheinen.

Bei Ludwig Schumann in Leipzig ist erschienen:

Urban Jürgensen
Allgemeine Grundsätze der genauen Zeitmessung
durch Uhren

oder Zusammenfassung der Grundsätze des Uhrenbaues zur sorgfältigen Zeitmessung, mit einem Anhange versehen, enthaltend zwei Abhandlungen über die Uhrmacherkunst und Beschreibung eines sehr genau gehenden Metallthermometers. Nach der zweiten durch Ludwig Urban Jürgensen besorgten und vermehrten Ausgabe deutsch bearbeitet. Mit einem Atlas von 17 erläuternden Kupfertafeln.
Preis: 3 Thlr. 15 Sgr.

Repertorium
oder
allgemeines Handbuch der homöopathischen Thierheilkunst.

Zweite Auflage. Geh. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Vollständiges Färbebuch

oder Anleitung alle möglichen Zeuge in jeder Farbe schön und dauerhaft zu färben, von K. G. Kindermann. Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Allen Buchdruckerei-Besitzern empfehlen wir unsre

Schriftgießerei.

Wir stellten unsre Preise so, daß Jeder, der seine Schriften u. s. w. von uns bezieht, dabei in großem Vortheil ist, obwohl wir zugleich für den besten Zeug sorgen und demnach dafür bürgen können, daß auch an Dauer die von uns gelieferten Schriften nichts zu wünschen übrig lassen. Unsre Schriftproben sind, auf frankirte Briefe, von uns gratis zu beziehen. — Die in Abgüssen zu habenden Vignetten u. s. w. (1688 Nummern) bedürfen keiner Empfehlung, da das im Drucke erschienene Musterbuch in den meisten Druckereien befindlich und denselben, um es bei Bestellungen vorlegen zu können, nothwendig ist.

Vereins-Buchhandlung.

1842.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmlischen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Waage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Wassermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fische.

Die Mondviertel.

 Der neue Mond.	 Der volle Mond.
 Das erste Viertel.	 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☌ Gegenschein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☍ Zusammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf. Mond in seiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn. Mond in seiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufsteigender, ☋ niedersteigender Knoten des ☾.

Dieses Jahr ist seit Christi Geburt das 1842ste.

Seit Erschaffung der Welt nach Calvisius	das 5791ste.
Seit Christi Tode	— 1809 —
Seit Zerstörung Jerusalems	— 1769 —
Seit Einführung des julianischen Kalenders	— 1887 —
Seit Einführung des gregorianischen Kalenders . . .	— 261 —
Seit Einführung des verbesserten Kalenders	— 143 —
Seit Erfindung des Geschützes und Pulvers	— 462 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunst	— 402 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 351 —
Seit Erfindung der Ferngläser	— 233 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 185 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 142 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 47 —
Seit Friedrich Wilhelms IV., Königs v. Preußen, Geburt	— 48 —
Seit Antritt seiner Regierung	— 2 —

Anmerkung. Die streng gefeierten Feste der Juden sind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Festtage der Katholiken sind mit einem ❋ bezeichnet. — Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Fasttag.

Bei den astronomischen Angaben ist die mittlere Zeit von Cöln zu Grunde gelegt.



1. Von der Beschneidung Christi, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Sonn.	1	Neujahr	♍	Immanuel. ☉ steht nach	20 Julius

2. Von Christi Flucht nach Egypten, Matth. 2. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	2	n. Neujahr	♍	Odilo. Sonnen-Untergang	21 4. Advent
Mont.	3	Genovefa	♎	☾ 10. 36′ N. am Abend-	22 Greg. Sp.
Dienst.	4	Titus	♎	☾ ☌ ☿ ♄. himmel. ♀ ist	23 Dagobert
Mittw.	5	Eduard	♏	♀ in ♑. noch eine Viertel-	24 Adam, E.
Donn.	6	H. 3 Kön. E.	♏	♂ in ♓. stunde tief in der	25 H. Christt.
Freit.	7	Reinhold	♏	Morgendämmerung sicht-	26 Stephan
Sonn.	8	Gudula	♐	☌ ♀ ♃. bar. ♂ zeigt sich	27 Joh. Ev.

3. Jesus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	9	1. n. Ep.	♐	Julian. dritthalb Stun-	28 n. Christt.
Mont.	10	Paul Eins.	♑	☌ ♀ ♄. den am Westhimmel.	29 Thom. C.
Dienst.	11	Hygin	♑	4. 43′ N. Unsichtb. ☉	30 David
Mittw.	12	Ernst	♒	Finstern. und geht bald	31 Sylvester
Donn.	13	Hilarius	♒	nach 8 Uhr Abends unter.	1 Jan. 1842.
Freit.	14	Felix	♒	♀ verschwindet am Mor-	2 Odilo
Sonn.	15	Maurus	♓	genhimmel. ♄ und ♃, nahe	3 Genovefa

4. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	16	2. n. Ep.	♓	Marcellus. bei einander	4 n. Neujahr
Mont.	17	Anton	♓	Ob. ☌ ☿ ☉. stehend, er-	5 Eduard
Dienst.	18	Krön. T.	♈	Prisca. scheinen am Mor-	6 H. 3 Kön.
Mittw.	19	Marius	♈	☽ 9. 28′ N. ☿ in ♒. gen-	7 Reinhold
Donn.	20	Fab. Seb.	♉	☉ in ♒. himmel. ☉	8 Gudula
Freit.	21	Agnes	♉	zeigt sich am Abendhimmel	9 Julian
Sonn.	22	Vincenz	♊	und geht um 9 Uhr unter. ☿	10 Paul Eins.

5. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	23	Septuag.	♊	M. Vermähl. und ♀ sind	11 1. n. Ep.
Mont.	24	Bertram	♋	nicht sichtbar. ♄ und ♃ sind	12 Ernst
Dienst.	25	Pauli B.	♋	☌ ♃ ♄. in Conjunction,	13 Hilarius
Mittw.	26	Polykarp	♌	☾ 6. 17′ N. Sichtbare ☾	14 Felix
Donn.	27	Chrysost.	♌	Finsterniß. ersterer um	15 Maurus
Freit.	28	Karl d. Gr.	♍	♀ in ♒. einen halben Grad	16 Marcellus
Sonn.	29	Franz S.	♍	höher. ♂ zeigt sich zwei	17 Anton

6. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	30	Serages.	♎	Adelgunde. und eine halbe	18 2. n. Ep.
Mont.	31	Lud. Alb.	♎	Stunde am Westhimmel.	19 Marius

Mond-Wechsel.

Montag den 3. Januar nach halb 11 Uhr Abends das letzte Viertel.

Dienstag den 11. Januar 3 Viertel auf 5 Uhr Abends der neue Mond nebst einer unsichtbaren Sonnenfinsterniß.

Mittwoch den 19. Januar gegen halb 10 Uhr Abends das erste Viertel.

Mittwoch den 26. Januar nach 1 Viertel auf 7 Uhr Abends der volle Mond uebst einer sichtbaren Mondfinsterniß.

Zum Jahreswechsel.

Ein Jahr ist zur Vergangenheit entschwunden,
Es bot uns heitern, bot uns rauhen Pfad,
Und wenn wir kräftig uns zurecht gefunden,
Erwuchs auf beiden Pfaden Himmels-Saat.

Denn ob des Lebens Wege wirr sich halten,
Ob hier der Kampf und dort die Sorge mahnt,
Wir zagen nicht vor ird'schen Schreckgestalten,
Ist nur nach Oben uns der Weg gebahnt.

Wie oft hat Gott uns aus der Noth erhoben! —
Er wird auch ferner uns zur Seite steh'n;
Der Zukunft Schleier, sey er dicht gewoben,
Läßt immer doch uns Gottes Auge seh'n!

Die Tugend.

Ein Missionair fragte einen Kaffern-Häuptling: „Weißt du, was Tugend ist?" — „O ja", antwortete der Kaffer stolz; „die Tugend besteht darin, so viel als möglich Vieh zu stehlen!" — Da werden die zehen Gebote noch lange Zeit brauchen, ehe sie durchdringen! — abgesehen davon, daß die Schelme aller Länder ein Studium daraus machen, sie zu vergessen.

Die Himmelszeichen predigen Mäßigkeit!

Januar. ≈ Wassermann.

Die Sonne tritt hier in den Wassermann,
Der kündigt Wasser uns als Heilkraft an.

	☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends		
	10 2		1
			—
	11 25		2.
	Morg.		3
	12 46		4
	2 6		5
	3 25		6
	4 41		7
	5 48		8
			—
	6 46		9
	7 32		10
		Abends	11
		5 7	12
		6 18	13
		7 28	14
		8 37	15
			—
		9 45	16
		10 54	17
		Morg.	18
		12 3	19
		1 17	20
		2 35	21
		3 53	22
			—
		5 7	23
		6 9	24
		6 58	25
	Abends		26
	6 3		27
	7 33		28
	9 2		29
			—
	10 26		30
	11 50		31

Bei Tage.

Bei Tage.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 55 M.	8 Uhr 6 M.	4 Uhr 1 M.	16 St. 5 M.
11	8 12	8 2	4 15	15 48
21	8 36	7 55	4 30	15 24



Dienst.	1	Brigitte	♏	♄ und ♃ gehen nach 6 Uhr	20 Fab. Seb.
Mittw.	2	Mar. Lm.	♏	☾ 10. 54′ V. Morgens	21 Agnes
Donn.	3	Blasius	♏	☾ auf und zeigen sich eine	22 Vincenz
Freit.	4	Veronica	♐	☌♂ ♎. halbe Stunde. ☿ er-	23 M. Verm.
Sonn.	5	Agatha	♐	☿ in ♓. scheint am Abend-	24 Bertram

7. Jesus verkündigt sein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	6	Estomihi	♑	Dorothea. himmel. ♂ ist	25 3. n. Ep.
Mont.	7	Rembertus	♑	noch über 2 Stunden nach	26 Polykarp
Dienst.	8	Fastnacht	♑	Ancharius. ☉ Untergang	27 Chrysost.
Mittw.	9	Ascherm.	♒	Apollonia. sichtbar. ☿ zeigt	28 Karl d. Gr.
Donn.	10	Scholast.	♒	☽ 12. 22′ N. sich eine	29 Franz S.
Freit.	11	Desiderius	♓	☽ halbe Stunde am	30 Adelgunde
Sonn.	12	Eulalia	♓	Abendhimmel u. geht halb	31 Lud. Alb.

8. Von Christi Versuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	13	1. Invoc.	♓	Gisbert. 7 Uhr unter. ♎	1 Febr. 4. Ep.
Mont.	14	Valentin	♈	♂ in ♈. ☿ größte östliche	2 Mar. Lm.
Dienst.	15	Faustin	♈	Ausweich. ist noch eine	3 Blasius
Mittw.	16	Quat. †	♉	Juliane. halbe Stunde	4 Veronica
Donn.	17	Benignus	♉	am Westhimmel bemerkbar	5 Agatha
Freit.	18	Simeon †	♉	☽ 12. 8′ N. und ver-	6 Dorothea
Sonn.	19	Leontius †	♊	☽ ☉ in ♓. schwindet ei-	7 Rembertus

9. Vom Cananäischen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Thess. 4.

Sonnt.	20	2. Remin.	♊	Eucharius. nige Tage spü-	8 5. n. Ep.
Mont.	21	Felix B.	♋	♀ in ♓. ter. ☿ ist eine halbe	9 Apollonia
Dienst.	22	P. Stuhlf.	♋	Stunde in Westen sichtbar.	10 Scholast.
Mittw.	23	Serenus	♌	☿ rückl. ♃ und ♄, die schon	11 Desiderius
Donn.	24	Mtth. Ap.	♌	3 Grade aus einander ge-	12 Eulalia
Freit.	25	Mechthild.	♍	☽ 4. 43′ V. rückt sind,	13 Gisbert
Sonn.	26	Nestor	♍	☽ zeigen sich eine St. am	14 Valentin

10. Jesus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	27	3. Oculi	♎	Justus. Morgenhimmel.	15 Septuag.
Mont.	28	Romanus	♎	☿ verschwindet in Westen.	16 Juliane

Mond-Wechsel.	(Aufg. U. M.	(Untg. U. M.	T.
Mittwoch den 2. Februar gegen 11 Uhr Vormittags das letzte Viertel.	Morg.		1
Donnerstag den 10. Februar gegen halb 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.	1 11	Bei Tage.	2
Freitag den 18. Februar gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags das erste Viertel.	2 28		3
Freitag den 25. Februar gegen 3 Viertel auf 5 Uhr Morgens der volle Mond.	3 40		4
	4 42		5
	5 32		6
	6 10		7
	6 37		8
Die Juden feiern das Purimfest den 24. Februar.	6 59		9
		Abends	10
		6 26	11
	Bei Tage.	7 35	12
		8 43	13
		9 52	14
		11 6	15
		Morg.	16
		12 19	17
		1 35	18
		2 48	19
		3 53	20
		4 48	21
		5 28	22
		5 58	23
		6 22	24
	Abends		25
	7 55	Bei Tage.	26
	9 21		27
	10 47		28

Merkt's Euch!

Was nicht Eile hat, muß man rasch thun, um Zeit zu gewinnen zu dem, was Eile hat.

Mit einem Geheimniß ist's wie mit einem Schatz; weiß man, daß er verborgen, ist er schon halb entdeckt.

Hühneraugen-Vertilgung.

Es weiß Mancher, wo ihn der Schuh drückt und nicht, wie er sich helfen soll. Die Hühneraugen nun, auch Leichdornen genannt, schafft man sich am Besten so vom Halse oder vielmehr vom Fuße: Man steckt eine Stecknadel in die Mitte des Leichdorns, so weit, als es ohne Schmerzen möglich ist, hält den obern, krummgebogenen Theil in ein Licht, bis die Hitze der Nadel schmerzt, zieht dann den Fuß zurück, wiederholt dies drei bis vier Mal und schafft am folgenden Morgen die durch das Brennen entstandene hornartige Masse fort. Man wiederhole es, wenn das eine Mal nicht genügt; das befreit ganz sicher von allem Schuh- und Stiefeldrucke. Im künftigen Jahr kommen Mittel gegen Herz-, Magen-, Beutel- und andern „Druck", wie er entsteht, wenn man just nichts hat, um den leidenden Theilen ein Heilmittel aufzudrücken.

Februar. ♓ Fische.

Die Fische, das Zeichen im Februar,
Empfehlen Euch Wasser; — 's ist wahr und klar!

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 9 M.	7 Uhr 40 M.	4 Uhr 49 M.	14 St. 51 M.
11	9 43	7 24	5 7	14 17
21	10 20	7 5	5 25	13 40



Dienst.	1	Switbert	♏	☽, ♀ und ☿ sind in diesem	17	Benignus
Mittw.	2	Mittfast.	♏	Simp. Monat unsichtbar.	18	Simeon
Donn.	3	Kunigunde	♐	Unt. ♂☿☉. ♂☿♀. ♄ ist	19	Leontius
Freit.	4	Casimir	♐	☾ 1. 50′ V. anderthalb	20	Eucharius
Sonn.	5	Friedrich	♑	☾ Ob. ♂♀☉. Stunden	21	Felix B.

11. Jesus speiset 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	6	4. Lätare	♑	Perpetua. am Morgen-	22	Serages.
Mont.	7	Thom. v. A.	♑	himmel sichtbar. ♂ zeigt	23	Serenus
Dienst.	8	Joh. de Deo	♒	sich noch anderthalb Stun-	24	Matth. Ap.
Mittw.	9	Franziska	♒	den am Abendhimmel und	25	Mechthild.
Donn.	10	40 Märt.	♒	geht nach halb 9 Uhr un-	26	Nestor
Freit.	11	Rosina	♓	ter. ♃ geht um 4	27	Justus
Sonn.	12	Gregor	♓	☾ 6. 57′ V. ♂♀☉. Uhr	28	Romanus

12. Von Christi Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebr. 9.

Sonnt.	13	5. Judica	♈	Ernst. Morgens auf und	1	März. Est.
Mont.	14	Mathilde	♈	ist fast anderthalb Stun-	2	Simplic.
Dienst.	15	Longin	♉	♂☉. den sichtbar. ♂	3	Fastnacht
Mittw.	16	Heribert	♉	☿ rechtl. ist 5 Viertelstun-	4	Ascherm.
Donn.	17	Gertrud	♉	♀ in ♈. den als ein un-	5	Friedrich
Freit.	18	Cyrillus	♊	☾ scheinlicher Stern am	6	Perpetua
Sonn.	19	Joseph	♊	☾ 11. 9′ N. westlichen	7	Thom. v. A.

13. Von Christi Einzug in Jerusalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	20	6. Palm.	♋	Joachim. Himmel sichtbar.	8	1. Invoc.
Mont.	21	Benedict	♋	☉ in ♈. Frühl. Anf., Tag	9	Franciska
Dienst.	22	Oktavian	♌	und Nacht gleich. ♄ geht	10	40 Märt.
Mittw.	23	Otto	♌	um 3 Uhr Morgens auf.	11	Quat.
Donn.	24	Gründonn.	♍	Gabriel. ♃ erscheint eine	12	Gregor
Freit.	25	Charfreit.	♍	☾ Mar. Verk. halbe	13	Ernst
Sonn.	26	Ludgerus	♎	☾ 2. 25′ N. ♂ in ☿. St.	14	Mathilde

14. Von Christi Auferstehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	27	H. Osterf.	♎	Rupert. später und zeigt	15	2. Remin.
Mont.	28	Ostermont.	♏	Felix Pr. sich anderthalb	16	Heribert
Dienst.	29	Eustasius	♏	Stunden am Morgenhim-	17	Gertrud
Mittw.	30	Quirinus	♐	☿ größte westl. Ausw. mel.	18	Cyrillus
Donn.	31	Balbina	♐	Einzug in Paris 1814.	19	Joseph

Mond-Wechsel.	☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
Freitag den 4. März gegen 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.	Morg.		1
Sonnabend den 12. März gegen 7 Uhr Vormittags der neue Mond.	12 8		2
Sonnabend den 19. März gegen 1 Viertel auf 12 Uhr Abends das erste Viertel.	1 25		3
Sonnabend den 26. März gegen halb 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.	2 33		4
	3 28		5
			—
	4 10		6
	4 41		7
	5 4		8
Die Juden feiern die zwei ersten Tage des Passahfestes den 26. und 27. März.	5 23		9
	5 38		10
	5 52		11
		Abends	12
			—
		7 43	13
		8 55	14
		10 10	15
		11 23	16
		Morg.	17
		12 36	18
		1 43	19
			—
		2 40	20
		3 24	21
		3 56	22
		4 22	23
		4 43	24
		5 1	25
	Abends		26
			—
	8 14		27
	9 40		28
	11 3		29
	Morg.		30
	12 15		31

Die Wahl.

„Den X will ich in meine Dienste nehmen!"
Sprach der Monarch zum Kanzler. — „Ihn
So vielen Andern vorzuzieh'n,
Die auf der Liste steh'n?! Ihn,
Durchlauchtigster, der nie bei Hof erschien —?"
„Drum eben will ich ihn in meine Dienste nehmen!"

Humor und Naivetät.

Ein Rechts-Candidat kam aus dem Examen: „Wie ist's ausgefallen?" fragte ihn ein Freund. „Ganz vorzüglich!" erwiederte der Examinirte; „so vorzüglich, daß ich's nächstens wiederholen muß!" — Er wiederholte es mit demselben Erfolge und sagte, als ihm dies offen geäußert worden war, im Abgehen ganz ruhig: „Nun, so falle du durch und der Teufel!" — Bei dem dritten Mal ging's besser, er bestand, sprach aber kein Wort. Als man ihn nun fragte: ob er sich denn nicht freue, daß es ihm endlich geglückt sey, murmelte er: „Ja, die Ueberraschung macht stumm!"

Der echte Manns-Charakter.

Ein Kind im Gemüth, ein Jüngling in That, ein Mann im Entscheiden.

März. ♈ Widder.

Der Widder hat sich seine Kraft
Ganz ohne Spiritus geschafft.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 51 M.	6 Uhr 48 M.	5 Uhr 39 M.	13 St. 9 M.
11	11 30	6 26	5 56	12 30
21	12 10	6 4	6 13	11 50



Freit.	1	Hugo B.	♐	☾ ☿ erscheint in der	20	Joachim
Sonn.	2	Franz v. P.	♑	6. 58′ A. Abenddäm-	21	Benedikt

15. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	3	1. Quas.	♑	Richard. merung. ♄ geht	22	3. Oculi
Mont.	4	Isidor B.	♒	ein Viertel auf 3 Uhr	23	Otto
Dienst.	5	Vincenz	♒	Morgens auf und ist über 2	24	Gabriel
Mittw.	6	Sixtus P.	♒	Stunden sichtbar. ♂ zeigt	25	M. Verk.
Donn.	7	Hermann	♓	sich noch 3 Viertelstunden	26	Ludgerus
Freit.	8	Dionysius	♓	tief in der Abenddämme-	27	Rupert
Sonn.	9	Maria Cl.	♈	rung. ☿ ist eine Viertel-	28	Felix Pr.

16. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	10	2. Mis. D.	♈	○ 10. 59′ N. Ezechiel.	29	4. Lätare
Mont.	11	Leo d. Gr.	♈	☿ in ♉. ♂ ☿ ☉. stunde	30	Quirinus
Dienst.	12	Julius	♉	am Abendhimmel sichtb., u.	31	Balbina
Mittw.	13	Mar. v. C.	♉	geht nach halb 8 Uhr unter.	1	April. H. B.
Donn.	14	Tiburtius	♊	☿ in ♈. ♃ erscheint bald	2	Franz v. P.
Freit.	15	Olympius	♊	nach 2 Uhr Morg. u. glänzt	3	Richard
Sonn.	16	Drogo	♋	an 2 Stund. ☿ ist eine halbe	4	Isidor B.

17. Jesus spricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	17	3. Jubil.	♋	Rudolph. Stunde Abend-	5	5. Judica
Mont.	18	Eleuther.	♌	☽ 7. 0′ V. stern und geht	6	Sixtus P.
Dienst.	19	Timotheus	♌	um 8 Uhr unter. ♄ geht	7	Hermann
Mittw.	20	Bettag	♌	☉ in ♉. Victor. bald	8	Dionysius
Donn.	21	Anselm	♍	nach 1 Uhr Morgens auf	9	Maria Cl.
Freit.	22	Soter	♍	und ist dritthalb Stunden	10	Ezechiel
Sonn.	23	Georg	♎	♄ rückl. sichtbar. ♂ ist	11	Leo d. Gr.

18. Von Christi Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	24	4. Cantate	♎	○ 11. 55′ U. Albert.	12	6. Palm.
Mont.	25	Marc. Ev.	♏	noch eine Viertel-	13	Mar. v. C.
Dienst.	26	Ferdinand	♏	stunde tief am Abendhimel	14	Tiburtius
Mittw.	27	Anastasius	♐	bemerkbar. ♃ geht bald	15	Olympius
Donn.	28	Vitalis	♐	nach 1 Uhr Morgens auf	16	Gründonn.
Freit.	29	Petr. v. M.	♑	und glänzt an 2 Stun-	17	Charfreit.
Sonn.	30	Cath. v. S.	♑	den vor Sonnenaufgang.	18	Eleuther.

Mond-Wechsel.	☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
	Morg.		
Sonnabend den 2. April gegen 7 Uhr Abends das letzte Viertel.	1 18		1
	2 5		2
Sonntag den 10. April um 11 Uhr Abends der neue Mond.		Bei Tage.	—
	2 42		3
Montag den 18. April um 7 Uhr Vormittags das erste Viertel.	3 8		4
	3 28		5
Sonntag den 24. April kurz vor Mitternacht der volle Mond.	3 45		6
	3 59		7
	4 13		8
Die Juden feiern die zwei letzten Tage des Passahfestes den 1. und 2. April.	4 26		9
		Abends	10
		7 56	11
		9 12	12
		10 26	13
		11 35	14
		Morg.	15
		12 35	16
			—
		1 21	17
		1 57	18
		2 25	19
		2 46	20
		3 5	21
		3 21	22
		3 39	23
			—
	Abends		24
	8 33		25
	9 52		26
	11 1		27
	11 56		28
	Morg.		29
	12 33		30

Bei Tage.

Rath.

Spricht Einer schlecht von Dir — sey's ihm erlaubt;
Du aber lebe so, daß Keiner es ihm glaubt.

Das Legen der Kartoffeln.

Ein Landwirth, der mit Andern oft die Erfahrung gemacht hatte, daß die von ihm in die Erde gelegten Kartoffeln faulten, macht Folgendes bekannt: „Ich ließ die Kartoffeln in Stücke schneiden und diese in einer Stube ausbreiten, damit der Schnitt trocknen konnte; nach acht Tagen ließ ich sie legen und nicht ein einziges Stück versaate. Zu gleicher Zeit ließ ich auch frisch geschnittene in denselben Boden legen, welche aber alle faulten." Da es bei Vielen heißt: Kartoffel, dir leb' ich, Kartoffel, dir sterb' ich! muß man doch für die edle Frucht bestens sorgen. Also noch Eins! Man lege Kartoffeln mittlerer Größe mit mehr als einem Keim unzerschnitten, ungefähr je 10 Zoll von einander, nicht in die bloße Erde, sondern jedesmal auf ein Häufchen trocknes Stroh oder Laub, und lasse sie dann einpflügen. Wohl ist die Mühe etwas größer, giebt's aber hienach zur Erndte mehr und schmackhaftere Kartoffeln, wird's Keinen gereuen, daß er mit einem Stücklein Landes den Versuch machte.

April. ♉ Stier.

Der Stier, auch Brummochs wohl genannt,
Hat stets zum Wasser sich bekannt.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 52 M.	5 Uhr 39 M.	6 Uhr 31 M.	11 St. 8 M.
11	13 30	5 17	6 47	10 30
21	14 8	4 56	7 4	9 52



19. Von der rechten Bekenntnis. Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	1	5. Rogate	♉	Phil. Jakob. ☿ in ♉.	19 H. Osterf.
Mont.	2	Athan. † W.	♒	☾ 1. 14′ N. ☌☿☌♂. ♂	20 Ostermont.
Dienst.	3	† Erfind.	♒	☾ verliert sich am Abend-	21 Osterd.
Mittw.	4	Monica	♓	himmel. ♃ geht gegen 1 Uhr	22 Soter
Donn.	5	Him. Chr.	♓	Pius V. ☿ in ♊. Morgens	23 Georg
Freit.	6	Joh. v. d. Pf.	♓	auf und ist 2 Stunden	24 Albert
Sonn.	7	Stanislaus	♈	♂ in ♊. sichtbar. ☿ ist	25 Marc. Ev.

20. Von der Verheißung des heiligen Geistes, Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	8	6. Exaudi	♈	Mich. Ersch. ♃ rückl. eine	26 1. Quas.
Mont.	9	Gregor N.	♉	Stunde Abendstern, und	27 Anastasius
Dienst.	10	Gordian	♉	☽ 12. 6′ N. Ob. ☌☿☉.	28 Vitalis
Mittw.	11	Beatrix	♊	☽ geht ein Viertel auf	29 Petr. v. M.
Donn.	12	Pankrat.	♊	10 Uhr unter. ♄ geht 3	30 Cath. v. S.
Freit.	13	Servatius	♊	Viertel auf 12 Uhr Abends	1 Mai. Ph. J.
Sonn.	14	Christian †	♋	auf und ist fast 3 Stun-	2 Athanasius

21. Von der Sendung des heiligen Geistes, Joh. 14. Ap. Gesch. 2.

Sonnt.	15	Pfingstfest	♋	Sophia. ☿ in ♊. den vor	3 2. Mis. D.
Mont.	16	Pfingstm.	♌	Joh. v. N. ☉ Aufgang	4 Monika
Dienst.	17	Jodocus	♌	☽ 12. 38′ N. sichtbar. ♃	5 Pius V.
Mittw.	18	Quat. †	♍	☽ Liborius. geht um	6 Joh. v. d. Pf.
Donn.	19	Prudent.	♍	Mitternacht auf und zeigt	7 Stanislaus
Freit.	20	Basilla †	♎	sich dritthalb Stunden. ☿	8 Mich. Ersch.
Sonn.	21	Constant. †	♎	☉ in ♊. glänzt 5 Vier-	9 Gregor N.

22. Von Christi Gespräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Rom. 11.

Sonnt.	22	Trinitatis	♏	Julian. telstunden in der	10 3. Jubil.
Mont.	23	Desiderius	♏	Abenddämmerung u. geht	11 Beatrix
Dienst.	24	Johanna	♐	☽ 10. 7′ V. 3 Viertel	12 Pankrat.
Mittw.	25	Urban	♐	☽ auf 10 Uhr unter.	13 Servatius
Donn.	26	Frohnl.	♐	Philipp N. ☿ zeigt sich	14 Christian
Freit.	27	Luciana	♑	eine Viertelstunde tief in	15 Sophia
Sonn.	28	Wilhelm	♑	der Abenddämmerung. ♁	16 Joh. v. N.

23. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	29	1. n. Trin.	♒	Maximinus. ☿ in ♋.	17 4. Cantate
Mont.	30	Felix Pr.	♒	wird am Morgenhim-	18 Liborius
Dienst.	31	Petronella	♓	☿ in ♋. mel sichtbar.	19 Prudent.

Mond-Wechsel.	☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
Montag den 2. Mai 1 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.	Morg. 1 9		1
Dienstag den 10. Mai gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.	1 31		2
	1 50		3
	2 5		4
Dienstag den 17. Mai gegen 3 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags das erste Viertel.	2 18		5
	2 32		6
Dienstag den 24. Mai gegen 1 Viertel auf 11 Uhr Vormittags der volle Mond.	2 46		7
			—
	3 2		8
Die Juden feiern ihr Wochenfest den 15. und 16. Mai.	3 20		9
		Abends	10
		9 24	11
		10 27	12
		11 18	13
		11 58	14
			—
		Morg.	15
		12 28	16
		12 51	17
		1 10	18
		1 27	19
		1 44	20
		2 3	21
			—
		2 22	22
		2 47	23
	Abends		24
	9 43		25
	10 31		26
	11 6		27
	11 31		28
			—
	11 51		29
	Morg.		30
	12 9		31

Bei Tage.

Bei Tage.

Des Armen Schmeichler.

Dem Armen, dem sonst Alles fehlet,
Fehlt Eines doch, ein Schmeichler nicht.
„Ein Schmeichler — ihm? Ihr scherzt! ihm, dem gebricht,
Was Schmeichler lockt, die nur der Reiche zählet!" —
Der Schmeichler Hoffnung fehlt ihm nicht!

Verbessertes Verfahren bei dem Buttern.

Man nimmt von der Milch, nachdem sie zwölf Stunden im Keller oder in der Milchkammer gestanden, den fünften Theil als Sahne ab; hat man nicht so viel Kühe, um von einmaligem Melken Butter schlagen zu können, sammelt man den Rahm, bis er zureichend ist. Dann nimmt man auf 12 Maaß Rahm 1 Loth fein gestoßenen Alaun und 2 Maaß saure Milch, mengt Alles gut untereinander, läßt es bei gelindem Feuer lau werden und nach der Abkühlung in das Butterfaß schütten, wonach man in gewöhnlicher Weise verfährt. So erhält man in sechs Minuten die reinste Butter und bedeutend mehr als nach bisheriger Weise.

Mai. ♊ Zwillinge.

An Zwillingen, sind sie gut genährt,
Haben sich Milch und Wasser bewährt.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 44 M.	4 Uhr 36 M.	7 Uhr 20 M.	9 St. 16 M.
11	15 17	4 18	7 35	8 43
21	15 46	4 4	7 50	8 14



Mittw.	1	Simeon	♓	☾ 7. 19′ V. ☿ ist fast eine	20 Basilla
Donn.	2	Erasmus	♓	☾ halbe Stunde am Ab.-	21 Constantin
Freit.	3	Clothildis	♈	Himmel sichtbar und geht	22 Julian
Sonn.	4	Florian	♈	ein Viertel auf 11 U. unter.	23 Desiderius

24. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	5	2. n. Trin.	♉	Bonifacius. ♀ ist 5 Vier-	24 5. Rogate
Mont.	6	Norbert	♉	telstunden Abendstern und	25 Urban
Dienst.	7	Robert	♉	geht bald nach 10 Uhr unter.	26 Phil. N.
Mittw.	8	Medardus	♊	● 10. 41′ N. ♂ ist un-	27 Luciana
Donn.	9	Primus	♊	● sichtbar. ♄ steht nach	28 Him. Chr.
Freit.	10	Maurinus	♋	halb 2 Uhr Morg. in Sü-	29 Maximin.
Sonn.	11	Barnabas	♋	☿ größte östliche Ausweich.	30 Felix Pr.

25. Vom verlornen Schaaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	12	3. n. Trin.	♌	Basilides. den. ☿ ist noch	31 6. Exaudi
Mont.	13	Ant. v. P.	♌	eine Viertelstunde am	1 Jun. Sim.
Dienst.	14	Basilius	♍	Abendhimmel sichtbar. ♃	2 Erasmus
Mittw.	15	Vitus	♍	☽ 5. 10′ N. geht um 2	3 Clothildis
Donn.	16	Benno	♎	☽ Uhr Morgens durch	4 Florian
Freit.	17	Adolph	♎	den Meridian und zeigt sich	5 Bonifacius
Sonn.	18	Marcellus	♏	Schlacht b. Belle-Alliance	6 Norbert

26. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	19	4. n. Trin.	♏	1815. Gervasius. die	7 Pfingstfest
Mont.	20	Silverius	♏	♂ in ♋. ganze Nacht.	8 Pfingstm.
Dienst.	21	Albanus	♐	☉ in ♋. Somm. Anf. Läng-	9 Pfingstd.
Mittw.	22	Albin	♐	☾ 9. 49′ V. ster Tag.	10 Quat.
Donn.	23	Walram	♑	☾ ♀ glänzt 5 Viertel-	11 Barnabas
Freit.	24	Joh. d. T.	♑	stunden in der Abenddäm-	12 Basilides
Sonn.	25	Elogius	♒	♀ in ♌. ☌☌☉. merung u.	13 Ant. v. P.

27. Von Petri reichem Fischzug, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	26	5. n. Trin.	♒	Pelagius. ☿ rückl. geht ein	14 Trinitatis
Mont.	27	7 Schläfer	♒	Viertel auf 11 Uhr un-	15 Vitus
Dienst.	28	Leo P. †	♓	ter. ♁ geht nach halb	16 Benno
Mittw.	29	Petr. P.	♓	12 Uhr Abends auf, ist	17 Adolph
Donn.	30	Pauli G.	♈	aber schwer zu erkennen.	18 Frohnl.

Mond-Wechsel.

Mittwoch den 1. Junius nach 1 Viertel auf 8 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Mittwoch den 8. Junius gegen 3 Viertel auf 11 Uhr Abends der neue Mond.

Mittwoch den 15. Junius gegen 1 Viertel auf 6 Uhr Nachmittags das erste Viertel.

Mittwoch den 22. Junius nach 3 Viertel auf 10 Uhr Abends der volle Mond.

Ja so!

Als zur Zeit der französischen Kriege in Deutschland einmal italienische Soldaten ankamen mit gelben Stiefeln, verwunderte sich darüber ein ehrlicher Deutscher, und meinte: die könnten ja gar nicht gewichst werden. „Hm!" bemerkte ein Anderer; „die kriegen ihre Wichse oben!"

Staatsregeln.

Damit dem Staat nichts fehle,
Sey das Gesetz sein Schutz,
Die Kriegeskunst sein Schwerdt,
Der Ackerbau sein Herd,
Die schöne Kunst sein Putz,
Der Handel seine Seele.

Sonderbare Freisprechung.

Ein Vagabond, der sich Ritter Brown nannte, stand in England vor Gericht und wußte sich von abscheulichen Betrügereien los zu lügen. Als der Richter dem Beklagten das „Nichtschuldig" aussprechen mußte, sagte er zu ihm: „Geht nach Rußland, da kriegt ihr die Knute, wie ihr's verdient; oder nach Frankreich, da harrt eurer die Galeere, wie in Deutschland das Zuchthaus. In England sprech' ich euch frei, weil ihr nach schlechten Streichen gut gelogen habt!"

Juni. ♋ Krebs.

Der Krebs, mag er zurück stets gehn,
Doch wird im Wasser Aquavit er sehn.

☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
Morg. 12 23	Bei Tage	1
12 37		2
12 51		3
1 6		4
		—
1 24		5
1 45		6
2 13		7
	Abends	8
	9 12	9
	9 57	10
Bei	10 29	11
		—
	10 54	12
	11 15	13
	11 32	14
	11 49	15
Nacht.	Morg.	16
	12 8	17
	12 28	18
		—
	12 50	19
	1 20	20
	1 58	21
Abends		22
9 5		23
9 34	Bei	24
9 55		25
		—
10 14	Tage	26
10 29		27
10 43		28
10 56		29
11 9		30

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 11 M.	3 Uhr 52 M.	8 Uhr 3 M.	7 St. 49 M.
11	16 26	3 46	8 12	7 34
21	16 32	3 45	8 17	7 28



Freit.	1	Rembold	♈	☾ 12.8′ V. ♂ ist in die-	19	Gervasius
Sonn.	2	M. Heims.*	♈	☾ sem Monat unsichtbar.	20	Silverius
		28. Von der Pharisäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.				
Sonnt.	3	6. n. Trin.	♉	Hiac. ☌♄☉. ☉ in Erdf.	21	1. n. Trin.
Mont.	4	Ulrich	♉	♄ steht um Mitternacht	22	Albin
Dienst.	5	Anselm	♊	in Süden und zeigt sich	23	Walram
Mittw.	6	Isaias	♊	die ganze Nacht. ♀ ist	24	Joh. d. T.
Donn.	7	Wilibald	♋	Unt. ♂☌☉. eine Stunde	25	Elogius
Freit.	8	Kilian	♋	● 7. 28′ V. Sichtb. ☉	26	Pelagius
Sonn.	9	Agilolph	♌	Finst. ☊ rückl. Abend-	27	7 Schläfer
		29. Jesus speiset 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.				
Sonnt.	10	7. n. Trin.	♌	7 Brüder. ☌♃☉. stern.	28	2. n. Trin.
Mont.	11	Pius P.	♍	♂☌☿♂. ♃ geht um Mitter-	29	Petr. P.
Dienst.	12	Nabor	♍	nacht durch den Meridian	30	Pauli G.
Mittw.	13	Margar.	♎	und glänzt die ganze Nacht.	1	Jul. Remb.
Donn.	14	Bonavent.	♎	● 10. 33′ N. ☊ geht um	2	M. Heims.
Freit.	15	Ap. Theil.	♎	halb 11 Uhr Abends	3	Hiacynth
Sonn.	16	Skap. Fest	♏	auf. ♀ ist eine Stunde	4	Ulrich
		30. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.				
Sonnt.	17	8. n. Trin.	♏	Alexius. Abendstern. ♄	5	3. n. Trin.
Mont.	18	Arnold	♐	♀ in ♍. geht um 11 Uhr	6	Isaias
Dienst.	19	Arsenius	♐	Abends durch den Meri-	7	Wilibald
Mittw.	20	Elias	♑	dian und ist noch die ganze	8	Kilian
Donn.	21	Daniel	♑	☿ rechtl. Nacht sichtbar.	9	Agilolph
Freit.	22	M. Magd.	♑	☾ 11. 25′ V. Unsichtb. ☾	10	7 Brüder
Sonn.	23	Apollinar	♒	Finst. ☉ in ♌. Auf.	11	Pius P.
		31. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.				
Sonnt.	24	9. n. Trin.	♒	Christine. d. Hundstage. ♃	12	4. n. Trin.
Mont.	25	Jakob	♓	steht um 11 Uhr Abends in	13	Margar.
Dienst.	26	Anna	♓	Süden u. zeigt sich die ganze	14	Bonavent.
Mittw.	27	Pantaleon	♓	Nacht. ☿ wird am Morgen-	15	Ap. Theil.
Donn.	28	Innocenz	♈	himmel sichtbar. ♀ glänzt	16	Skap. Fest
Freit.	29	Martha	♈	☾ ☿ größte westl. Ausw.	17	Alexius
Sonn.	30	Abdon	♉	☾ 3. 10′ M. 3 Viertelst.	18	Arnold
		32. Von der Zerstörung Jerusalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.				
Sonnt.	31	10. n. Trin.	♉	Ign. Lojola. in Westen.	19	5. n. Trin.

Mond-Wechsel.	☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
Freitag den 1. Julius gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Morgens das letzte Viertel.	Abends 11 26		1
Freitag den 8. Julius gegen halb 8 Uhr Vormittags der neue Mond nebst einer sichtbaren Sonnenfinsterniß.	11 45	Bei Tage.	2
Donnerstag den 14. Julius nach halb 11 Uhr Abends das erste Viertel.	Morg. 12 11		3
Freitag den 22. Julius gegen halb 12 Uhr Vormittags der volle Mond nebst einer unsichtbaren Mondfinsterniß.	12 44		4
Sonnabend den 30. Julius gegen 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.	1 29		5
	2 30		6
			7
		Abends 8 56	8
			9
		9 19	10
		9 39	11
		9 55	12
		10 13	13
		10 32	14
		10 53	15
		11 21	16
		11 56	17
		Morg. 12 42	18
		1 39	19
		2 43	20
			21
	Abends 8 20		22
			23
		Bei Tage.	
	8 36		24
	8 50		25
	9 3		26
	9 17		27
	9 31		28
	9 49		29
	10 10		30
	10 39		31

Die Juden feiern die Zerstörung Jerusalems den 17. Juli.

Merkt's Euch!

Wer heut Allen giebt, geht als gerühmter Weiser zu Bett; wenn er aber morgen etwas verlangt, steht er übermorgen als Narr auf.

Seine Fehler eingestehen, ist Bescheidenheit; sie den Freunden entdecken, ist Offenherzigkeit, Vertrauen; mit sich selbst darüber hadern, ist Demuth; sie vor der ganzen Welt auskramen, ist Hochmuth.

Getreidepuppen

sind das beste Mittel, das Getreide auf dem Felde gegen nasse Witterung zu schützen. Es wird ein Pfahl eingeschlagen, mit einer starken Garbe umgeben, deren Aehren aufwärts stehen, dann werden vier Garben darum und in deren Winkel noch vier gesetzt, sämmtlich mit den Aehren aufwärts, dann mit einem Strohseil umwunden. Eine doppelte Garbe wird zuletzt, mit den Aehren unterwärts, darauf gestülpt. So besteht jede Puppe aus zehn Garben, welche durch nasse Witterung nicht auswachsen oder faulen.

Juli. ♌ Löwe.

Der Löwe, das allgewalt'ge Thier,
Weiß nichts vom Weine, geht nicht zu Bier!

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 28 M.	3 Uhr 49 M.	8 Uhr 17 M.	7 St. 32 M.
11	16 13	3 58	8 11	7 47
21	15 51	4 10	8 1	8 9



Mont.	1 Petr. Kett.	♊	☿ ist von 3 Viertel auf	20 Elias
Dienst.	2 Portiunc.	♊	3 Uhr Morgens an eine	21 Daniel
Mittw.	3 Steph. Erf.	♊	Viertelstunde in der Däm-	22 M. Magd.
Donn.	4 Dominicus	♋	♂ in ☊. merung sichtbar.	23 Apollinar
Freit.	5 Mar. Schn.	♋	♀ zeigt sich 3 Viertel-	24 Christine
Sonn.	6 Verkl. Chr.	☊	3. 13′ N. stunden in	25 Jakob

33. Vom Pharisäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	7 11. n. Trin.	☊	Gottschalk. der Abenddäm-	26 6. n. Trin.
Mont.	8 Cyriacus	♍	☿ in ☊. merung u. geht ge-	27 Pantaleon
Dienst.	9 Romanus	♍	gen 9 Uhr unter. ♂ erscheint	28 Innocenz
Mittw.	10 Laurenz	♎	☌☿♂. als ein schwacher	29 Martha
Donn.	11 Hermann	♎	Stern in der Morgen-	30 Abdon
Freit.	12 Clara	♏	dämmerung. ☿ ver-	31 Ignaz Loj.
Sonn.	13 Hippolytus	♏	5. 49′ V. ♀ in ♎.	1 Aug. P. K.

34. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	14 12. n. Trin.	♐	Eusebius. schwindet in den	2 7. n. Trin.
Mont.	15 M. Himm.	♐	Strahlen der Morgen-	3 Steph. E.
Dienst.	16 Rochus	♑	sonne. ♄ steht um 9 Uhr	4 Dominicus
Mittw.	17 Sibylla	♑	Abds. im Meridian u. geht	5 Mar. Schn.
Donn.	18 Helena	♑	3 Viertel auf 1 Uhr unter.	6 Verkl. Chr.
Freit.	19 Sebald	♒	♃ culminirt ein Viertel	7 Gottschalk
Sonn.	20 Bernhard	♒	auf 10 Uhr Abends und	8 Cyriacus

35. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	21 13. n. Trin.	♓	2. 41′ V. Athanasius.	9 8. n. Trin.
Mont.	22 Timotheus	♓	☿ in ♍. Obere ☌☿☉.	10 Laurenz
Dienst.	23 Zacharias	♓	☉ in ♍. Ende der Hundst.	11 Hermann
Mittw.	24 Barthol.	♈	geht um 1 Uhr Morg. un-	12 Clara
Donn.	25 Ludwig	♈	ter. ♔ steht um halb 2	13 Hippolytus
Freit.	26 Samuel	♉	Uhr Morgens in Süden.	14 Eusebius
Sonn.	27 Joseph C.	♉	♂ ist eine halbe Stunde	15 M. Himm.

36. Von den zehn Aussätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	28 14. n. Trin.	♉	Augustin. am Mor-	16 9. n. Trin.
Mont.	29 Joh. Enth.	♊	4. 17′ V. genhimmel	17 Sibylla
Dienst.	30 Rosa	♊	und ♀ eine halbe Stunde	18 Helena
Mittw.	31 Paulin	♋	am Abendhimmel sichtbar.	19 Sebald

Sonnabend den 6. August gegen 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Sonnabend den 13. August nach 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens das erste Viertel.
Sonntag den 21. August gegen 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens der volle Mond.
Montag den 29. August nach 1 Viertel auf 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.

	Abends		1
	11 17		2
	Morg.		3
	12 10		4
	1 17		5
	2 38		6
			—
		7 42	7
		8 1	8
		8 19	9
		8 38	10
		8 59	11
		9 24	12
		9 58	13
			—
		10 41	14
		11 34	15
		Morg.	16
		12 35	17
		1 44	18
		2 54	19
		4 5	20
			—
	Abends		21
	7 12		22
	7 25		23
	7 40		24
	7 56		25
	8 16		26
	8 41		27
			—
	9 14		28
	9 58		29
	10 57		30
	Morg.		31

Bei Tage. Bei Nacht.

Warnung.

„Was machst Du da in finstrer Nacht?"
— „Ich rede ganz allein mit mir." —
Allein, sagst Du? Nimm Dich in Acht:
Der ärgste Schmeichler spricht mit Dir!"

Wortspiele.

Frage: Welcher Monarch hat gut spielen? Antwort: Der König von Preußen, der ist und bleibt im Besitz der Marken. — Frage: Wer kann sein Reich leicht flicken, wenn es einen Riß bekommt? Antwort: Der russische Kaiser, denn er hat die Lappen. — Frage: Wen darf man mit Ehren Wüstling nennen? Antwort: Den Bewohner der Wüste.

Reinigung der Luft.

Die schlechte Luft, welche sich in Viehställen bildet und das Gedeihen der Thiere hemmt, ist am Besten zu reinigen und zu benutzen, wenn man in den Ställen Scherben mit verdünnter Salzsäure aufstellt. Diese saugt das Ammoniak (den schädlichen Bestandtheil der Luft) ein und bildet Ammoniaksalz, eines der kräftigsten Düngmittel. Also zwei Fliegen auf einen Schlag! Das lassen sich die Herren Oekonomen und Pferdebesitzer gewiß nicht zwei Mal sagen.

August. ♍ **Jungfrau.**

Der Jungfrau Reiz flößt Wasser Dauer ein,
Nicht Osterwasser braucht's zu seyn!

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 21 M.	4 Uhr 25 M.	7 Uhr 46 M.	8 St. 39 M.
11	14 48	4 40	7 28	9 12
21	14 12	4 57	7 8	9 48



Donn.	1	Aegidius	♍	☿ ist in diesem Monat un-	20 Bernhard
Freit.	2	Raphael	♎	sichtbar. ♄ steht während	21 Athanasius
Sonn.	3	Mansuetus	♎	der Abenddämmerung in	22 Timotheus

37. Vom Mammonsdienst, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	4	15. n. Trin.	♏	10. 43′ N. Rosalia.	23 10. n. Trin.
Mont.	5	Herkulian	♏	♃ rechtl. Süden und	24 Barthol.
Dienst.	6	Magnus	♎	geht nach halb 12 U. Abds.	25 Ludwig
Mittw.	7	Regina	♎	unter. ♃ steht 3 Viertel	26 Samuel
Donn.	8	Mar. Geb.*	♏	♀ in ♏. auf 8 Uhr Abends	27 Joseph C.
Freit.	9	Audomar	♏	☿ in ♎. in Süden und geht	28 Augustin
Sonn.	10	Nicol. v. T.	♐	nach halb 12 Uhr Abends	29 Joh. Enth.

38. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonnt.	11	16. n. Trin.	♐	4. 26′ N. Protus.	30 11. n. Trin.
Mont.	12	Winand	♐	♄ rechtl. unter. ♀ ist	31 Paulin
Dienst.	13	Maternus	♑	eine halbe Stunde Abend-	1 Sept. Aeg.
Mittw.	14	† Erhöh.	♑	stern u. geht um halb 8 Uhr	2 Raphael
Donn.	15	Ludmilla	♒	unter. ♂ geht um 3 Uhr	3 Mansuetus
Freit.	16	Cornel	♒	Morgens auf und zeigt	4 Rosalia
Sonn.	17	Lambert	♒	sich anderthalb Stunden.	5 Herkulian

39. Vom Wassersüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	18	17. n. Trin.	♓	Richard. ♅ steht der	6 12. n. Trin.
Mont.	19	Nicleta	♓	7. 1′ U. ☍ ♅ ☉.	7 Regina
Dienst.	20	Eustachius	♈	Sonne gegenüber um	8 Mar. Geb.
Mittw.	21	Quat. †	♈	Matth. Ev. ♂ in ♍. Mit-	9 Audomar
Donn.	22	Moriz	♈	ternacht in Süden. ♄ geht	10 Nicol. v. T.
Freit.	23	Thecla †	♉	☉ in ♎. Herbst-Anf., Tag	11 Protus
Sonn.	24	J. Empf. †	♉	u. Nacht gleich. nach 10 U.	12 Winand

40. Vom vornehmsten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	25	18. n. Trin.	♊	Kleophas. und ♃ um halb	13 13. n. Trin.
Mont.	26	Cyprian	♊	11 U. Abends unter. ♅ cul-	14 † Erhöh.
Dienst.	27	Kos. u. D.	♋	3. 33′ U. minirt um	15 Ludmilla
Mittw.	28	Wenzel	♋	halb 12 Uhr Abends	16 Quat.
Donn.	29	Michael	♋	☿ in ♍. ♀ ist über eine	17 Lambert
Freit.	30	Hieronym.	♌	halbe Stunde Abendstern.	18 Richard

Mond-Wechsel.	☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
Sonntag den 4. September gegen 3 Viertel auf 11 Uhr Abends der neue Mond.	Morg. 12 10		1
Sonntag den 11. September gegen halb 5 Uhr Nachmittags das erste Viertel.	1 33		2
Montag den 19. September um 7 Uhr Abends der volle Mond.	3 2		3
Dienstag den 27. September nach halb 4 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.		Abends 6 22	4
		6 42	5
		7 2	6
		7 27	7
		7 58	8
		8 38	9
		9 29	10
		10 29	11
		11 36	12
		Morg. 12 45	13
		1 55	14
		3 3	15
		4 11	16
	Abends 5 48		17
	6 4		18
	6 23		19
	6 46		20
	7 17		21
	7 56		22
	8 49		23
	9 55		24
	11 11		25
	Morg. 12 33		26
			27
			28
			29
			30

Die Juden feiern das Neujahrsfest ihres 5603ten Jahres den 5. und 6. September, ihr Versöhnungsfest den 14. September, und ihr Laubhüttenfest den 19. und 20., 26. und 27. September.

Der freimüthige Leichenstein.

Daß auch die Leichensteine mitunter freimüthig seyn können, beweist auf einem Kirchhofe Londons das Grab eines achtzehnjährigen Mädchens. Der dabei aufgerichtete Stein sagt: „Sie starb an der Schnürbrust!"

Kraft und Wille.

Man höret stets gar Viele schrei'n:
„Klein ist die Kraft, nur groß der Wille!"
Ich bitt' euch, Leutchen, seyd doch stille! —
Die Kraft ist groß, der Wille klein!

Zufälliger Witz.

Von einem stets bespornten Stutzer sagte ein Mädchen, ohne Witz machen zu wollen: „Der Mensch reitet, wo er geht und steht!"

Brod aus Kartoffeln.

Die beste Bereitung des Kartoffel-Brodtes ist, wenn man die Kartoffeln roh gerieben anwendet, sie mit Hefen (Bärme) und Weizenmehl mengt, zwei bis drei Stunden gähren läßt und dann bäckt.

September. ♎ **Wage.**

Wer die Getränke prüft mit rechter Wage,
Entscheidet sich für Wasser, ohne Frage!

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 32 M.	5 Uhr 13 M.	6 Uhr 46 M.	10 St. 28 M.
11	12 55	5 29	6 23	11 5
21	12 16	5 44	6 1	11 44



Sonn.	1	Remigius	♌	♂ geht um 3 Uhr Mor-	19 Nicleta
		41. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Epheſ. 4.			
Sonnt.	2	19. Erntef.	♍	Leodegar. gens auf und	20 14. n. Trin.
Mont.	3	Ewald	♍	zeigt ſich faſt 2 Stunden.	21 Mth. Ev.
Dienſt.	4	Franz	♎	6. 52′ V. ☿ glänzt 3	22 Moriz
Mittw.	5	Placidus	♎	Viertelſtunden als	23 Thecla
Donn.	6	Bruno	♏	☿ in ♐. Abendſtern und	24 J. Empf.
Freit.	7	Sergius	♏	geht 3 Viertel auf 7 Uhr	25 Kleophas
Sonn.	8	Brigitta	♐	☽ größte öſtliche Ausweich.	26 Cyprian
		42. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Epheſ. 5.			
Sonnt.	9	20. n. Trin.	♐	Dionyſius. ☿ größte öſtl.	27 15. n. Trin.
Mont.	10	Gereon	♑	Ausweichung. unter. ♄ iſt	28 Wenzel
Dienſt.	11	Wimmar.	♑	7. 8′ V. noch über	29 Michael
Mittw.	12	Maximil.	♒	dritthalb Stunden am	30 Hieronym.
Donn.	13	Tilmann	♒	Abendhimmel ſichtbar und	1 Okt. Rem.
Freit.	14	Kalixtus	♒	geht um 9 Uhr unter. ♁	2 Leodegar
Sonn.	15	Kön. G. T.	♓	Thereſia. ſteht um 10 Uhr	3 Ewald
		43. Von des Königſchen Sohn, Joh. 4. Ep. Epheſ. 6.			
Sonnt.	16	21. n. Trin.	♓	Gallus. Abends in Sü-	4 16. n. Trin.
Mont.	17	Florentin	♈	den und zeigt ſich noch	5 Placidus
Dienſt.	18	Luc. Ev.	♈	Schlacht bei Leipzig 1813.	6 Bruno
Mittw.	19	Ferdinand	♈	11. 40′ V. die ganze	7 Sergius
Donn.	20	Wendelin	♉	Nacht. ♃ ſteht nach	8 Brigitta
Freit.	21	Urſula	♉	☿ rückg. Sonnenunter-	9 Dionyſius
Sonn.	22	Cordula	♊	gang am Abendhimmel	10 Gereon
		44. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.			
Sonnt.	23	22. n. Trin.	♊	☉ in ♏. Severin. u. geht	11 17. n. Trin.
Mont.	24	Evergiſt	♊	um 9 Uhr unter. ☿ glänzt	12 Maximil.
Dienſt.	25	Raphael	♋	eine Stunde lebhaft am	13 Tilmann
Mittw.	26	Amandus	♋	Abendhimmel und geht	14 Kalixtus
Donn.	27	Sabina	♌	1. 8′ V. bald nach	15 Thereſia
Freit.	28	Sim. J.	♌	☿ größter Glanz. 6 Uhr	16 Gallus
Sonn.	29	Narciſſus	♍	unter. ♂ geht 3 Viertel	17 Florentin
		45. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.			
Sonnt.	30	23. n. Trin.	♍	Theoneſt. auf 3 Uhr	18 18. n. Trin.
Mont.	31	Wolfg. †	♎	Unt. ♂☿☉. Morgens auf.	19 Ferdinand

Mond-Wechsel.	☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
Dienstag den 4. Oktober gegen 7 Uhr Morgens der neue Mond.	Morg. 2 0		1
		Abends 5 27	5
Dienstag den 11. Oktober gegen 1 Viertel auf 8 Uhr Morgens das erste Viertel.	3 27		2
	4 55		3
			4
		5 56	6
		6 33	7
		7 20	8
Mittwoch den 19. Oktober gegen 3 Viertel auf 12 Uhr Vormittags der volle Mond.		8 19	9
		9 25	10
		10 36	11
		11 46	12
		Morg.	13
		12 54	14
Donnerstag den 27. Oktober gegen 1 Viertel auf 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.		2 2	15
		3 9	16
		4 16	17
		5 25	18
	Abends 4 52		19
	5 20		20
	5 57		21
	6 46		22
	7 48		23
	9 0		24
	10 18		25
	11 40		26
	Morg. 1 2		27
	2 27		28
	3 52		29
			30
			31

Merkt's Euch!

Von Feinden lerne die Fehler kennen, die du hast, von Schmeichlern die Vorzüge, die dir fehlen.

Das Glück will beherrscht, das Unglück überwunden seyn.

Thäte der Teufel (Notabene, wenn's Einen gäbe!), was die Menschen haben wollen, würde man ihn für das edelste Wesen halten.

Ist's nicht so?

Trotz Thomas sträubt man sich zu glauben,
Was einen Wahn uns könnte rauben;
Doch wer, was uns zu Sinne steht,
Weissaget, ist uns gleich Prophet!

Mittel zur Verhütung der Klauenseuche.

Zwei Loth Chlorkalk in einem Maaße Wasser aufgelöst, damit die Klauen des Viehes gereinigt, verhüten die Klauenseuche, wozu es noch besonders dienlich ist, dem Vieh wöchentlich zweimal eine Salzlecke zu geben. Ist das Vieh schon angesteckt, reinigt man noch das Maul desselben mit obigem Mittel, mit welchem man übrigens vorsichtig seyn muß, da es für den Menschen schädlich ist.

Oktober. ♏ Scorpion.

Der Wein zeugt Podagra, das sticht wie Scorpion,
Und Wassersucht wird oft dann spät'rer Lohn!

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 38 M.	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 37 M.	12 St. 22 M.
11	11 0	6 17	5 16	13 0
21	10 22	6 33	4 55	13 38



Dienst.	1	All. Heil.	♎	♀ glänzt eine Stunde als	20 Wendelin
Mittw.	2	All. Seel.	♏	4. 35′ N. Abendstern.	21 Ursula
Donn.	3	Hubert	♏	♂ geht gegen 9 Uhr	22 Cordula
Freit.	4	Carl Bor.	♐	Abds. durch den Meridian	23 Severinus
Sonn.	5	Zacharias	♐	und nach halb 3 Uhr Mor-	24 Evergist

46. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonnt.	6	24. n. Trin.	♑	Leonhard. gens unter.	25 19. n. Trin.
Mont.	7	Engelbert	♑	♃ wird in den Abendstun-	26 Amandus
Dienst.	8	Gottfried	♑	♂ in ♎. den vom sichel-	27 Sabina
Mittw.	9	Theodor	♒	☿ rechtl. förmigen Monde	28 Sim. J.
Donn.	10	Martin P.	♒	1. 43′ V. bedeckt. ♄	29 Narcissus
Freit.	11	Mart. B.	♓	geht halb 8 Uhr Abds.	30 Theonest.
Sonn.	12	Kunibert	♓	♀ in ♑. unter. ♂ geht 3	31 Wolfgang

47. Vom Gräuel der Verwüstung, Matth. 24. Ep. 1. Thess. 4.

Sonnt.	13	25. n. Trin.	♓	Stanisl. Viertel auf 3 Uhr	1 Nov. 20. Tr.
Mont.	14	Levin	♈	Morgens auf. ☿ zeigt	2 All. Seel.
Dienst.	15	Leopold	♈	sich fast eine Stunde am	3 Hubert
Mittw.	16	Edmund	♉	Morgenhimmel. ♀ ist über	4 Carl Bor.
Donn.	17	Gertrud	♉	☿ größte westl. Ausweich.	5 Zacharias
Freit.	18	Maximus	♉	3. 57′ V. eine Stunde	6 Leonhard
Sonn.	19	Elisabeth	♊	Abendstern und geht	7 Engelbert

48. Vom jüngsten Gericht, Matth. 25. Ep. 2. Petr. 3.

Sonnt.	20	26. n. Trin.	♊	Feier zum Gedächtniss der	8 21. n. Trin.
Mont.	21	M. Opf. *	♋	Gestorbenen. nach halb	9 Theodor
Dienst.	22	Cäcilia	♋	☉ in ♐. 6 Uhr unter. ☿	10 Mart. P.
Mittw.	23	Clemens	♌	ist von 3 Viertel auf 6	11 Mart. B.
Donn.	24	Joh. v. Kr.	♌	Uhr Morgens an 3 Vier-	12 Kunibert
Freit.	25	Katharina	♍	9. 27′ V. telstunden	13 Stanisl.
Sonn.	26	Konrad	♍	sichtbar. ♄ geht um	14 Levin

49. Von Christi Einzug in Jerusalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	27	1. Advent	♎	Bith. halb 7 und ♃ nach	15 22. n. Trin.
Mont.	28	Günther	♎	7 U. Abds. unter. ☿ ist noch	16 Edmund
Dienst.	29	Saturnin	♏	eine halbe Stunde vor	17 Gertrud
Mittw.	30	Andr. Ap.	♏	Sonnenaufgang sichtbar.	18 Maximus

Mittwoch den 2. November nach halb 5 Uhr Abends der neue Mond.

Donnerstag den 10. November gegen 3 Viertel auf 2 Uhr Morgens das erste Viertel.

Freitag den 18. November gegen 4 Uhr Morgens der volle Mond.

Freitag den 25. November gegen halb 10 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Haussegen.

Wer sich an Früchten labt aus eigner Arbeit Schweiß,
Dem steht der Reichen Lust in gar geringem Preis.

Scheint richtig!

Ein eitler und vorlauter Stutzer sagte in einem Streit zu einem Literaten: „Herr, Sie wollen mich wohl zum Narren machen?" — „Verzeihen Sie", entgegnete der Literat; „Sie vergessen, daß man Einen nur zu dem machen kann, was er noch nicht ist!"

Wenig verloren, viel gewonnen!

Willst eilend säubern Du Dein Haus
Vom Lumpen, leih' ihm zehen Gulden;
Er streicht Dich im Gedächtniß aus
Und wahrt sich seine Schulden.

Vornehme Naivetät.

Einer reichen Dame, die eben ein großes Gastmahl geben wollte, wurde von ihrem Haushofmeister angezeigt: die Austern wären sehr im Preise gestiegen. „Es ist entsetzlich!" entgegnete sie bedauernd; „wir halten's wohl aus, was sollen aber die Armen thun?"

November. ♐ Schütze.

Der Schütze, will er sicher treffen,
Weiß: jeder Rausch würd' ihn nur äffen.

Mond-Wechsel.	☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
	Morg.		
	5 19		1
		Abends	2
		4 25	3
		5 9	4
		6 4	5
			—
		7 9	6
		8 19	7
		9 31	8
		10 42	9
		11 50	10
		Morg.	11
		12 57	12
			—
		2 3	13
		3 11	14
		4 20	15
		5 30	16
		6 42	17
	Abends		18
	4 42		19
			—
	5 41		20
	6 51		21
	8 8		22
	9 29		23
	10 50		24
	Morg.		25
	12 10		26
			—
	1 33		27
	2 55		28
	4 20		29
	5 44		30

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 41 M.	6 Uhr 53 M.	4 Uhr 34 M.	14 St. 19 M.
11	9 7	7 10	4 17	14 53
21	8 37	7 27	4 4	15 23



Donn.	1	Eligius	♐	☿ rückl. ☿ ist noch eine	19 Elisabeth
Freit.	2	Balbina	♐	4. 42′ V. Viertel-	20 Simplic.
Sonn.	3	Franz Xav.	♐	stunde am Morgen-	21 Mar. Opf.

50. Von den Zeichen des jüngsten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	4	2. Advent	♑	Barbara. himmel sichtbar.	22 23. n. Trin.
Mont.	5	Crispina	♑	☿ in ♐. ♁ rechtl. und ver-	23 Clemens
Dienst.	6	Nicolaus	♒	schwindet einige Tage	24 Joh. v. Kr.
Mittw.	7	Ambrosius	♒	nachher. ♁ geht nach halb	25 Katharina
Donn.	8	M. Empf.	♓	7 U. Abds. durch den Me-	26 Konrad
Freit.	9	Leocadia	♓	10. 52′ N. ridian. ♂	27 Bithildis
Sonn.	10	Judith	♓	geht um halb 3 Uhr	28 Günther

51. Von Johannis Gesandtschaft. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonnt.	11	3. Advent	♈	Damasus. Morg. auf und	29 1. Advent
Mont.	12	Epimachus	♈	zeigt sich 4 Stunden. ♀	30 Andr. Ap.
Dienst.	13	Lucia	♈	verliert sich in der Abend-	1 Dez. Elig.
Mittw.	14	Quat. †	♉	Nicasius. dämmerung. ♄	2 Balbina
Donn.	15	Eusebius	♉	ist noch kurze Zeit am	3 Franz Xav.
Freit.	16	Adelheid †	♊	Westhimmel sichtbar	4 Barbara
Sonn.	17	Lazarus ‡	♊	7. 14′ U. und ver-	5 Crispina

52. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	18	4. Advent	♋	Wunibald. schwindet ei-	6 2. Advent
Mont.	19	Nemesius	♋	Unt. ♂ ♀ ☉. nige Tage	7 Ambrosius
Dienst.	20	Julius	♌	später. ♃ geht um 6 Uhr	8 M. Empf.
Mittw.	21	Th. Ap.	♌	♂ ☿ ♀. Abends unter. ♁	9 Leocadia
Donn.	22	Greg. Sp.	♍	☉ in ♑. Wint. Anf., Kürz-	10 Judith
Freit.	23	Dagobert	♍	ster Tag. steht nach	11 Damasus
Sonn.	24	Adam, E.	♍	5. 13′ U. ☿ in ♑. Son-	12 Epimachus

1. Von Christi Geburt, Luc. 2. Ep. Tit. 2.

Sonnt.	25	H. Christt.	♎	nenuntergang am West-	13 3. Advent
Mont.	26	Stephan	♎	himmel u. geht halb 12 Uhr	14 Nicasias
Dienst.	27	Joh. Ev.	♏	unter. ♂ geht ein Viertel	15 Eusebius
Mittw.	28	Unsch. K.	♏	♂ in ♏. Ob. ♂ ☿ ☉. auf	16 Quat.
Donn.	29	Thom. C.	♐	3 Uhr Morg. auf u. glänzt	17 Lazarus
Freit.	30	David	♐	☉ Erdn. über 4 Stund.	18 Wunibald
Sonn.	31	Sylvester	♑	7. 30′ N. Unf. ☉ Finst.	19 Nemesius

Mond-Wechsel.	☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
Freitag den 2. Dezember gegen 3 Viertel auf 5 Uhr Morgens der neue Mond.	Morg. 7 6		1
Freitag den 9. Dezember gegen 11 Uhr Abends das erste Viertel.		Abends 4 49	2
Sonnabend den 17. Dezember 1 Viertel auf 8 Uhr Abends der volle Mond.		5 59	3 — 4
Sonnabend den 24. Dezember 1 Viertel auf 6 Uhr Abends das letzte Viertel.		7 12	5
Sonnabend den 31. Dezember um halb 8 Uhr Abends der neue Mond nebst einer unsichtbaren Sonnenfinsterniß.		8 25	6
		9 32	7
		10 44	8
		11 50	9
		Morg.	10
		12 56	11 — 12
		2 3	13
		3 13	14
		4 24	15
		5 35	16
		6 45	17
	Abends		18 — 19
	4 35		20
	5 53		21
	7 14		22
	8 38		23
	10 0		24
	11 22		25 — 26
	Morg.		27
	12 42		28
	2 5		29
	3 28		30
	4 48		31
	6 3		
	7 6		
		Abends	

Sorge muss seyn!

Die Lüste wollen sich am Glücke nähren,
Vom Rechten ab führt dann der Sinne Lauf;
Doch ird'sche Sorge scheucht die ird'sche Sehnsucht
Und weckt die Seele für den Himmel auf.
Drum mag die Sorge wechseln Dir mit Glücke,
Daß Sinnlichkeit nicht Deinen Geist erdrücke.

Merkt's Euch!

Die Furcht vor Gespenstern kommt aus geschehenen Dingen, vor denen man sich vorher hätte fürchten sollen, und die in Wahrheit mehr zu fürchten sind als die — nichtvorhandenen Gespenster.

Die Ueberhöflichen geben Dir nur deshalb so viele gute Worte, daß Du nie etwas Rechtes und Tüchtiges von ihnen fordern sollst.

Die Klugheit spricht nur mit der Zunge, die Liebe mit dem Herzen.

Dezember. ♑ Steinbock.

So lustig wie der Steinbock springt,
Wer's Trinklied auch bei'm Wasser singt! —
Und kommt ein Gläschen Wein zum Feste,
Was sich ein Paar Mal jährlich wohl erschwingt,
Gedeiht so selt'ner Wechsel auch auf's Beste:
Nur Uebermaaß ist's, was uns Unheil bringt.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 13 M.	7 Uhr 42 M.	3 Uhr 55 M.	15 St. 47 M.
11	7 56	7 55	3 51	16 4
21	7 50	8 3	3 53	16 10

Zeitrechnung des Jahres 1842.

Das gegenwärtige 1842ste Jahr der christlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Christi gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember ist. Das Osterfest fällt im neuen Kalender auf den 27. März und im alten auf seinen 19. April, so daß die vom Osterfeste abhangenden beweglichen Feste in diesem Jahr nach dem alten Kalender 5 Wochen später als nach dem neuen gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt seinen Anfang: Der Frühling am 21. März um 12 Uhr 34 Minuten Morgens. Der Sommer am 21. Juni um 9 Uhr 42 Minuten Abends. Der Herbst am 23. September um 11 Uhr 46 Minuten Vormittags. Der Winter am 22. Dezember um 5 Uhr 15 Minuten Morgens.

Von den Finsternissen.

Es ereignen sich in diesem Jahr fünf Finsternisse, drei an der Sonne und zwei am Monde, wovon in unsern Gegenden nur eine Sonnen- und eine Mondfinsterniß sichtbar seyn werden.

Die erste ist eine Sonnenfinsterniß (eine ringförmige), welche am 11. Januar Nachmittags eintritt. Sie wird nur in der südlichen Halbkugel der Erde sichtbar seyn.

Die zweite ist eine Mondfinsterniß am 26. Januar Abends. Sie ist partial und in ganz Europa, Asien, dem größten Theil von Afrika und in Neuholland sichtbar. Nach mittlerer Zeit von Cöln tritt ihr Anfang um 4 Uhr 45 Minuten, ihr Mittel, wo sich zehntehalb Zoll am nördlichen Rande verfinstert zeigen werden, um 6 Uhr 11 Minuten, und ihr Ende um 7 Uhr 37 Minuten ein.

Die dritte ist eine Sonnenfinsterniß (eine totale) am 8. Juli in den Morgenstunden. Sie wird in ganz Europa, in Asien mit Ausnahme einiger südlichen Spitzen, und im nördlichen Afrika sichtbar seyn. Ihr Anfang tritt zu Cöln um 5 Uhr 18 Minuten und ihr Ende um 7 Uhr 13 Minuten mittlerer Zeit ein. Sie wird daselbst eine Größe von 10,6 Zoll am südlichen Rande erreichen. Im südlichen Deutschland wird sie stärker als im nördlichen, zu Wien namentlich total seyn.

Die vierte ist eine Mondfinsterniß am 22. Juli gegen Mittag. Sie wird partial und in Amerika, dem östlichen Asien und in Neuholland sichtbar seyn.

Die fünfte ist eine Sonnenfinsterniß (eine ringförmige) und tritt den 31. Dezember in den Abendstunden ein. Sie wird in Südamerika und dem großen Ocean sichtbar seyn.

Lauf und Erscheinung der Planeten im Jahre 1842.

Uranus.

Dieser von Herschel am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt sich bis gegen die Mitte des Februars in den Abendstunden am Westhimmel. Den 15. März kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er bis zu Anfange des Juni verborgen bleibt. Er erscheint dann im 28sten Grade der Fische, wo er jedoch als ein Stern fünfter bis sechster Größe nur mit bewaffneten Augen zu erkennen seyn wird. Den 21. Juni geht er bereits um Mitternacht auf. Bald nachher wird er rücklaufig, was er bis zu Anfange des Dezembers bleibt. Den 19. September steht er im 27sten Grade der Fische der Sonne gegenüber um Mitternacht in Süden, und ist mit unbewaffneten, aber scharfen Augen leicht zu erkennen. Am 13. Dezember erreicht er bereits um Mitternacht den Horizont, worauf er nur noch in den Abendstunden aufzusuchen ist. Am Schlusse des Jahrs geht er bereits gegen 11 Uhr Abends unter. Er steht dann 5 Grad westlich vom Frühlingspunkt in einer ziemlich sternleeren Gegend.

Saturn.

Saturn erscheint nach der Mitte des Januars 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens in der Dämmerung und geht hierauf immer früher auf, als den 31. Januar um 6, den 5. März um 4, den 6. April um 2 Uhr, den 6. Mai um Mitternacht und den 4. Juni um 10 Uhr Abends. Er culminirt dann sichtbar, als den 12. Juni um halb 2 Uhr Morgens und den 3. Juli um Mitternacht. An letzterem Tage steht er im 11ten Grade des Steinbocks unter den Sternen am Kopf des Schützen der Sonne gegenüber und zeigt sich die ganze Nacht. Bis zur Mitte des Augusts geht er in den Abendstunden sichtbar durch den Meridian, und demnächst sichtbar unter, als den 30. August um Mitternacht, den 29. September um 10, den 31. Oktober um 8, den 5. Dezember um 6 Uhr. Um die Mitte des Dezembers verschwindet er in den Strahlen der Abendsonne. Vom 23. April bis zum 12. September ist er rücklaufig.

Jupiter.

Jupiter wird um den 20. Januar in der Morgendämmerung sichtbar, fast gleichzeitig mit dem Saturn, mit dem er am 25. Januar in Conjunction ist, in welche Stel-

lung er alle 20 Jahr nur einmal kommt. Er geht dann immer früher in der Nacht auf, am 2. Februar um 6 Uhr Morgens, den 10. März um 4 Uhr, den 13. April um 2 Uhr, den 14. Mai, wo er rückläufig geworden ist, um Mitternacht und hiernächst in den Abendstunden. Von der Mitte des Juni an geht er sichtbar durch den Meridian. Am 10. Juli steht er im 18ten Grade des Steinbocks, 8 Grad ostwärts vom Saturn, unter den Sternen am Mantel des Schützen um Mitternacht in Süden, und zeigt sich die ganze Nacht. Er geht dann sichtbar unter, als den 7. August um 2 Uhr Morgens, den 3. September um Mitternacht (um diese Zeit wird er wieder rechtläufig), den 5. Oktober um 10 Uhr Abends, den 10. November um 8, und am Schlusse des Jahrs um halb 6 Uhr. Bald nachher wird er in der Abenddämmerung unsichtbar.

Ceres, Pallas, Juno, Vesta.

Diese vier Planeten füllen eine längst bemerkte Lücke zwischen dem Mars und dem Jupiter aus. Sie sind erst in diesem Jahrhundert entdeckt worden, Ceres am ersten Tage desselben, am 1. Januar 1801, von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Harding in Lilienthal bei Bremen, und Vesta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers. Sie sind nur mit bewaffneten Augen zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars zeigt sich in den vier ersten Monaten dieses Jahrs, zwischen 8 und 9 Uhr Abends untergehend, am Westhimmel, wo er täglich tiefer und mit schwächerem Lichte erscheint. Am 1. Mai verliert er sich als ein unansehnlicher Stern in der Abenddämmerung. Er steht dann über 3 Monate in der Nähe der Sonne; mit der er am 25. Juni in Conjunction kommt. Erst am 10. August bleibt er so weit hinter ihr zurück, daß er in der Morgendämmerung aufgehend gesehen werden kann. In den übrigen Monaten zeigt er sich vor Sonnenaufgang am Osthimmel, wo er allmählig immer länger und mit zunehmendem Lichte erscheint. Den 15. September geht er um 3 Uhr und dann bis zum Schlusse des Jahrs zwischen 2 und 3 Uhr auf. Während des ganzen Jahrs durchläuft er den Thierkreis von den letzten Graden des Wassermanns bis zu den ersten des Skorpions mit immer rechtläufiger Bewegung. Den 4. Februar geht er dem Uranus im 23sten Grade der Fische nahe nördlich vorbei.

Venus.

Dieser Planet zeigt sich in den ersten Tagen des Januars noch kurze Zeit in der Nähe des Winterpunkts am Morgenhimmel, wo er am 8. mit dem Jupiter und am 10. mit dem Saturn in Conjunction ist. Letztere Erscheinung wird jedoch schwer mehr zu beobachten seyn. Am 5. März erreicht er seine obere Conjunction mit der Sonne. Vom Anfange des Aprils an bis zur Mitte des Dezembers glänzt er als Abendstern. Am 2. Mai gelangt er zu seiner Zusammenkunft mit dem Planeten Mars, der jedoch nur noch mit Fernröhren zu erkennen seyn wird. Die längste Dauer seiner Sichtbarkeit nämlich 5 Viertelstunden, findet im Anfange des Juni statt. Bis zum September nimmt dieselbe bis zu einer halben Stunde ab, und dann bis zur Mitte des Novembers wieder bis auf eine Stunde zu. Seinen größten Glanz erreicht er am Ende des Oktobers. Am 1. Dezember ist er noch 3 Viertelstunden sichtbar. Etwa 14 Tage später verliert er sich in der Abenddämmerung, worauf er am 19. Dezember zu seiner untern Conjunction mit der Sonne gelangt.

Merkur.

Merkur ist selten und immer nur auf kurze Zeit sichtbar, in diesem Jahr vier Mal. Zuerst zeigt er sich im Februar unter den Sternen des Wassermanns in der Abenddämmerung. Er erscheint am 5., wo er bald nach 6 Uhr, am längsten, nämlich 3 Viertelstunden, am 17., wo er um 7 Uhr, und zum letzten Mal den 27., wo er um halb 7 Uhr untergeht. Minder günstig kommt er vom 25. Mai bis zum 13. Juni abermals am Abendhimmel zum Vorschein, am längsten den 3. Juni, wo er in der Nähe des Sommerwendepunkts unter den Sternen an den Füßen der Zwillinge von 3 Viertel auf 10 Uhr Abends an aufzusuchen und fast eine halbe Stunde wahrzunehmen seyn wird. Zum dritten Mal zeigt er sich etwas weiter östlich in demselben Gestirn vom 26. Juli bis zum 11. August am Morgenhimmel, am günstigsten den 3. August, wo er von 3 Viertel auf 3 Uhr an 18 Minuten lang beobachtet werden kann. Am sichersten darf man ihn im November in der Morgendämmerung zu finden hoffen. Er wird dann in der ersten Hälfte des Skorpions unter den Sternen der Wage zum Vorschein kommen. Die günstigsten Tage zur Beobachtung sind der 15., 16. und 17. November, wo er von halb 6 Uhr Morgens an etwas westlich von den beiden hellen Sternen der Wage fast eine Stunde wahrzunehmen seyn wird. Erst am 3. Dezember wird er sich den Blicken wieder gänzlich entzogen haben.

Genealogie
des Königl. Preußischen Hauses
und
die jetzigen Regenten und Thronfolger.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV, König, geb. 15. Okt. 1795, folgte seinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Posen, Herzog von Sachsen, vermählt den 29. November 1823 mit — Elisabeth Ludovike, Schwester des Königs von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geschwister des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General der Infanterie, commandirender General des Garde-Corps ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit — Marie Luise Auguste Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachsen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Davon: 1] Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831. 2] Luise Marie Elisabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiserin von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor: Friederike Luise Charlotte), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Lieutenant, commandirender General des vierten Armee-Corps ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit — Marie Luise Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachsen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Davon: 1] Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, Seconde-Lieutenant im ersten Garde-Regiment zu Fuß ꝛc. 2] Marie Luise Anne, geb. 1. März 1829. 3] Marie Anne Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luise Auguste Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General-Major, Commandeur der fünften Division ꝛc., vermählt den 14. Sept. 1830 mit — Wilhelmine Friederike Luise Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des Königs Wilhelm I der Niederlande. Davon: 1] Friederike Luise Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2] Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837.

Des am 28. Dez. 1796 verstorb. Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs, Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit — Wilhelmine Luise, Schwester des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Davon: 1] Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, Seconde-Lieutenant. 2] Friedrich Wilhelm George Ernst, geb. 12. Febr. 1826, Seconde-Lieutenant. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Dessau, Friederike Wilhelmine Luise Amalie, geb. 30. Sept. 1796.

Vater-Geschwister des Königs: 1) Friedrich Heinrich Karl, geb. 30. Dez. 1781, General der Infanterie ꝛc., Großmeister des Königl. Preuß. St. Johanniter-Ordens. — 2) Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 12. Jan. 1804 mit — Marie Anne Amalie Schwester des Landgrafen von Hessen-

Homburg, geb. 13. Oktbr. 1785. — Kinder: 1] Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, General-Major ꝛc. 2] Marie Elisabeth Karoline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Hessen und bei Rhein. 3] Friedrich Wilhelm Waldemar, geb. 2. Aug. 1817, Major ꝛc. 4] Friederike Franziska Auguste Maria Hedwig, geb. 15. Okt. 1825.

Des am 2. Mai 1813 verstorbenen Prinzen August Ferdinand, Bruders Friedrichs II, und der am 10. Febr. 1820 verstorb. Prinzessin Anna Elisabeth Luise, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm zu Brandenburg-Schwedt, Sohn: Friedrich Wilhelm Heinrich August, geb. 19. Sept. 1779, General der Infanterie, General-Inspecteur und Chef der Artillerie ꝛc.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834.

Anhalt-Dessau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817. — Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. als Herzog 23. Aug. 1830

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824.

Bayern.

Ludwig Karl August, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Okt. 1825. — Maximilian Joseph, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811.

Belgien.

Leopold Georg Christian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Kronprinz, geb. 10. April 1835.

Brasilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiser, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831.

Braunschweig-Wolfenbüttel.

August Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 20. April 1831.

Dänemark.

Christian VIII, König, geb. 18. Sept. 1786, reg. 3. Dez. 1839. — Friedrich Karl Christian, Kronprinz, geb. 6. Okt. 1808.

England, s. Großbritannien.

Frankreich.

Ludwig Philipp I, König, geb. 6. Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830. — Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich, Herzog von Orleans, geb. 3. Sept. 1810.

Griechenland.

Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 3. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit 1. Juni 1835.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, vermählt 10. Febr. 1840 mit Albrecht Franz Carl August Emanuel, zweitem Sohn des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819.

Hannover.

Ernst August (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837. — Georg Friedrich Alexander Karl Ernst August, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Hessen-Cassel.

Wilhelm II, Kurfürst, geb. 28. Juli 1777, reg. 27. Febr. 1821, auch Großherzog von Fulda. — Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent seit 1. Okt. 1831, geb. 20. Aug. 1802.

Hessen und bei Rhein (Darmstadt).

Ludwig II, Großherzog, geb. 26. Dez. 1777, reg. 6. April 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806.

Holstein-Oldenburg.

Paul Friedrich August, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, Fürst von Lübeck und Birkenfeld, reg. 28. Mai 1829. — Nikolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827.

Kirchenstaat.

Gregor XVI (Mauro Capellari), Papst, geb. 18. Sept. 1765, erwählt 2. Febr. 1831.

Leuchtenberg.

Maximilian Joseph Eugen August Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835.

Lucca.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. 13. März 1824. — Ferdinand Maria Joseph Karl Victor Balthasar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

Mecklenburg-Schwerin.

Paul Friedrich, Großherzog, geb. 15. Sept. 1800, reg. 1. Febr. 1837. — Friedrich Franz Alexander, Erbgroßherzog, geb. 28. Febr. 1823.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joseph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816. — Friedrich Wilhelm Georg Ernst Karl Adolph Gustav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena-Reggio.

Franz IV Joseph Karl, Herzog, geb. 6. Okt. 1779, reg. März 1814. — Franz Ferdinand Geminian, Erbprinz, geb. 1. Juni 1819.

Nassau.

Adolph Wilhelm Karl August Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830. — Franz von Assisi Maria Leopold, Kronprinz, geb. 16. Jan. 1836.

Niederlande.

Wilhelm II Alexander, geb. 6. Dez. 1792, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 7. Okt. 1840. — Wilhelm Alexander Paul Friedrich Ludwig, Prinz von Oranien, geb. 19. Febr. 1817.

Oestreichische Staaten.

Ferdinand I Karl Leopold Joseph Marcellin, Kaiser, geb. 19. April 1793, reg. 2. März 1835.

Parma und Piacenza.

Marie Luise, Herzogin, Schwester des Kaisers von Oestreich,

geb. 12. Dez. 1791, Wittwe des ehemaligen Kaisers der Franzosen Napoleon, reg. seit 5. Juni 1814.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, vermählt 10. April 1836 mit Ferdinand August Franz Anton, Fürsten von Sachsen-Coburg, geb. 29. Okt. 1816, jetzt König von Portugal. — Pedro de Alcantara, Kronprinz, geb. 16. Sept. 1837.

Rußland.

Nikolaus I, geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entspricht) 1796, reg. 1. Dez. (neuen Stils) 1825 als Kaiser von Rußland und König von Polen. — Alexander Nikolajewitsch, Thronfolger, geb. 29. Apr. 1818 (neuen Stils).

Sachsen.

I. Albertinische Linie.

Friedrich August, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836.

II. Ernestinische Linie.

1. Sachsen-Weimar-Eisenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828. — Karl Alexander August Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachsen-Meiningen-Hildburghausen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803. — Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachsen-Altenburg.

Joseph Georg Friedrich Ernst Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834.

4. Sachsen-Coburg-Gotha.

Ernst Karl Ludwig Anton, Herzog, geb. 2. Jan. 1784, reg. 9. Dez. 1806. — August Ernst Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Erbprinz, geb. 21. Juni 1818.

Sardinien.

Karl Albert, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831. — Victor Emanuel, Kronprinz, geb. 14. März 1820.

Schweden und Norwegen.

Karl XIV Johann, König, geb. 26. Jan. 1764, reg. 5. Februar 1818. — Joseph Franz Oskar, Kronprinz, geb. 4. Juli 1799.

Sicilien, s. Neapel.

Spanien.

Marie Christine, Wittwe Königs Ferdinand VII seit 29. Sept. 1833, geb. 27. April 1806.

Toskana.

Leopold II Johann Joseph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Juni 1824. — Ferdinand Salvator Maria Joseph Johann, geb. 10. Juni 1835.

Türkei.

Abdül-Medschid, Großsultan, geb. 22. April 1823, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwerdt Muhammeds umgürtet 11. Juli.

Württemberg.

Wilhelm Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Kalender Allerlei.

Ein geistlich Lied der Schweizer.

Allmächtiger, hier trete ich
Vor deinen Thron, und flehe,
Daß deines Geistes Athem mich
Mit Heiligung durchwehe;
Denn vor des Höchsten Angesicht,
Da gilt ein eitles Reden nicht:
Gott blickt in's Herz und — richtet.

Herr, gieb mir Weisheit und Verstand,
Auf deinen Rath zu schauen,
Und lehr' mich, deiner Vaterhand
In allen Lagen trauen,
Daß ich im Leiden stark, und frei
Von Kummer und Verzweiflung sey;
Denn du bist ewig Vater.

Und hat er dieses wohl erkannt,
Doch irrt im Land des Sterbens
Der arme Mensch so gern am Rand
Des ewigen Verderbens,
Und über der Verführung Ton
Vergißt er deinen großen Sohn,
Vergißt des Weltenvaters.

Auch hüllt im Leid das Menschenherz
Sich nur zu gern in Trauer;
Es hat nur Sinn für seinen Schmerz
Und der Verzweiflung Schauer;
Es glaubt an keines Gottes Huld,
Verwünscht in seiner Ungeduld
Das Leben und sich selber.

Doch plötzlich wird die Sonne sich
Mit neuem Glanze kleiden,
Des Höchsten Hand zieht väterlich
Sein Kind aus allen Leiden!

Er flüstert freundlich: habe Muth,
Denn auch im Sturme bin ich gut;
Dir ist, mein Kind, verziehen!

Herr, der du alles Leben schirmst,
Meinst's gut mit deinem Kinde,
Und wenn du ihm in's Leben stürmst,
So hast du weise Gründe:
Du stärkst durch Leiden seinen Muth
Und sprichst zum Schwachen lieb und gut:
„Dir ist, mein Kind, verziehen!"

Herr, gieb mir Weisheit, gieb mir Kraft,
Den rechten Pfad zu wandeln,
Und unabweichlich ehrenhaft
Zu denken und zu handeln:
Damit ich ohne Furcht und Grau'n
Darf in des Grabes Tiefen schau'n
Und zu den Sternen — Amen!

Anekdoten.

Zu einem Meister kam ein Bauer, dessen Sohn bei Jenem arbeitete; dieser war eben, wegen Krankheit, nach Hause gegangen, und der Meister sagte zum Vater: „Ihr müßt sorgen, daß er sich etwas mehr pflegen kann. Seht nur zu, wie ihm überall die Knochen herausstehen!" — „Ja", sagte der Bauer, „ick weeß nich, wo der Junge all die Knochen herkriegt!"

Ein junges, hübsches Pachterkind deklamirte in einer Gesellschaft Bürger's Gedicht: „Der Kaiser und der Abt", worin bekanntlich die Zeilen vorkommen:

„Er (der Abt) schickte nach ein, zwei, drei, vier Universitäten,
Und fragte bei ein, zwei, drei, vier Facultäten."

Die Kleine sprach aber ganz unbefangen:

„Er schickte nach zwölfhundertvierunddreißig Universitäten,
Und fragte bei zwölfhundertvierunddreißig Facultäten."

Sie hatte das Gedicht nach einer Abschrift gelernt, worin die Zahl der Universitäten und Facultäten mit Ziffern (1. 2. 3. 4.) geschrieben waren, und das Kind, kaum wissend, was Universität und Facultät sey, hatte in Unschuld diese Zahlen zusammen gelesen.

Ein alter pommerscher Edelmann, der in der Kirche aus dem alten pommerschen Gesangbuche singen hörte: „Herr Gott Vater im Himmelreich, der du uns machest Alle gleich" — sagte zu seinem Nachbar: „Das kann nicht seyn, das giebt die Ritterschaft nicht zu!"

Unter Hieronymus Napoleon sollte eine westphälische Stadt aus eigenem Vermögen ein Haus bauen lassen zur Unterbringung der Conscribirten. Der Bürgermeister berichtete über die Unzulänglichkeit der Mittel und setzte naiv hinzu: „Uebrigens steht ja die jetzige Einrichtung noch nicht so fest, daß man darauf Häuser bauen könnte."

„Kinderchen! was versteht Ihr unter Laster?" fragte ein Schulrath bei einer öffentlichen Prüfung die versammelte Schuljugend. — „Die Gewohnheit, zu sündigen!" war die Antwort. — „Gut! Ist denn auch der Selbstmord ein Laster zu nennen?" fragte der Examinator weiter. — „Ja!" schrie die ganze Klasse, „wenn er zur Gewohnheit wird!"

In ein Gedenkbuch.

„Wer funfzig Jahre zählt und haßt die Menschen nicht,
Der hat sie nie geliebt!" —
Dies schwere Wort, was uns ein großer Dichter spricht,
Ob es wohl Wahrheit giebt?

Bei Gott, ich sage nein! — und glaube freudigl.ch,
Daß Jeder Recht mir giebt:
Wer jemals hassen lernt, hat eitlen Sinn's nur sich,
Nicht menschlich rein geliebt!

J. Bern.

Der Troubadour.

(Eine Fabel, aus dem Englischen.)

Im dreizehnten Jahrhundert zog ein Troubadour mit seiner Harfe umher. Einst überfielen ihn Räuber, banden ihn an einen Pferdeschweif und schleppten ihn so in ihre Höhle. Die Harfe, der es nicht viel besser, wie dem Troubadour selber ergangen war, kam sehr beschädigt mit ihm an. Die Räuber aber, nachdem sie getrunken hatten, wurden lustig und begehrten Gesang; der Troubadour mußte Folge leisten. Er begann mit noch zitterndem Ton und verstimmter Harfe; die Zuhörer schienen jedoch kein sehr zartes Musik-Organ zu haben und nahmen die Sache nicht so genau. Der Gegenstand seines Gesanges war eine Romanze, worin der Liebhaber seiner Gebieterin klagte: sie habe ihm sein Herz gestohlen. Bei diesem Wort gab ihm einer der Räuber einen derben Schlag, mit dem Bemerken: alle Anzüglichkeiten für die Zuhörer zu vermeiden. Der Troubadour sang darauf eine andere Romanze, von einem Gefangenen, welcher Gerechtigkeit verlangt. Er ward sogleich wieder unterbrochen, und ihm bei schwerer Strafe befohlen: sich durchaus aller Persönlichkeiten zu enthalten. Der Troubadour machte nun einen dritten Versuch, seinen Zuhörern zu gefallen; allein zum Unglück bildete schon im zwei-

ten Verse das Wort Menschlichkeit den Reim. „Eine neue Grobheit!" rief der Räuber-Hauptmann; „das ist zu arg! Jetzt werde ich Dir vorschreiben, was Du besingen sollst, und wage nicht, dagegen zu handeln. Gieb sogleich eine Hymne zu Ehren meiner Person und meiner Tugenden!" — Der Troubadour gerieth in peinliche Zögerung; er sollte gehorchen, doch — der Räuber war zu häßlich, seine Hände noch mit Blut besudelt; seine wilden Reden, sein abschreckendes Betragen — Alles widerstrebte einem Lobgedicht und der Barde — schwieg. Wüthend ergriff jetzt der Räuber die Harfe und warf sie gegen die Wand, daß sie in Stücke sprang. Da sprach mit frohem Blick der Troubadour: „Habe Dank, guter Gott! besser vernichtet, als entehrt!"

Die Entstehung der weißen Rosen.

Die gluthgeschmückte Rose
Sprach einst zur weißen Lilie:
„Sieh mich im Farbenprangen,
Wer müßte mir nicht weichen!"
Die Lilie flüstert traulich:
„Kann Unschuld wohl und Demuth
Sich je wie du vermessen?
Doch deinen Stolz vergessen
Das kann ich — und du selber
Errette dich hienieden:
Denn nur vom Prunk geschieden,
Wird dich dein Schöpfer lieben.
Ich, die ihm treu geblieben,
Möcht' ihm dich neu erwerben,
Und will zu solchem Streben
Gern mein Gewand dir geben,
Müßt' ich auch früher sterben!"

Und viele Rosen hörten
Die Rede still und sinnig;
Es fühlten die Bethörten
Der Lilie Wort gar innig,
Entsagten freudenlosen,
Nur schimmerreichen Banden:
Und lieblich weiße Rosen
Sind so der Erd' entstanden.

F. W. Gubitz.

Guter Gebrauch der Augen.

Ein Bischof in einer kleinen italienischen Stadt hatte viel gegen Hindernisse und Feindschaft anzukämpfen; nie aber zeigte er den

Widersachern die geringste Ungeduld, den kleinsten Groll. Einer seiner vertrautesten Freunde fragte ihn einst: wie er bei so bösem Spiel stets guter Laune seyn könne? — „Ich will Dir mein Geheimniß sagen!" gab er zur Antwort. „Daß ich immer frohen leichten Sinnes bin, verdanke ich meinen Augen und der Art, wie ich sie gebrauche." — „Wie so?" fragte der Freund. — „Bei jeder Veranlassung hebe ich sie zuerst gen Himmel auf, und erinnere mich: daß mein Hauptgeschäft dort oben ist; dann blicke ich auf die Erde hin und bedenke, wie wenig Raum ich davon bedarf, um einst begraben zu werden; endlich schaue ich um mich her und betrachte die Menge derer, die es schlimmer haben als ich. Dieses Alles belehrt mich: wie wenig ich berechtigt bin, mich über die Plagen des Lebens zu beschweren."

Spruch.

Wie der Sturm weht, so das Leben vergeht;
Wie der Tag fleucht, so das Glück entweicht;
Wie der Abend sinkt, so der Tod winkt. —
Der Sturm kann Feige nur schrecken,
Ein Tag soll den andern nur wecken,
Der Tod ist Engel der Ruh' —
Was tadelst und zagest Du?

Der Stutzer und das schöne Bürgermädchen.

Er. O diese schöne Hand! — Wie glücklich wär' ich, böte sie mir den Ring, da von dem niedlichen Finger! Er ist ein Symbol meiner Liebe, denn diese ist, wie der Ring, ohne Ende!

Sie. Um Vergebung, mein Herr! den Ring muß ich behalten. Er ist gewisser noch ein Symbol meiner Liebe zu Ihnen — er hat ja keinen Anfang.

Spruch für den Lebensweg.

Der Mensch ist ein ganz andrer,
Wenn er sich frisch bewegt;
D'rum sey in Allem Wand'rer,
Daß es sich innen regt.
Wer viel erlebt, wer viel geseh'n,
Läßt, ohne Scheu und Grämen,
Gar viel an sich vorüber geh'n,
Doch sich im Gang nicht lähmen.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

Mit mehr als hundert Holzschnitten, theils von demselben, theils unter dessen Leitung gefertigt.



„Der Eine lacht, der Andre weint,
Bald wird Der lachen, Jener weinen; —
Laßt Beides uns zu heit'rem Ernst vereinen:
Was haltbar ist, nicht was nur scheint,
Das mache Herz und Seele zu dem Seinen!"

1842.

Berlin, Vereins-Buchhandlung.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

Mit mehr als hundert Holzschnitten, theils von demselben, theils unter dessen Leitung gefertigt.



„Der Eine lacht, der Andre weint,
Bald wird Der lachen, Jener weinen; —
Laßt Beides uns zu heit'rem Ernst vereinen:
Was haltbar ist, nicht was nur scheint,
Das mache Herz und Seele zu dem Seinen!"

1842.

Berlin, Vereins-Buchhandlung.

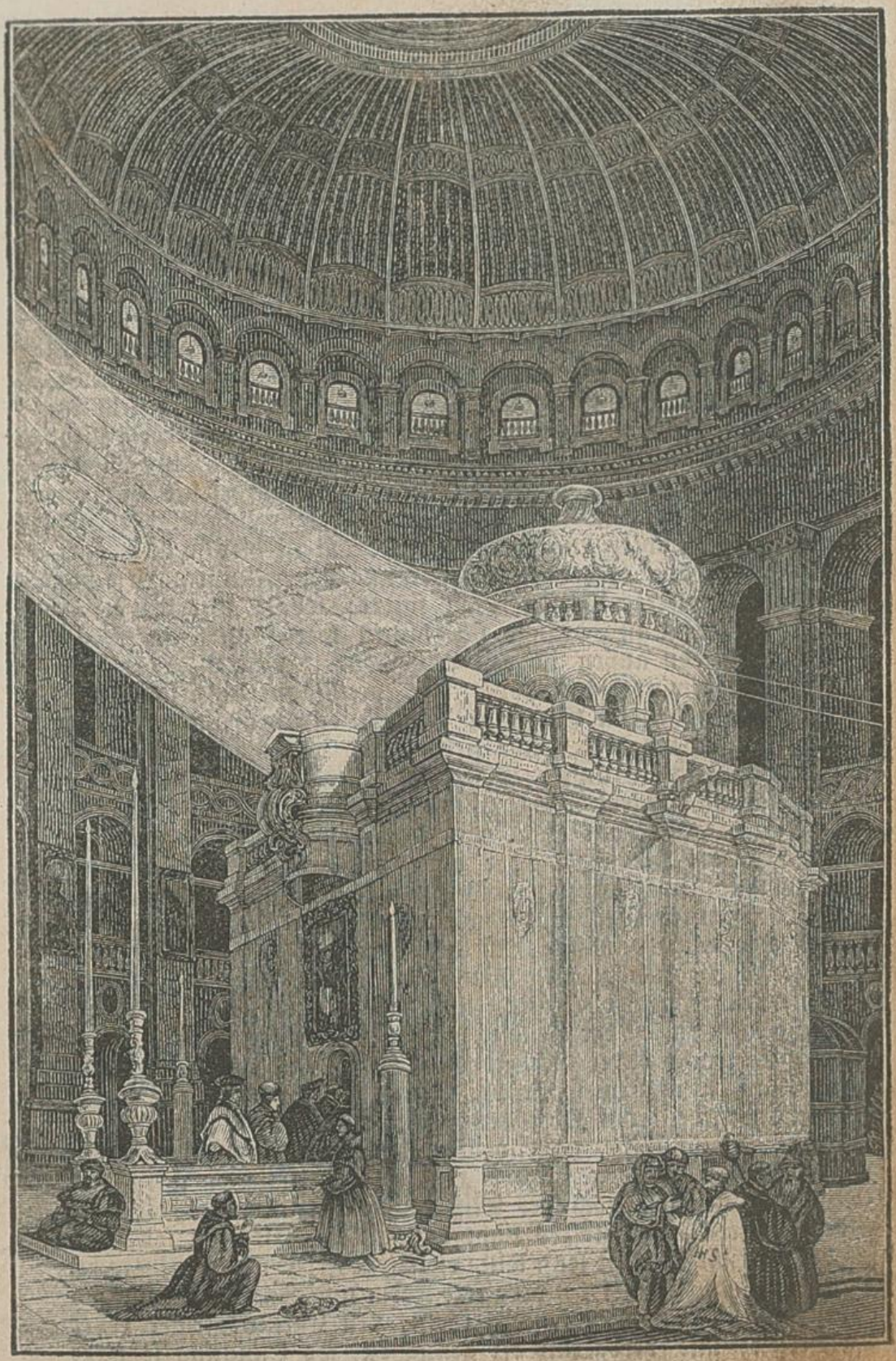


Die heilige Grabes-Kapelle.

Noch immer ziehen Pilger zur heiligen Grabes-Kirche nach Jerusalem, und da in unsern neuesten Tagen davon die Rede war, jene Stätten, die jedem Christen ehrwürdig sind, überhaupt ganz Jerusalem und dessen Umgegend als Freistaat dem Schutze der Christen zu unterwerfen, gab uns dies den Gedanken, unser Büchlein mit einem Bilde der heiligen Grabes-Kapelle zu eröffnen, und sie uns schildern zu lassen von einem Pilger (Joseph Pallme), der sie vor Kurzem mit eigenen Augen sah.

„Ich begab mich", sagt er, „in das heilige Grab, darin die Nacht zuzubringen. Mehrere Türken, welche Kaffee trinken und Tabak rauchen, sitzen am Eingange der großen Pforte auf einer erhöhten Mauer, auf der ein Divan angebracht ist. Es sind die Pächter des heiligen Grabes und die Schlüssel dazu sind in ihrem Besitz. Die Kirche wird täglich drei Mal geöffnet, zu dem Preise von fünf Piastern, und die drei zahlenden Gemeinden sind Griechen, Armenier und Katholiken. Mehrere Vorlege-Schlösser, so hoch angebracht, daß bei dem Auf- und Zuschließen eine Leiter gebraucht wird, sichern das Thor, und zwei kleine vergitterte Fenster dienen, den Dableibenden Speisen hineinzureichen. Bei dem Eintritt sieht man eine weiße Marmorplatte, wobei unausgesetzt acht Lampen brennen;

hier ist der Stein verwahrt, auf welchem man den Leichnam des Gekreuzigten salbte. Die Granitsäule, an der Christus gegeißelt wurde, und woran man noch acht Tropfen seines Blutes zeigt, befindet sich an der Epistel-Seite des Altars. Der Verschlag, welcher diese Reliquie verwahrt, hat eine runde Oeffnung, wobei ein an silberner Kette befestigtes indianisches Rohr mit großem silbernen Knopf angebracht ist. Dieses Rohr stecken die Pilger in die Oeffnung, berühren mit dem Knopfe die Säule, und küssen dann andächtig den Knopf. Aus der Sacristei hinter dem Altar ist die Säule, hebt man die Tapete weg, zu sehen, doch den Meisten wird nur vergönnt, sie bei brennender Kerze durch die Oeffnung zu besichtigen. Bei dieser Säule, wo die Prozession beginnt, gab man mir eine Kerze und ein Büchlein in lateinischer Sprache, gedruckt zu Venedig, worin die Litanei zum bittern Leiden und die Gebete enthalten waren, welche während der Prozession zu sprechen sind. Ich wurde mit Weihrauch geräuchert, hiernach begann der Zug in die Kapelle, als dem Platze, wo die Kriegsknechte das Loos warfen um das gewirkte Kleid unsres Heilands. Auch soll hier jener römische Soldat, der mit seinem Spieß in die Seite des Gekreuzigten stach — er wird Longinus genannt — seinen Frevel bereut und sich bekehrt haben. Wir gingen dann in eine zweite Kapelle, in der sich hinter einem Drahtgitter der Granitblock zeigt, auf dem Christus mit einer Dornenkrone spöttisch zum König der Juden gekrönt wurde. Eine andere Kapelle, die der heiligen Helena, bezeichnet den Ort, wo man die drei Kreuze sammt Dornenkrone und Nägeln fand. Nach dem Wunsch der heiligen Helena wurde das Kreuz Christi in zwei Stücke getheilt, eines erhielten die Christen zu Jerusalem als Geschenk, das andre ihr Sohn Constantin. Dieser ließ es auf einem nach ihm genannten Platze Constantinopels in seine Bildsäule einsetzen, weil er glaubte, die Stadt müsse durch solche Reliquie vor allem Unheil bewahrt seyn. Seinen Helm und den Zaum seines Pferdes ließ er mit den Nägeln des Kreuzes beschlagen, durch dies heilige Amulet vor allen Gefahren in Schlachten sich gesichert haltend. Zwei nebeneinander stehende Altäre bezeichnen die Stellen, wo Jesus an's Kreuz genagelt wurde und wo er den Kreuzestod starb; man darf sie nur knieend berühren. Nun gingen wir zum Salbungsstein und zuletzt in's heilige Grab. Die eigentliche heilige Grabes-Kapelle steht ganz abgetrennt, und ringsum sind Kapellen für die verschiedenen Religionsparteien. Der Eingang und die Vorderseite der heiligen Grabes-Kapelle ist mit farbigem Marmor ausgelegt und sie selbst getheilt. Im ersten Raum sieht man einen mit Marmor überlegten Stein; es soll der seyn, auf welchem der Engel, in Blitzesgestalt, angethan mit schneeweißem Kleide,



den suchenden Frauen die Auferstehung Christi verkündigte. An beiden Wänden sind kopfgroße Oeffnungen, aus denen bei verschlossenen Thüren am Pfingstfeste das heilige Feuer, als vom Himmel kommend, brennt und das unter die sich draußen zu der Zeit drängenden Griechen und Armenier vertheilt wird. — Die andere Kapelle, das wahre Heiligthum, scheidet eine Marmorwand von der ersteren. Durch eine 2½ Fuß breite und 4 Fuß hohe Oeffnung gelangt man gebückt in das Allerheiligste, das 6 Fuß in's Gevierte breit und bis an die Wölbung 8 Fuß hoch ist. Eine weiße Marmorplatte bedeckt zur Rechten das in Felsen gehauene Grab, in welchem der Leichnam Jesu lag. Bunter und goldgestickter Sammet schmückt den Raum; 48 goldene Lampen, von verschiedenen Fürsten Europa's geschenkt, erhellen ihn ohne Unterlaß. Ueber der Marmorplatte stellt ein Gemälde die Auferstehung des Heilands dar, außerdem sieht man mehrere kleinere Gemälde gleichen Inhalts. Eine Menge verschiedener Kerzen, von den Gebern selbst aufgesteckt, brennen auf dem Altar und wegen der Feuersgefahr sind eigene, sich ablösende Wächter angestellt. Der Raum ist hier so beschränkt, daß außer dem opfernden Priester und den Ministranten kaum noch eine andere Person Platz findet; sobald aber die heilige Messe beendet ist, drängt sich hinein wer kann. Ueber dem Eingange von außen ist auf Leinewand das Kreuz, der siegreiche Ueberwinder des Todes, wie eine Fahne aufgespannt."

Wir haben im Eingange gesagt, daß noch immer Pilger zur heiligen Grabes-Kirche ziehen, und wer möchte nicht gern die erste Heimath unsres Glaubens sehen, jene Heimath, von der sich aus edlem Martyrthum eine ewige Versöhnung verkündigte. Die Tage aber, wo man, vertrauend mönchischer, für bequeme Herrschaft über allen Geist sorgender Rede, mit einem müßigen Pilgerzuge vollbrachte Sünden abzuthun glaubte, sind hoffentlich vorüber, so wie der Wahn, daß man um solcher Pilgerschaft willen sich der Pflichten für Familienwohl dürfte enthoben halten. Reue und Buße haben in unserm Innern ihre rechte Stätte, und wo wir in Fried' und Eintracht wohnen, ist der Heiland mitten unter uns. Dieser Friede, diese Eintracht findet sich jedoch nicht überall unter den Christen, am wenigsten sogar bei denen, welche die durch unsern Glauben geheiligten Orte bewohnen; dort waltet vielmehr der kleinste, abgünstigste, unheilvollste Hader, von dem wir uns mit Wehmuth abwenden. Aber auch in den freieren christlichen Ländern verstört noch der Mißbrauch einer Macht, die nach den Worten des Erlösers nicht von dieser Welt seyn soll, und doch von dieser Welt seyn will, vielfältig Frieden und Eintracht, verstärkt mit Schutt die veraltete Form und Scheidewand gegen den sich entwickelnden frischen Geist, den Christus seiner Lehre einflößte, und verdammt oft genug da, wo Einigung so nahe

läge. Man vergißt die Worte des Heilands (Johannes Cap. 3. Vers 17): „Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde", und überhaupt, statt rein dem Evangelium zu folgen, kämpft man noch für eigennützige, die Herzen in Trennung erhaltende, für verjährte Menschen-Satzungen, und versucht es, die lebende Zeit, die mit des Glaubens Kern die ihn umhüllende untaugliche Schale sprengt, in den finstern Seelenzwang begrabener Jahrhunderte zurück zu stürzen. Die Erleuchtung von oben wird uns helfen auch aus diesen erneuten Wirren, wie aus so vielen sie uns schon geholfen hat.

Preussen's Königs-Paar.

Friedrich Wilhelm, der vierte König dieses Namens in Preußen, bestieg, mit den Herrschertugenden seiner erlauchten Vorfahren ausgestattet, den Thron am 7. Juni 1840, da an diesem Tage Friedrich Wilhelm der Dritte, nach einer ereignißvollen mild-gerechten dreiundvierzigjährigen Regierung, zu Gott eingegangen war. Mit Ihm bestieg die erlauchte Gemahlin, Elisabeth Ludovika, den an einer Landesmutter seit dreißig Jahren verwais'ten Thron; schon als Kronprinzessin das hohe Vorbild weiblicher Güte und Würde, echt christlicher Wohlthätigkeit und frommen Sinnes, der zärtlichsten Gattenliebe und einer allen Ständen gleich liebreich entgegenkommenden Menschenfreundlichkeit, dem Allen sich ein geistvoll reiches Wissen vereint. Für den großen Verlust des königlichen Todten sah das Land einen eben so großen Ersatz. Mit dem 7. Juni 1840 schloß in der Geschichte Preußens eine verhängnißvolle Periode, in welcher die Sturmzeit des Krieges die alte wohlbewährte Eiche des Preußenstaates oft wild gerüttelt, aber ihre Säfte nur geweckt hatte, die breiten schattenden Zweige stattlicher auszustrecken; es war ein schwüler, gewittervoller Uebergang, welcher das Land erkräftigte für lebensvollere Saat und erquickendere Früchte. Und mit diesem Tage begann eine neue Periode in der Geschichte Preußens, frische Blätter und frische Blüthen austreibend am ewig sich wieder verjüngenden Baume des Staates. — Die Preußen sind das Volk der Intelligenz und der Waffen; es stützt sich mit der einen Hand auf die Fackel, mit der andern auf das Schwerdt. Die Intelligenz und der Waffenruhm ihrer Fürsten hat es groß gemacht, seine Bildung und Tapferkeit hat es groß erhalten. Preußen hatte immer das Auge offen für das, was im Frieden Noth that, und das Schwerdt blank, wenn der Krieg drohte; so auch hielt und hält es Friedrich Wilhelm der Vierte. Er hat schon gehalten und wird halten, was er dem Volk zu seyn



versprach, unddas Volk wird treu und innig Ihm halten, was es eidlich gelobte. So hat die Geschichte eine Zusage dessen, was sie in der großen Ausbildung der menschlichen Angelegenheiten von Preußen fordert, nämlich ein ruhig-kräftiges Entwickeln der auf historischem Grunde sich ausbreitenden Erleuchtung in des Landes Verfassung, und ungefährdete Ausübung gleicher, allgemein gültiger Rechte im Gebiet des Glaubens. — Friedrich Wilhelm des Vierten erste Staatshandlung war ein Werk der Wahrheit und Kraft, welches den Weltfrieden sichern sollte. Dem Rechte, galt es auch einem fernen Reiche, mußte das Ansehen erhalten werden im europäischen Staatsverbande,



denn das Recht ist der Inbegriff und die Quelle aller Intelligenz. Ohne Recht keine Sitte und Bildung, keine Freiheit, kein Wohlstand! Und Preußen vertraute dabei abermals seinem Schwerdte und der Geist des Muthes und der Selbstständigkeit regte sich widerhallend durch ganz Deutschland. Das war ein wichtiger und segensvoller Moment für Preußen und für die Deutschen! — Seitdem nun das Gerassel der bereitgehaltenen Waffen wieder verhallt ist, geschah noch manches Schöne und Wichtige im Lande. Wie die erste Staatshandlung Friedrich Wilhelms IV die Kraft und das Ansehen des Volks nach Außen geltend machte, so erweckte und erfrischte

seine zweite Staatshandlung die Kraft im Innern. Mit der Berufung der Stände und der Lebendigmachung des geschriebenen Verfassungsgesetzes ist ein überaus befruchtender und belebender Quell dem Volksgeiste, dem Volkswohlstande, der Volksfreiheit und Intelligenz geöffnet und die fortwährende Verjüngung und Kräftigung des Staates gesichert. — Von solchen leuchtenden Anfangspunkten ausgegangen, können die Erfolge von Friedrich Wilhelms IV Regierung nur glänzend seyn. Nach allen Richtungen hin verbreitet sich vom Throne jetzt gleiches Licht. Die Wissenschaften, die Künste, der Ackerbau und der Handel, die Schifffahrt und die Industrie, das Waffenwerk und die Gesetzgebung, und so auch die höchste Angelegenheit der Menschheit, der Glaube, in seinen Ansprüchen, die Allen gleich gerecht werden, — diese mannigfaltig grünenden und blühenden Zweige des Staatsbaums finden in des Königs Weisheit und Wohlwollen die feste und reich nährende Wurzel. — Und was zwischen den Zweigen wächst, die kleinen Aestchen und Knospen: die gute Sitte und die Bildung der Jugend, die Barmherzigkeit mit Armen und Kranken, der stille Fleiß und die duldende Einfachheit — das findet eine zarte und sinnige und immer emsig darum bemühte Pflegerin in Elisabeth, der guten Königin, der gemüthvollen Gemahlin des in heiterer Kraft wirkenden Königs. — Das ist in wenigen Zügen das Bild vom Vaterhause des preußischen Volks. Wo solche Geister und Herzen das Hauswesen von Millionen besorgen, da kann es den guten Kindern nur wohlergehen auf Erden.

Die beiden Chorknaben.

Sie sind nach einem Gemälde von Rahm, und eben damit beschäftigt, die Kohlen im Weihrauchbecken anzublasen, damit dem Segen, welcher zum Schlusse des Hochamtes von Priesters Hand gespendet werden soll, die feierlichen Duft-Opfer nicht fehlen. In den Mienen Beider gewahrt man recht die fromme Unschuld, den gottesfürchtigen Eifer, dem Geschäft mit aller Pünktlichkeit obzuliegen, wie dazu in dem Gesichte des Halbknieenden schon ein Anflug von Würde und Selbstschätzung zu lesen ist, welche der Kirchendienst den dazu Erkohrenen auf die Dauer einzuflößen pflegt. In den katholischen Landgemeinden gilt es unter der Jugend für keinen geringen Vorzug, die Messe bedienen zu dürfen, wie denn der Fleißigste und Zuerstkommende der Knabenschaft seinen Rosenkranz auf die Stelle des Dieners neben die Klingel legt, um dadurch anzuzeigen, daß er als Erstkommender für dies Mal auf die Stelle gerechte Ansprüche habe. An Sonn- und Feiertagen noch dazu, wo die weißen Gewande mit dem scharlachenen Ringkräglein



angelegt werden, und der Knabe vor seinen andern Spielkameraden ein gar staat- und stattliches Ansehen hat, wo der Messe lesende Priester nicht die gewöhnlichen alltäglichen vier Pfennige giebt, sondern wohl zu einem Silberstück Ehrensold sich veranlaßt sieht, ist der Dienst gesucht, der Andrang groß. Auch ist das Handhaben der Klingeln, der Rauchfässer und Weihrauchbecken, das Feueranmachen, wie das Verbreiten der kräuselnden Rauchgewölke unter Sang und Glöckleinklang ein Etwas, welches das ganze Kindergemüth ergreifen, und für Knaben die Lockung haben kann, die dem Manne später in figürlichen Weihrauchwolken und andern Glocken, als den harmlos-kirchlichen, nie so ungetrübt entgegenlachen mag. — Nun, ihr Knaben, bewahrt — auch ohne klingenden Lohn — eure tief-innigste Andacht für das ganze Leben, haltet treu an den Glaubenssätzen, die von Gottes Wort stammen, und flüstert euch Dieser oder Jener das Wort „Ketzer" zu, so verbindet hiemit keinen andern Sinn, als daß es ein Christ sey, der da meint, Gottes Erleuchtung und Duldung habe kein Ende, und daß es, ist man darüber einig, auf Meinungs-Verschiedenheit in einigem Nebensächlichen gar nicht mehr ankommt. Halten wir lieber, wie billig, Jeden für christlich, der sich die kurze Predigt des Mennoniten Calf im Bethause zu Zaardam zur Richtschnur nimmt. Er sollte vor Peter dem Großen predigen, der aber die Bedingung machte: kurz! Darauf bestieg Calf die Kanzel und sprach mit feierlichem Ernst: „Denke gut, sprich gut und handle gut. Amen!" — Freilich eine kurze Predigt, aber eine lange und schwere Aufgabe!

Ueber Sonnenfinsternisse.

Besonders über die große Finsterniß am 8. Juli 1842.

Vielleicht giebt es keine Himmelsbegebenheit, die von den frühsten Zeiten des Menschengeschlechts an eine so allgemeine Aufmerksamkeit erregte, als die Sonnenfinsternisse, und diese Theilnahme begreift sich leicht, wenn man an das Unerwartete und Unerklärliche derselben für die ältern Zeiten, so wie an die plötzliche Veränderung des Tageslichts bei großen Sonnenfinsternissen denkt. Nur waren sie gewöhnlich nicht ein Gegenstand ruhiger Beobachtung und Forschung, sondern der Furcht und des Schreckens, der sich aller Gemüther bemächtigte und sie zu den wunderlichsten Aeußerungen trieb. Man legte sich die härtesten Büßungen auf, flüchtete in die Tempel und suchte Rath bei den Priestern, opferte den zürnenden Gottheiten und harrte ängstlich des wiederkehrenden Sonnenlichts. Man deckte eiligst die Brunnen zu, um sie vor dem aus der Luft herabfallenden Gifte zu schützen. Feindliche Heere, schlagfertig einander ge-

genüberstehend, vergaßen ihres Zwistes und das schon gezückte Schwerdt kehrte in die Scheide zurück. Ja auch noch in christlichen Jahrhunderten waren Finsternisse oft Veranlassung zu Juden-Verfolgungen, und die Chinesen peitschten ihre Hunde, damit durch deren Geheul der große Drache abgehalten werde, die Sonne zu verschlingen.

Und was ist es denn nun eigentlich, das ein so allgemeines Entsetzen verbreiten konnte? Nichts weiter, als daß drei Weltkörper, die gewöhnlich ein Dreieck im Weltenraume bilden, ausnahmsweise in eine gerade Linie zu stehen kommen, wobei keiner den andern berührt, sondern jeder sich wie immer in gemessener Entfernung hält. Diese drei Körper sind Sonne, Mond und Erde, und die Ordnung, in der sie hier aufgeführt sind, zugleich die, in welcher sie sich alsdann befinden. Die Sonne, von der das Phänomen seinen Namen entlehnt, erfährt dabei nicht das Geringste, ungeschwächt spendet sie Licht und Wärme nach allen Seiten, und leidet keine Finsterniß.

Allein unsre Erde, oder richtiger nur ein Theil der Erde (ein Fünftel oder Sechstel etwa) empfängt das Sonnenlicht nicht, welches ihr bestimmt war, da der zwischen beiden stehende Mond es auffängt und seinen Schatten gegen die Erde hin erstreckt. Diese also ist es, welche theilweis verfinstert (beschattet) wird, und es gehen daher auch auf ihr Veränderungen vor, als solche, die ein Schatten bewirken kann. Die alten Völker verdienen Entschuldigung, denn die Ursache der Erscheinung war ihnen unbekannt: wer heut, bei besserer Erkenntniß, noch abergläubische Vorstellungen dieser Art festhalten wollte, der fürchtet sich vor einem Schatten.

Der Mond, scheinbar eben so groß, in der Wirklichkeit aber dem Durchmesser nach 400, dem körperlichen Inhalte nach 64 Millionen Mal kleiner als die Sonne, kann seinen Schatten nicht in's Unendliche fort erstrecken, sondern dieser muß in einer Spitze enden und nur der Halbschatten, der den vollen Schatten rings umgiebt und seine Grenzen unsicher macht, erstreckt sich noch weiter. Die Entfernung des Mondes von der Erde wie von der Sonne ist nun nicht stets dieselbe, und wiewohl beide Veränderlichkeiten in ziemlich enge Grenzen eingeschlossen sind, so reichen sie doch hin zu bewirken, daß die gegen die Erde gerichtete Spitze des Mondschattens in einigen Finsternissen diese erreicht, in andern dagegen nicht. Nur wenn ersteres geschieht, wird den Gegenden der Erde, auf welche diese Spitze trifft, die Sonne gänzlich verdeckt; allein dies ist jedenfalls nur eine verhältnißmäßig schmale Zone der Erde und die totale Finsterniß kann nicht über 4—5 Minuten währen. Die vom wirklichen Schatten getroffenen Orte haben also nun eine totale Sonnenfinsterniß, während für die andern außerhalb dieser Zone liegenden (und für sie selbst vor und nach

der totalen) eine partiale Sonnenfinsterniß stattfindet, die desto größer ist, je näher der Ort dieser Zone liegt, und die in etwa 400 bis 500 Meilen Entfernung von derselben schon aufhört.

Trifft der wirkliche Schatten die Erde gar nicht, hat er aber eine solche Lage, daß er in gerader Linie verlängert die Erde treffen würde, so hat der Punkt, auf welchen die Spitze des Schattens gerichtet ist, eine ringförmige Sonnenfinsterniß, die gleichfalls nur in einer schmalen Zone gesehen werden kann. In der Mitte dieser Zone, wo der Ring der Sonne einen Augenblick überall gleich breit erscheint, ist die ringförmige Finsterniß central. Vor und nach der ringförmigen Finsterniß, so wie zu beiden Seiten der Zone, ist die Finsterniß dann ebenfalls partial, und der Mond steht nicht ganz vor der Sonnenscheibe.

Geht endlich der wirkliche Schatten des Mondes gar nicht auf die Erde zu, sondern an ihr vorüber, doch aber so nahe, daß der Halbschatten noch einen Theil der Erde treffen kann, so entstehen bloß partiale Sonnenfinsternisse. Diese letztern kommen nur in den nördlichsten und südlichsten Gegenden der Erde vor und häufig treffen sie auf kein einziges bewohntes Land, sondern nur auf Oceane.

Um in bestimmten Zahlen die Größe auszudrücken, welche die Finsterniß eines Orts verglichen mit der eines andern erreicht, theilt man den Durchmesser der Sonne, ohne Rücksicht darauf, ob er scheinbar etwas größer oder kleiner ist, in 12 gleiche Theile (Zolle) und diese in Decimaltheile. Bei einer Finsterniß von 6 Zollen ist also gerade die Hälfte des Durchmessers, bei 8 Zoll zwei Drittel, bei 10,5 Zoll sieben Achtel des Sonnendurchmessers verdeckt. Man nimmt jedesmal den Moment, wo die Finsterniß am größten ist, und der ohngefähr in die Mitte fällt, zum Maaßstabe.

Die Vorausberechnung einer Sonnenfinsterniß würde bei der jetzigen Vollkommenheit der Astronomie zu den leichten Aufgaben gerechnet werden müssen, wenn sie nicht durch den Umstand, daß sie für jeden Erdort besonders geführt werden muß, langweilig würde. Jeder Ort hat sowohl der Zeit als der Größe nach seine eigne Finsterniß, etwas, das bei Mondfinsternissen nicht eintritt, die vielmehr allen Erdorten, welche den Mond zu dieser Zeit über ihrem Horizont haben, gleich groß und — bis auf den Meridian-Unterschied — zu gleicher Zeit erscheint. Denn die Mondfinsterniß ist für unsern Anblick eine Beschattung, die Sonnenfinsterniß eine Verdeckung. — Man berechnet sie also gewöhnlich für einige Hauptorte genau, für die übrigen nur beiläufig. Auch ist es wirklich nicht möglich, Anfang und Ende bis auf die letzte Sekunde zustimmend vorauszubestimmen. Zu groß ist die Zahl

der Ungleichheiten des Mondlaufs und zu verwickelt ihre Berechnung, als daß diese äußerste Schärfe erreichbar wäre. Man kann annehmen, daß eine mit aller Sorgfalt im Voraus berechnete Finsterniß dem Anfang und Ende nach etwa auf ¼ Minute unsicher sey; bei den nur beiläufig nach Näherungsformeln berechneten kann die Unsicherheit 1 bis 2 Minuten betragen. Immer aber muß vorausgesetzt werden, daß die Lage des Orts auf der Erde selbst genau bestimmt sey. Wie wenig dazu gehöre, um eine bemerkbare Verschiedenheit des Phänomens zu erzeugen, beweist unter Anderem die Finsterniß vom 15. Mai 1836, die auf der Königsberger Sternwarte, am nordwestlichen Ende der Stadt, bloß sichelförmig, in der Stadt selbst aber einen Augenblick wirklich ringförmig erschien.

Wenn eine partiale Sonnenfinsterniß nicht über 9 Zolle geht, so bemerkt man keine Schwächung des Tageslichts und eben so wenig etwas Besonderes an der Sonne selbst, die vielmehr regelmäßig diejenige Gestalt annimmt, welche ihr der Vorausberechnung gemäß zukommt. Das Einzige, was sich auf der Erde verändert zeigt, sind die Lichtlücken im Schatten belaubter Bäume, die statt ihrer gewöhnlichen runden Form die sichel- oder hufeisenförmige der Sonne annehmen. Durch Ferngläser, mit einem Blendglase versehen, kann man die einzelnen Unebenheiten des Mondrandes, so weit er vor der Sonne steht, deutlich wahrnehmen. — Uebersteigt dagegen die Finsterniß 9 bis 10 Zoll, so wird eine Abnahme des Sonnenlichts verspürt, die man aber weder als eine Dämmerung, noch als einen bleichen neblichten Sonnenschein bezeichnen kann, sondern die sich von beiden der Art nach völlig unterscheidet. Eigentlich besitzen wir für diese ganz eigenthümliche Beleuchtung keinen Ausdruck. Das Licht ist entschieden schwächer, allein dabei wirklich bestimmter als sonst, die Schatten sind schwärzer und schärfer begrenzt, die Farben bleicher und eine Art grünlicher Schimmer verbreitet sich über die Landschaft; auch die Wolken, wenn deren einzelne am Himmel stehen, bekommen grünliche Ränder; das eigentliche Blau des Himmels wird vermißt, obgleich er seine Heiterkeit behält. Die ganze Natur hat etwas melancholisch-magisches, das Thermometer sinkt, ein Wind fährt über die Erdfläche hin und folgt dem Laufe der Finsterniß. Thiere, insbesondere Vögel, werden ängstlich, scheu und unruhig. Aehnliches wird bei wirklich ringförmigen Sonnenfinsternissen bemerkt, vorausgesetzt, daß heitrer Himmel statt finde, denn bei bedecktem Himmel zeigt sich nichts als eine Abnahme der Helligkeit. In den Momenten, wo der Ring sich bildet und wieder zerbricht, bemerkt man (im Fernrohr), daß dies gewöhnlich mit einem Zerbrechen des Sonnenrandes in mehrere Stücke verbunden ist, was sich hinreichend durch die Ungleichheiten des Mondrandes erklärt.

Totale Sonnenfinsternisse für bestimmte Erdgegenden sind sehr selten. Man kann durchschnittlich annehmen, daß 8 Jahre, welche 99 Neumonde enthalten, 18 Sonnenfinsternisse, und unter diesen 3 totale und 8 ringförmige bringen. Aber da die Zone, innerhalb deren die Finsterniß total seyn kann, durchschnittlich nur etwa den 100sten Theil der Erde trifft, so vergehen drei Jahrhunderte, bis dieselbe Erdgegend wieder eine solche sieht. Man rechne nun noch diejenigen ab, die durch trübes Wetter vereitelt werden und man wird es begreiflich finden, daß wir noch so wenig über dieses merkwürdige Phänomen wissen. Die Alten melden uns nichts Näheres, denn „die Sonne verschwand; es erschienen am Tage die Sterne", und ähnliche allgemeine Ausdrücke können uns nur wenig belehren. — Aus den wenigen Beobachtungen, die wir von neuen Astronomen besitzen, ersieht man, daß sich um die Sonne ein leuchtender Ring bildet, sobald ihre Scheibe gänzlich vom Monde bedeckt ist. Dieser Ring ist zunächst am Mondrande roth, weiterhin gelb und er verliert sich in großen weißen Strahlen. Er ist in heftiger wallender Bewegung, so daß Einige ihn mit einem künstlichen Feuerrade verglichen haben, auch fügen sie hinzu, daß er sich nicht gleich, sondern erst 5 — 6 Minuten nach Eintritt der totalen Verdunkelung bilde und in der Mitte der Finsterniß am stärksten glänze. Er ist Ursach, daß keine eigentliche Nachtdunkelheit eintritt, obgleich der Himmel hinreichend dunkel ist, um die Sterne erster und zweiter Größe, so wie die hellern Planeten, zu zeigen — sogar ein Komet soll sich einst auf diese Weise gezeigt und den allgemeinen Schrecken nicht wenig vermehrt haben. Die höchst eigenthümliche Dämmerung, welche sich über die Erde lagert, der Finsternißwind, der sich plötzlich erhebt, und die ungewöhnliche Himmelserscheinung verwirren die Thierwelt: Pferde drängen sich ängstlich zusammen; Heerden laufen scheu und verstört umher, Vögel stehen im Begriff, sich zur Ruhe zu begeben oder flattern hin und wieder, fallen wohl gar aus der Luft herab — daher die Meinung von einem Gifte, das in der Luft stecke. — Befindet man sich auf weiten freien Ebenen oder auf Berggipfeln, so kann man den Schatten des Mondes auf der Erdfläche deutlich herankommen und abziehen sehen; man erblickt eine Gegend von Nacht umhüllt, und eine andere im hellsten Sonnenschein glänzend — doch das ganze wunderbare Schauspiel währt nicht lange genug, um es gehörig aufzufassen — denn in vier bis fünf Minuten ist es vorüber.

Aufmerksame und möglichst vorbereitete Beobachtungen einer totalen oder fast totalen Sonnenfinsterniß, auch ohne Instrumente — nur eine genaue Uhr ist wünschenswerth — können deshalb noch immer für die Bereicherung unsrer Kenntniß der physischen Natur der betreffenden Himmelskörper von

Wichtigkeit werden, und deshalb wird es nicht ohne Interesse seyn, auf die im Jahr 1842 eintretende, große Sonnenfinsterniß im Voraus aufmerksam zu machen. Sie tritt am 8. Juli in der Frühstunde ein, und die Grenzen ihrer Sichtbarkeit, so wie deren Verlauf, können wir uns auf folgende Weise darstellen:

Ein auf dem Gipfel des berühmten Piks von Teneriffa stehender Beobachter würde die Finsterniß gerade beim Aufgange der Sonne zuerst bei ihrem Aufhören erblicken, weiter westlich geht die Sonne erst auf, nachdem die Finsterniß schon vorüber ist; ihren Anfang sehen am frühesten die Araberstämme, welche im Süden der Regentschaften Tunis und Tripolis nomadisiren. Die Grenze der Sichtbarkeit geht vom Pik von Teneriffa aus durch die Sahara, überschreitet zweimal den Niger, bei Jenné und bei Katunga, zieht dann an den Südufern des Tschadsees vorüber, durch Derfur und über den Nil, nahe bei Ambukan. Bei Suakim überschreitet sie das rothe Meer, zieht an Mekka und Maskat südlich vorüber, geht durch Bombay und Hyderabad in Indien, ferner durch Malacca, den südlichen Theil von Borneo, die Insel Flores und den nördlichsten Theil von Neuholland. Hier, in Arnheims-Land südlich von Port Essington, liegt der südlichste Punkt der Erde, bis zu welchem die Finsterniß vordringt. Von hier ab wendet die Grenze sich nordöstlich, durchschneidet Neu-Guinea und den Archipel der Carolinen, in denen der Punkt liegt, wo sie für die Erde endet und beim Untergange der Sonne gesehen wird. Weiter zieht sie durch den nördlichen Theil des großen Oceans (die Insel Halcyon 19° 30′ N. B. und 182° 30′ O. L., ist einer der Grenzpunkte) und an Kodjak vorüber zum S. Eliasberge, durch den großen Bärensee, die Bathurst-Einfahrt, die Halbinsel Melville und den südlichen Theil von Baffins-Land zu den Azoren, wo Terceira und S. Miguel zwei Grenzpunkte bilden, bis zu dem oben erwähnten Pik von Teneriffa.

Hieraus geht hervor, daß ganz Europa, ganz Asien, mit Ausnahme einiger Südspitzen, ein Theil Neuhollands, der größte Theil Neuguinea's, über ein Drittel des afrikanischen Continents, mehrere Inseln des indischen Archipels, der Südsee und des atlantischen Meeres, sämmtliche des nördlichen Eismeeres und die nördlichsten Theile Amerika's, namentlich ganz Grönland, die Finsterniß sehen.

Bei weitem enger sind dagegen die Grenzen, innerhalb deren sie total erscheint, allein sie ist in Beziehung auf Beobachtungen, von denen eine Bereicherung der Wissenschaft zu hoffen ist, sehr günstig gelegen. Von europäischen Hauptsternwarten werden sechs, Marseille, Mailand, Padua, Wien, Ofen, Kiew, sie total erblicken; andre namhafte Orte sind: Badajoz, Madrid, Toledo, Saragossa, Barcellona, Avignon, Toulon, Nizza, Genua, Parma, Verona, Venedig, Grätz, Presburg,

Lemberg, Brody, Tscheraigow, Kursk, Tambow, Pensa. Auch Turin, Modena, Ferrara, Triest, Orel, Woronesch und Simbirsk liegen der Zone so nahe, daß die Finsterniß dort fast ganz total ist, indem an keinem der genannten Orte $\frac{1}{100}$ der Sonne unverfinstert stehen bleibt. Von Pensa aus überschreitet diese Zone, in einer Breite von 18 bis 20 Meilen, die Wolga zwischen Simbirsk und Samara, den Ural um Werchuralsk, den Tobol zwischen Troizk und Ischim und den Irtisch zwischen Omsk und Semipolatinsk. Hier trifft sie den Ort Jamyschewskaja, wo gerade im Mittage die totale Finsterniß statt findet. Von diesem Centrum der Finsterniß aus zieht sie über die wilden Höhen des Kolsum und großen Altai und steigt in die südöstliche Hochebene hinab, wo sie die Horden der Thianschan, Kalkas und Torgoten in Furcht setzen wird, und durch die Kobiwüste zur chinesischen Mauer, die sie bei Longtscheu überschreitet. Dreimal durchschneidet sie den Hoangho und einmal den Jantsekiang und endet in einem Punkte des Oceans, der etwa in die Mitte des Weges von den Philippinen zu den Marianen-Inseln fällt. Die ganze Zone begreift noch nicht den zweihunderten Theil der Erdoberfläche.

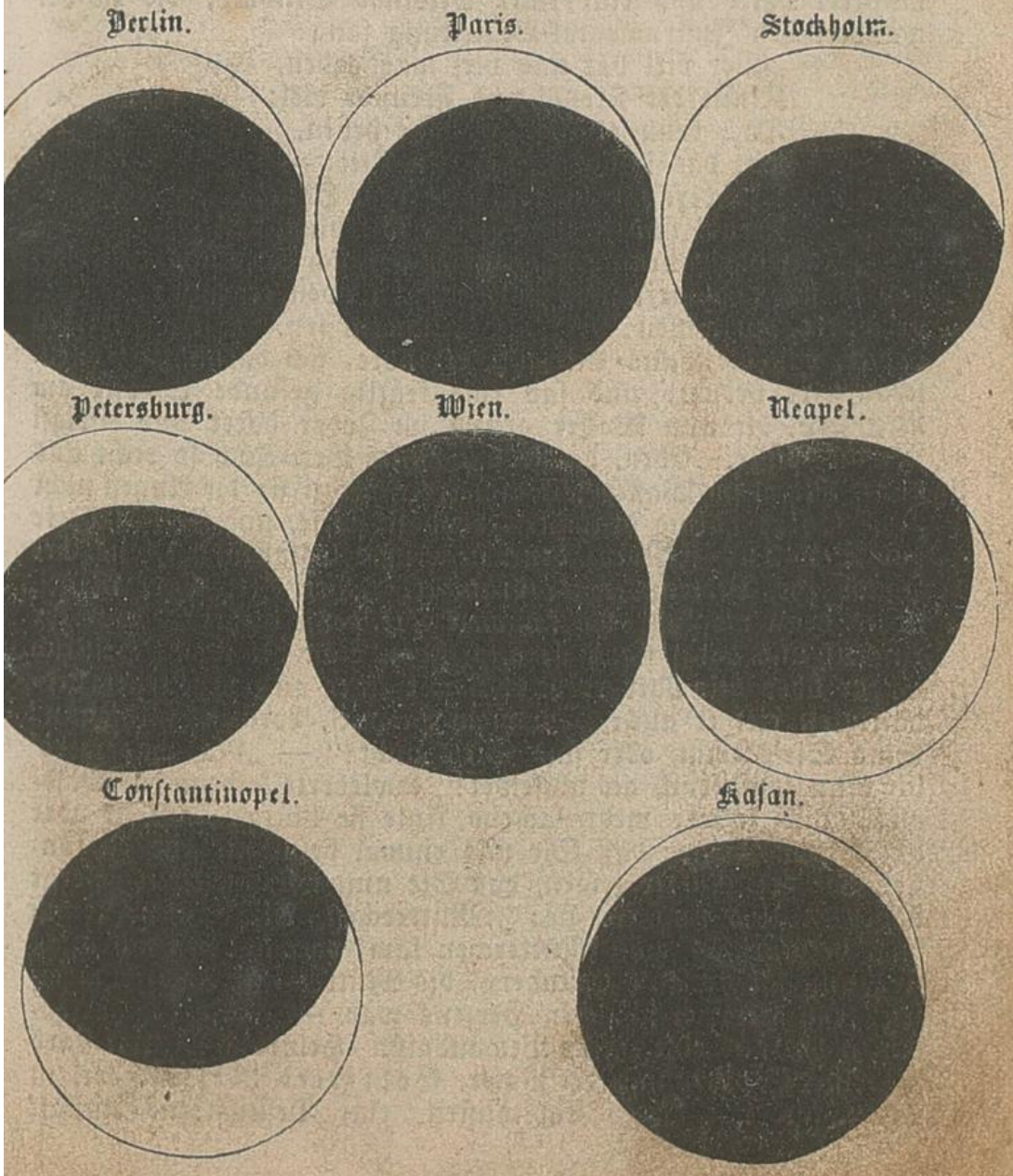
Für ganz Europa ist die Finsterniß bedeutend groß.

Zone der totalen Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842 in Europa.



In Deutschland z. B. wird die Insel Norderney, der Punkt, wo sie am kleinsten ist, sie noch 9, 6 Zoll groß sehen. Die Linie für 11 Zoll Verfinsterung an der Südseite der Sonne läuft von der Mündung des Minho durch Bourges, Coburg, Posen, Wilna, Wjätka, die für zehn Zoll von L'Orient durch Dieppe, Lille, Bremen, Hamburg, Windau, Dorpat. Elf Zoll Verfinsterung an der Nordseite zeigen sich auf einer Linie, die von Melilla durch Saffari, Civita vecchia, Semlin und Jassy zieht u. s. w., so daß es keinen europäischen Ort giebt, der nicht mehr als die Hälfte der Sonne verfinstert erblickte. Westlich erfolgt sie früher, östlich später. Mädler.

Größe der Sonnenfinsterniß für verschiedene Orte.



Lemberg, Brody, Tscheraigow, Kursk, Tambow, Pensa. Auch Turin, Modena, Ferrara, Triest, Orel, Woronesch und Simbirsk liegen der Zone so nahe, daß die Finsterniß dort fast ganz total ist, indem an keinem der genannten Orte $\frac{1}{100}$ der Sonne unverfinstert stehen bleibt. Von Pensa aus überschreitet diese Zone, in einer Breite von 18 bis 20 Meilen, die Wolga zwischen Simbirsk und Samara, den Ural um Werchuralsk, den Tobol zwischen Troizk und Ischim und den Irtisch zwischen Omsk und Semipolatinsk. Hier trifft sie den Ort Jamyschewskaja, wo gerade im Mittage die totale Finsterniß statt findet. Von diesem Centrum der Finsterniß aus zieht sie über die wilden Höhen des Kolsun und großen Altai und steigt in die südöstliche Hochebene hinab, wo sie die Horden der Thianschan, Kalkas und Torgoten in Furcht setzen wird, und durch die Kobiwüste zur chinesischen Mauer, die sie bei Longtschen überschreitet. Dreimal durchschneidet sie den Hoangho und einmal den Jantsekiang und endet in einem Punkte des Oceans, der etwa in die Mitte des Weges von den Philippinen zu den Marianen-Inseln fällt. Die ganze Zone begreift noch nicht den zweihunderten Theil der Erdoberfläche.

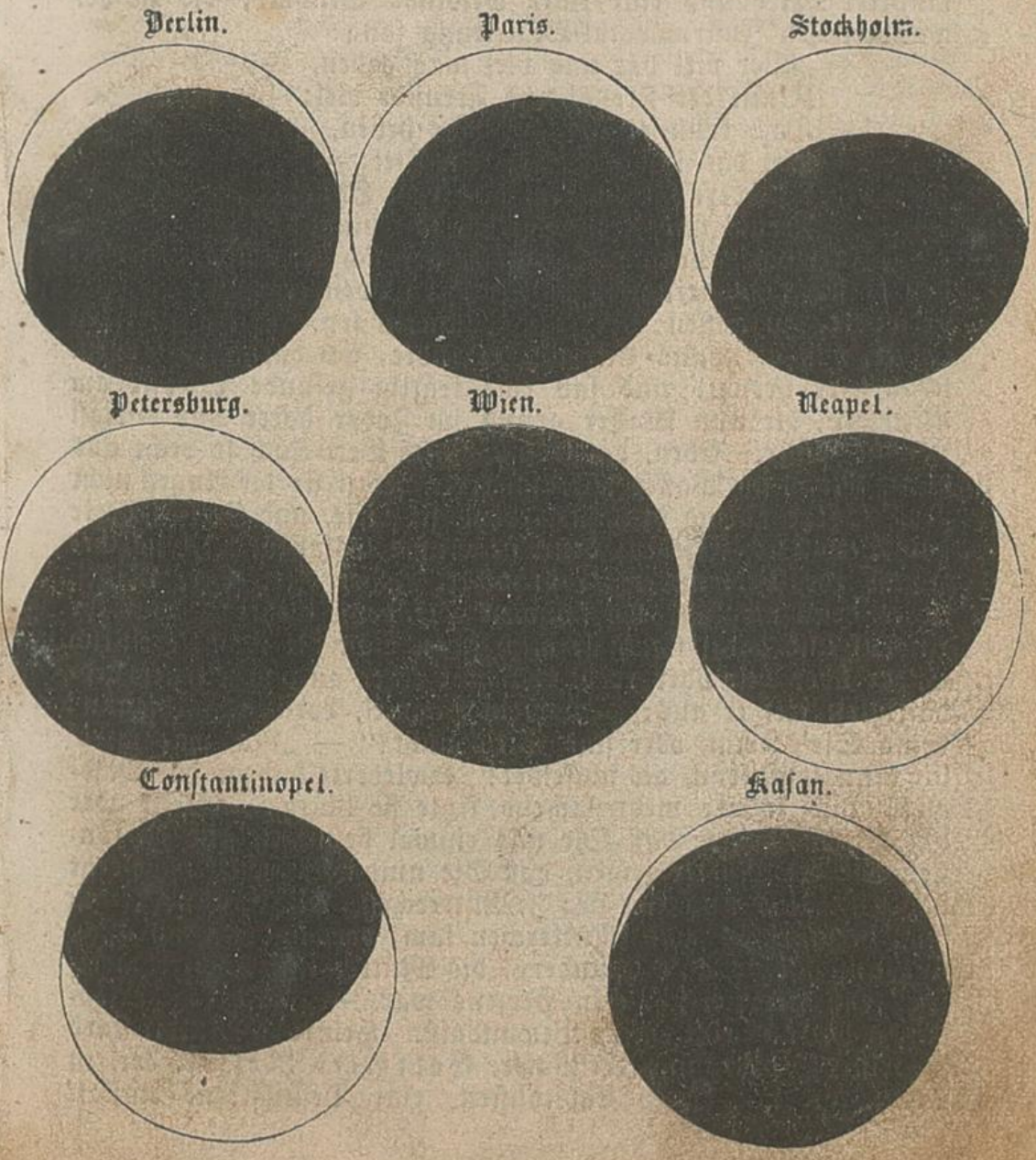
Für ganz Europa ist die Finsterniß bedeutend groß.

Zone der totalen Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842 in Europa.



In Deutschland z. B. wird die Insel Norderney, der Punkt, wo sie am kleinsten ist, sie noch 9, 6 Zoll groß sehen. Die Linie für 11 Zoll Verfinsterung an der Südseite der Sonne läuft von der Mündung des Minho durch Bourges, Coburg, Posen, Wilna, Wjätka, die für zehn Zoll von L'Orient durch Dieppe, Lille, Bremen, Hamburg, Windau, Dorpat. Elf Zoll Verfinsterung an der Nordseite zeigen sich auf einer Linie, die von Melilla durch Saffari, Civita vecchia, Semlin und Jassy zieht u. s. w., so daß es keinen europäischen Ort giebt, der nicht mehr als die Hälfte der Sonne verfinstert erblickte. Westlich erfolgt sie früher, östlich später. Mädler.

Größe der Sonnenfinsterniß für verschiedene Orte.



Die Polterkammer.

Heinrich Ressel, ein Berliner Kind, das nun sechsundzwanzig Jahr alt war, wanderte, bald zur Erde, bald in den heitern Himmel schauend, mißmüthig und gedankenlos nach einem Dorfe, das eine gute Meile von Preußens Residenz entfernt ist. Nachdem er kaum ein Drittheil des Weges hinter sich hatte, kam er sich schon ermüdet vor und warf sich auf eine Bank, die er an einem einzeln stehenden Hause fand. Da wär' er wahrscheinlich eingeschlafen, wenn ihn nicht plötzlich die lebhafte Bewegung eines kreischenden Brunnenschwengels ermuntert hätte und eine klare weibliche Stimme, die zu der wunderlichen Instrumental-Begleitung sang:

„Wer viel hat und viel mag geben,
Kennt der Freud' und Freunde viel;
Doch kann er nicht Schätze heben,
Hat das lust'ge Spiel sein Ziel; —
Wandert's Geld ihm aus dem Haus,
Freud' und Freund zieh'n mit hinaus!"

„Ja wohl!" brummte Heinrich vor sich hin, und dabei erhob er sich halb gern und halb ungern, weil er einige Neugier verspürte, zu wissen, wer die Sängerin sey. Sehr zufrieden damit, daß die Haus-Ecke ihm erlaubte, sich daran zu lehnen, schaute er herum, und sah eine kräftig gesunde Schöne am Brunnen, die nun Wasser genug im Zober hatte und eifrigst Wäsche spülte. Eben, da sie mit einem Bett-Tuch so recht aus voller Macht im Wasser wirthschaftete, wozu sie die Augen nicht grad' so sehr nöthig brauchte, erhob sie diese, und klatsch! hatte das Bett-Tuch Frieden, denn sie mußte loslassen, weil sie ihre Hände zur Verwunderung brauchte. „Herr Je, Herr Ressel, ist es denn möglich, wo kommen Sie denn hieher?" war ihr Ausruf und dabei stand sie auch schon dicht bei ihm. Heinrich wurde über und über roth, doch mit einer an ihm seltenen Lebhaftigkeit rief er aus: „Du mein Himmel, Lorchen Huthmann! Sind Sie's denn, oder sind Sie's nicht?" — „Na, was werd' ich denn sonst seyn, als ich selber!" erwiederte lachend das Mädchen, und immer mehr lachend setzte sie hinzu: „Es ist aber hübsch von Ihnen, daß Sie uns einmal besuchen, und da können Sie der Mutter zeigen, daß Sie nun wirklich lesen gelernt haben!" Und nun rief sie: „Mütterchen, Mütterchen, komm 'mal heraus!" — und Mütterchen kam, verwunderte sich auch, und nun ging's an's Plaudern, bis Mutter und Tochter merkten, daß Heinrich schweren Herzens war. — Mit dem Lesenlernen hatte es eine eigene Bewandniß. Heinrichs Mutter starb bei seiner Geburt, und der Vater, Gottfried Ressel, der, in Compagnie mit einem Capitalisten, eine Destillations-Anstalt

hatte, behalf sich von da an mit den hübschen Ladenmädchen, selten an seinen Sohn denkend. Nun wohnte im selben Hause, auf dem Hofe, ein Böttcher-Meister, Namens Huthmann; der hatte eine gar wackere Frau, die es mit großem Leid wahrnahm, daß der arme Heinrich in seines Vaters Hause fast wie ein Ueberlästiger betrachtet wurde, und da der Knabe öfter in die enge Wohnung der ordnungliebenden Familie Huthmann eintrat und die Mutter ihre Tochter, Lorchen, im Lesen unterrichtete, und in Allem, so weit ihre Kenntnisse reichten, mußte Heinrich, der damals schon elf Jahre zählte und wenig oder nichts gelernt hatte, in solchen Stunden auch mit heran und legte auf diese Art den ersten Grund zu der geringen Weisheit, die ihm zu Theil wurde. Da sich Niemand recht um ihn bekümmerte, ward er scheu, träumerisch und träge. Seinen Vater machten unterdeß die Branntweintrinker reich und immer reicher. Er trennte sich von seinem Compagnon, und mehrere Jahre später wurde er Rentier, hatte ein Paar Häuser in der Stadt und ein Landhäuschen auf einem Dorfe. Da kamen dem Herrn Gottfried Nessel wohl zuweilen Gewissensbisse über die Vernachlässigung seines Sohnes; es sollte Alles nachgeholt werden, aber mit Vielem war es zu spät, und unser Heinrich, sonst ein gutmüthiges Menschenkind, hatte beim Lernen keinen rechten Trieb, mithin nur schwachen Erfolg. Da starb plötzlich auch sein Vater, zu großem Leidwesen der Weinhändler, die ihn einen ihrer besten Kunden nannten; der Tod ereilte ihn, als er eben sein Landhäuschen bezogen hatte, und Heinrich, der nun ein reicher Erbe war, kam auf zwei Jahre noch unter Vormundschaft, lebte indeß mit seinen Cumpanen, die sich rasch eingefunden hatten, wie ein Schlaraffe. Das Schicksal zeigte ihm aber Tücke; die Erben des früheren Compagnons seines Vaters präsentirten einen Kontrakt und mehrere Schuldscheine, wonach sie an die Erbschaft die Summe von 40,000 Thalern zu fordern hatten, nächstdem die Zinsen und Zins auf Zins seit vierzehn Jahren. Es entstand ein Prozeß, da jedoch trotz allen Suchens, in dem Nachlaß des Herrn Gottfried Nessel sich keine Quittungen fanden, so sprach das Urtheil durch alle Instanzen zum Vortheil der Gegner, und was Heinrich bis dahin sein nannte, reichte nicht hin, die Gläubiger zu befriedigen. Diese zeigten sich freilich noch großmüthig genug; sie ließen unserm Heinrich das Landhäuschen und verbürgten sich, ihm jährlich 300 Thaler zu zahlen auf Lebenszeit. Daß ihn unter diesen Umständen seine Cumpane verlassen hatten, versteht sich von selbst. So standen seine Angelegenheiten, und er war eben auf dem Wege, sein ihm übrig gebliebenes Besitzthum zu besichtigen, als sich ihm unerwartet die Bekanntschaft mit Lorchen Huthmann erneuerte, der er wohl von Zeit zu Zeit einmal begegnete, sie aber jetzt seit sechs Jahren nicht gesehen hatte; und

er mußte sich gestehen, daß ein Mädchen vom vierzehnten bis zum zwanzigsten Jahre sich sehr angenehm verändern kann, obwohl sie immer Anlage zeigte, eine hübsche Jungfrau zu werden. Vater Huthmann war auch zu seinen Vätern versammelt und die Wittwe hatte sich vor dem Thore ein Gärtner-Häuschen sammt dem Garten gepachtet, wo sie nun, selber fleißig, mit der fleißigen Tochter sich ganz zufrieden nährte, denn ihre Ansprüche gingen nicht in's Hohe.

Das hatten sich nun beide Theile bei der erneuerten Bekanntschaft erzählt, und Lorchen war dazwischen zuweilen hin- und hergelaufen, ein Glas Milch und einen Teller voll Obst, auch ein solides Butterbrodt zu holen, was Alles sich Heinrich wohl schmecken ließ, auf ein freundlich Ersuchen auch versprach, wenn er zurückkäme, wieder vorzusprechen.

Viel rüstiger war jetzt sein Schritt, und er sah gar nicht mehr aus, als langweile er sich, er schaute vielmehr mit heitrer Miene sinnend vor sich hin. Das Landhäuschen fand er begreiflich nicht in der schönsten Ordnung. Ein ehemaliger Ladengehülfe seines Vaters hatte sich dort, man wußte nicht recht wie, eingenistet und sich den Raum dadurch verschafft, daß er Alles, was ihm im Wege lag oder stand, in ein Zimmer hineinwarf, dem man nun den Namen: Polterkammer nicht mehr versagen konnte. Seit Kurzem war nun jener Insasse auch gestorben, und dadurch eine doppelte Unordnung in dem Hause heimisch. Unserm Heinrich wollte die Sache nicht behagen, da er durchaus nicht wußte, wie er es anzufassen habe, um hier wohnen zu können, und so kam er, den Kopf voll von Wirrigkeit, gegen Abend wieder bei der Wittwe mit ihrem Lorchen an. Die wußten aber für Alles Rath, sagten ihm auch: daß er mit einer Leibrente von 300 Thalern und einem eigenen Häuschen immer noch ein gemachter Mann wäre, und erboten sich zugleich, ihm gern zur Hand zu seyn, wenn er sich da wohnlich einrichten wolle.

Das wollte nun Heinrich freilich; nachdem er indeß drei Wochen und etwas drüber täglich recht gern bei der Wittwe, oder vielmehr bei Lorchen Huthmann, vorsprach und ungern wieder wegging, fand er, daß Lorchen nothwendig mit in das Landhäuschen gehöre, wenn er an die dort mögliche wohnliche Einrichtung glauben solle. Weil er aber gar keinen Muth aufbringen konnte, ihr das zu sagen, schrieb er an sie wie folgt:

„Meine verehrte Jugend-Bekanntschaft!

Von Ihrer Mutter hab' ich lesen lernen, und von Ihnen möcht' ich leben lernen, so weit sich das mit jährlichen 300 Thalern auf einem Landhäuschen thun läßt. Gewiß aber geht's noch 'mal so gut, wenn Sie dabei sind, und Ihre Mutter. Das hat aber Eile, denn meine gemiethete Möbel-Stube muß ich am 31sten August verlassen und heut haben wir schon den

6ten. Wenn Sie also nichts dagegen haben, so hol' ich Sie morgen ab, daß wir wegen unsrer Trauung zum Prediger gehen; hienach kann am 30sten die Hochzeit seyn und wir beziehen dann vereint die neue Wohnung. Ich bitte Gott, daß er Sie Ja sagen läßt; wollten Sie aber Nein sagen — thun Sie's nicht an mir ungeschickt Unglücklichen! — so schreiben Sie's mir lieber; dann will ich nicht mehr zu Ihnen kommen. In bester Hoffnung, daß Sie morgen meine Braut sind, empfehle ich mich Ihnen und der Mutter ganz ergebenst

Berlin, den 6. August 1838. Heinrich Ressel."

Da er keine schriftliche Antwort erhielt, ging er andern Tages klopfenden Herzens hinaus, wußte aber nicht, ob er sonderliche Freude daran haben könne, daß ihm die Mutter, die sein ansichtig geworden, ein Stück Weges entgegen kam. Sie grüßte ihn jedoch recht freundlich und ergriff auch bald das Wort: „Ihr Schreiben hat uns überrascht", sagte sie, „aber ich weiß, Lorchen ist Ihnen gut, Sie sind auch so weit ein ganz guter und gewiß ein redlicher Mensch, und mit dem, was Sie haben, können genügsame Leute sehr wohl auskommen, und Hände habt Ihr ja auch noch alle Beide. Das ist indeß die Hauptsache und sehen Sie" — sie stockte etwas — „ja, heraus muß es! — sehen Sie, da liegt bei Ihnen der Fehler. Ich entsinne mich, daß in Ihrer Kindheit, wenn ich manchmal sah, daß Sie ganze halbe Tage rein gar nichts thun konnten, und ich nun fragte: Heinrich, wird dir denn das nicht zur Last? — Sie mir sehr ruhig antworteten: Gar nicht! — bei so was muß man aber gar nicht gar nicht sagen, denn arbeiten ist das eigentliche Leben!"

Heinrich schritt stumm nebenher, verlegen auch, denn er fühlte, daß die Alte recht hatte. Sein Muth wäre aber doch ganz hin gewesen, kam nicht jetzt Lorchen herbei. Zwar nicht so lustigen Muthes wie sonst, streckte sie ihm doch schon von weitem die Hand entgegen, und als er sie hastig ergriff, sah er, wie ihr die Thränen aus den Augen schossen, und sie sich nun abwenden wollte. Da fragte er dann: „Lorchen, wollen Sie mir nicht eine Antwort geben?" — „Sie haben sie ja schon!" entgegnete sie, mit der Schürze die Thränen trocknend; „ich hätt' Ihnen ja jetzt nicht die Hand gegeben, wollt' ich Nein sagen. Ich habe zu Gott um seinen Segen gefleht, wir wollen ihm vertrauen, uns selber aber auch tüchtig rühren, dann wird gewiß Alles gut!" — Dabei fiel Lorchen der Mutter um den Hals, weinte sich aus, und war dann bald wieder so fröhlich wie sonst.

Rasch kam nun Alles in Gang und Mutter Huthmann trieb nun auch, das Landhäuschen in Ordnung zu setzen. Das war ein Jubel, als man dort hinaus kam! — man fand viel mehr, als man erwartet hatte, und über die Unordnung zu



siegen, da waren die beiden Frauen grade die rechten Leute. So wurde nun Tag für Tag gescharwerkt zu eigenem Nutzen, und Heinrich mußte tüchtig mit angreifen. Alles wurde verzeichnet, was vorhanden, um zu ermitteln, was etwa noch mangle zum Hausstande, und nachdem dies geschehen, erhielt Heinrich einen Zettel, worauf das Fehlende bezeichnet war, daß er nachsehe, ob sich vielleicht in der Polterkammer etwas davon vorfinde, wobei ihm mir nichts, dir nichts gleich der Auftrag wurde, diese Rumpeleien gleichfalls in Ordnung zu bringen, Alles aufzuschreiben, damit man das Ueberflüssige vom Nutzbaren sondere, jenes auf den Trödel schicken, dieses in Gebrauch nehmen könne. Unterdeß wollten sich Mutter und Tochter über die einträglichste Art, das Gärtchen umzugestalten, berathen, auch wohl hier und da gleich mit der That einschreiten. Der Auftrag für Heinrich war kein angenehmer, wie leicht zu ermessen, betrachtet man nur ein Stück der Polterkammer, wozu sich in dem Bilde die Gelegenheit findet. Er brütete auch Anfangs in halber Verzweiflung über die ihm zugetheilte Arbeit, zu welcher er mit Haarbesen und Borstwisch ausgerüstet worden war. Endlich aber, an die künftigen Honigtage denkend, faßte er den Entschluß, die sauern Stunden rüstig zu überwinden, und ging an's Werk. Nachdem er Manches gefunden, womit er, laut seines Zettels, sein Frauenvolk erfreuen konnte, und dies in die Zimmer brachte, gerieth er an mehrere Koffer, in denen er unter Anderem auch vielerlei Papiere fand, wobei er sich denn hin und her vertiefte, da sich manche Erinnerung bei ihm weckte, so daß, als die Frauen mehrmals riefen: er möge zur Erholung auch einmal in den Garten kommen, er ihnen entgegnete: er fände da so viel, daß es ihn gradhin wie fest hielte. Plötzlich aber hörten Mutter und Tochter ein wahres Jubelgeschrei aus dem Fenster herunter: „Lorchen, Mutter Huthmann, um Gotteswillen, was hab' ich in Händen! Kommt 'rauf! kommt 'rauf! Ich kann mich nicht rühren vor Freude!" — Sie stürzten herbei und herauf, sahen aber jetzt, daß er sich sehr wohl rühren konnte; denn bald lachend, bald weinend tanzte er wie rasend im Zimmer herum, mehrere Papiere hoch über dem Kopfe haltend, und lange war nichts aus ihm heraus zu bringen, als die Worte: „Ich bin wieder ein reicher Mann!" und dabei ging das Springen von Neuem los.

Nachdem er sich einigermaßen beruhigt hatte, legte er den Frauen die Papiere vor. Es waren die Quittungen, wonach Heinrichs Vater seinem ehemaligen Compagnon Schuld und Gewinn ehrlich herausgezahlt hatte, und ausdrücklich war in einem dabei liegenden Aufsatz bemerkt: daß der Compagnon die über die Sache sprechenden Papiere nicht auffinden konnte, sie aber hiemit für null und nichtig erklärte, wenn sie jemals wieder zum Vorschein kommen sollten.

Heinrich hatte in seinem Entzücken noch nicht Zeit gehabt, zu bemerken, daß die Frauen sehr still geworden waren, jetzt aber sah er, daß Lorchen wieder Thränen trocknete. Heinrich stürzte auf sie zu: „Lorchen, was ist Dir, freu'st Du Dich denn nicht mit?" — „Ach ja, aus tiefster Seele!" antwortete sie, und legte die Hand auf's Herz. „Aber, wenn Sie nun ein so reicher Mann sind —!" — „Da meinst Du wohl, ich würde ein Schurke seyn? Pfui, schäme Dich, Lorchen; und bitt' mir's gleich ab! Das sag' ich Dir hiemit, ist unsre Hochzeit nicht am 30sten August, und ist der Plunder Schuld daran, so werf' ich ihn in's Feuer; denn ich weiß es, ich kann ohne Dich nicht glücklich seyn. Und wenn Du willst, will ich nun auch alle Tage Polterkammern ausräumen!"

Lorchen lag stumm an seinem Herzen und Mutter Huthmann ergriff gerührt Heinrichs Hand. „Siehst Du, Mutter, wozu das Lesenlernen gut ist?" sagte er in halbem Scherz; „hab' ich's doch von Dir gelernt, und nun will ich mich rechtschaffen dafür bedanken!"

Das thut er auch! Jene Erben, als der Justiz-Commissarius ihnen die Papiere vorlegte, ließen es gar nicht zum Prozesse kommen, sondern gaben Alles wieder heraus, wobei aber Heinrich nicht streng rechnete; denn er hatte auch ihnen einen Dank abzutragen, da sie doch, als sie im Recht zu seyn glaubten, ihn nicht ganz leer ausgehen ließen. Das Landhäuschen ist ihm aber so lieb geworden, daß er es wirklich bezog, das Gebäude vergrößerte, zu dem Garten ein Stück ankaufte, ja dann auch Feld und Wiesen, und die Frauen haben einen recht fleißigen Landwirth aus ihm gemacht, denn Mutter Huthmann blieb bei ihrem Spruch: „Arbeiten ist das eigentliche Leben!" — „Besonders, wenn Einem die Polterkammer hilft!" setzt dann wohl manchmal der glückliche Heinrich Reffel hinzu.

Das Königliche Schloss
in Copenhagen.

Rosenburg wird es genannt, weil König Christian der Vierte, der den Bau (1604) begann, es zu einem Lustschloß bestimmte, weshalb es auch außerhalb der Stadt lag; aber man erweiterte deren Grenzen schon nach vier Jahren und so wurde das Schloß mit seiner Umgebung ein Theil Copenhagens. Dem Geschmack der damaligen Zeit nach wurde es zum Theil im gothischen Stil von Inigo Jones, einem Engländer, erbaut und hat in der Länge 76, in der Breite 38 dänische Ellen; die Höhe bis zur Dachspitze beträgt 35, die des größten Thurmes 74 Ellen. Das merkwürdigste Gemach ist der große Rittersaal im zweiten Stockwerk, der eben so lang und breit wie das

ganze Schloß und verhältnißmäßig hoch ist. Er enthält das königlich dänische Wappen und die aus Stuccatur-Arbeit gefertigten Modelle der Reichs-Insignien. Auf den kostbaren Tapeten sind in zwölf Gemälden die Siege und Thaten des Königs Christian des Fünften dargestellt, alle mit Reimlein versehen, von denen wir folgende, ihres eigenthümlichen Ausdrucks wegen, mittheilen wollen: Bei der Eroberung Christianstadts (15. Aug. 1676):

„Die kühne Kraft des selbstanwesenden Monarchen
Giebt seinen Dänen Muth, daß kein Cartaunen Schnarchen
Gefährlich ihnen scheint, dies Christianstadt spürt,
Das mit dem Degen in der Faust wird emportirt."

Bei der Eroberung der Citadelle von Landscrona (4. Aug. 1676):

„Lands Cronen stolzes Schloß für die siegreichen Stücken
Des großen Christians sich endlich auch muß bücken,
Als es drei Wochen sich mit großem Lob gewehrt,
Verzweifelnd an Succurs, hat es Accord begehrt."

Und bei der Darstellung des großen Sieges auf der Collberger Haide (1. Juni 1677):

„Aus Gothenburg der Feind war durch den Belt gekommen,
Bei Rostock ward ertappt und tapfer ihm genommen
Vier capitale Schiff, nebst selbst den Admiral,
Auch sank Calmar-Castel, der Rest entkam diesmal."

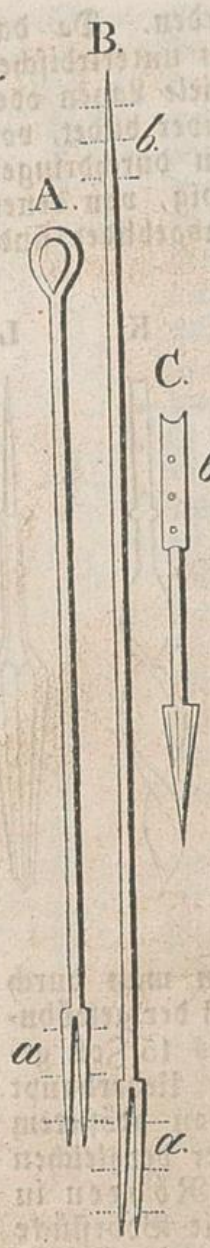
Die Portraits auf diesen Tapeten sind fast alle ähnlich, namentlich erkennt man Christian den Fünften, seine Generale, Admirale und übrigen Beamten. Auch ein königlicher Thron befindet sich in diesem Saal, nebst drei silbernen Löwen von natürlicher Größe mit vergoldeten Mähnen, welche vor demselben stehen bei der Krönung. Im zweiten Stockwerk befinden sich noch in den Thürmen erstens: das Glas-Cabinet mit einer Sammlung seltner und kostbarer Glasgeschirre jeder Art, besonders sehr vieler Pokale, welche die verschiedensten heimischen und ausländischen Fürsten gebraucht. Zweitens: das Regalien-Cabinet, welches die goldne Königskrone, das goldne Scepter, das königliche Schwerdt, den großen goldnen Reichsapfel und die goldne Salbenbüchse, Alles reich mit Edelsteinen verziert, und andre der königlichen Familie gehörige Juwelen und Schmucksachen von Gold, Silber, Elfenbein u. s. w. enthält. Ferner: das grüne Cabinet. Hier findet man unter den mannigfaltigsten Kostbarkeiten, als Pokalen in allen edlen Metallen und in Crystall (jeder von irgend einer Merkwürdigkeit), Schwerdtern und Degen berühmter Potentaten und allerlei andern Dingen, auch das bekannte Oldenburgische Horn. Von diesem erzählt man eine Sage, welche wir hier mittheilen wollen. Graf Otto der Erste von Oldenburg, der sich auf der Jagd zu weit von seinem Hofgesinde entfernt hatte, kam nach langem Reiten an einen Berg, der Osenberg genannt, auf dem

er still hielt und sich nach einem Quell umsah, da ihn sehr dürstete. Plötzlich öffnete sich der Berg und eine schöne Jungfrau, herrlich geschmückt, trat aus demselben, ihm jenes mit einem Trank gefüllte Horn anbietend. Ihn aber schreckte das trübe Getränk und er wagte nicht, es zu genießen. Da sprach zu ihm die Jungfrau: „Trinke ohne Zagen, Graf! denn so Du dieses Horn austrinkest, wird Dein Haus bis auf späte Zeiten blühen, so Du es aber verschüttest, wird Zwietracht und Haß darin wüthen." Der Graf jedoch konnte sich nicht zum Trunk entschließen, sondern goß es aus, und siehe, wo die Feuchtigkeit sein Pferd berührte, nahm sie die Haare weg. Bei diesem Anblick grausete ihn, und ob die Jungfrau gleich ihr Horn zurückforderte, sprengte er doch mit demselben eilends davon und gelangte bald zu seinem Gefolge. So weit die Sage, doch vermuthet man, daß dies Horn zu Christian des Ersten Zeiten von Daniel Aretäus, einem westphälischen Bildhauer, den dieser König an seinen Hof berief, verfertigt sey. — Im ersten Stockwerk ist ein großer, mit vielen Gemälden (besonders dänischer Könige) behangener Saal, in welchem die Ziehungen der königlichen Klassen-Lotterie statthaben. Dann das Spiegelgemach, worin die Decke, Wände, Thüren und selbst ein großes Oval im Fußboden aus Spiegelglas bestehen; daneben ein kleiner Verschlag, früher Badezimmer, in welchem jetzt mehrere Schwerdter aufbewahrt werden. Nächstdem das in drei Zimmer vertheilte, aus 60,000 Münzen und Medaillen aller Zeiten bestehende Münz-Cabinet, das Porzellan-Cabinet und endlich das Thronzimmer. Hier befinden sich die Thronstühle, welche bei der Krönung gebraucht werden, beide von der ausgesuchtesten und kunstreichsten Pracht; der königliche Mantel von carmoisinrothem Sammet, mit goldnen Kronen gestickt, die bei der Taufe der königlichen Prinzen und Prinzessinnen gebräuchliche „heilige Vase" und Anderes. Auch das künstliche Modell einer Ehrenpforte, welche dem König Christian dem Sechsten und seiner Gemahlin auf einer Reise (1733) zu Bergen errichtet worden, und das silberne Standbild Christian's des Vierten zu Pferde, 1888 Loth schwer, werden hier aufbewahrt. Im untern Geschoß liegt gegen Norden ein großer Saal, mit 79 Gemälden guter Meister der älteren Zeit geziert, früher das Audienzzimmer des eben erwähnten Königs, von wo ein Sprachrohr bis zu einem Zimmer auf der südlichen Seite des Schlosses führt, durch das man sich ganz leise unterhalten kann. In dem letztern Zimmer wird das Geweih eines Hirsches gezeigt, der 1611, als die Dänen von der schwedischen Festung Calmar Besitz genommen hatten, die Annäherung der Schweden der Besatzung kund gab, indem er durch dieselbe in die Stadt gescheucht wurde, was natürlich Aufsehen erregte. Außer dem Schlafgemach Christian des Vierten, in dem er auch am

28. Februar 1648 starb, befinden sich in diesem Geschoß noch mehrere Zimmer von geringerer Bedeutung, in denen das lebensgroße Bild Christian des Fünften, genäht und gestickt von seiner talentvollen Tochter Eleonora Ulfeldt, erwähnenswerth ist. Die große Gallerie zwischen den Gemächern des Königs und der Königin ist mit einer langen Reihe von Gemälden, welche die verschiedenartigsten Gegenstände darstellen, behängt. Atn.

Artesische Brunnen.

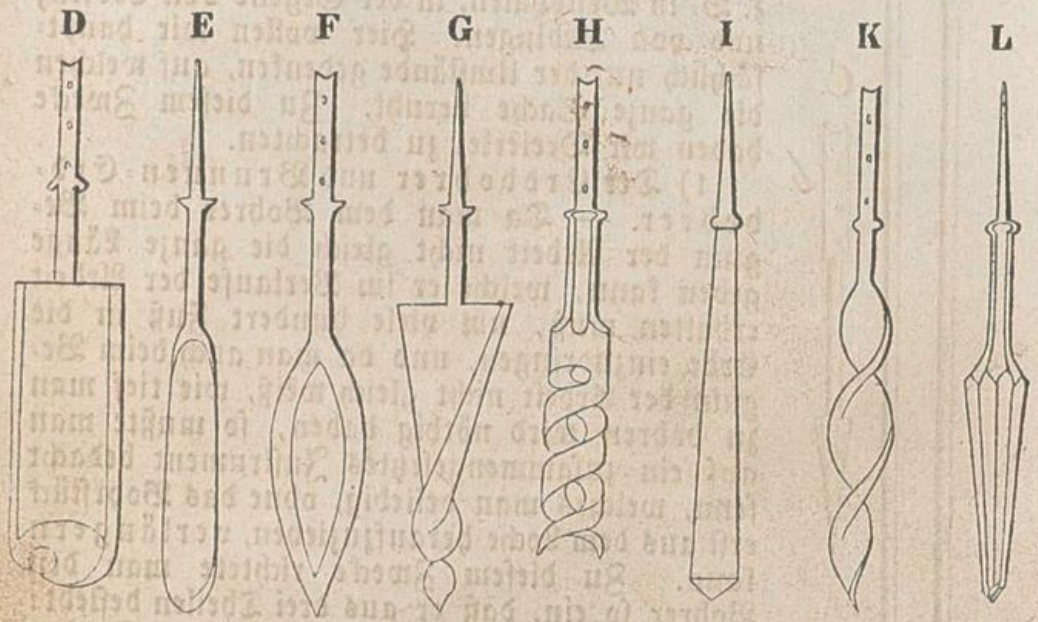
Es sind gebohrte oder Hebelbrunnen, welche man, da sie zuerst in der Grafschaft Artois in Frankreich in allgemeinen Gebrauch kamen, Artois'sche oder Artesische Brunnen genannt hat. — Der Gedanke: mit Hülfe des Erdbohrers unterirdische Quellen aufzusuchen und zu Tage zu fördern, ist Jahrtausende alt, und seit urvordenklichen Zeiten bedienten sich die Chinesen schon des Erdbohrers, um Salzsohle unter der Erde zu entdecken. Die mit dem Erbbohrer gemachten Erfahrungen auf die gebohrten oder überlaufenden Brunnen waren in China wohl schon vor dem Beginn unserer Zeitrechnung in Gebrauch; denn gegenwärtig ist dieses Land reich an solchen künstlichen Springquellen und die Chinesen verstehen es, 4000 bis 5000 Fuß tief mit dem Erdbohrer einzudringen. — Auch in Europa schreibt sich der Gebrauch des Erdbohrers aus alter Zeit her. Im vierzehnten Jahrhundert bediente man sich dieses Instrumentes schon zur Erforschung der Erdschichten bei Land- und Wasserbauten; später auch um wissenschaftliche Untersuchungen über die Lage und Dicke der verschiedenen Erd- und Steinschichten, die unsere Erdrinde bilden, anzustellen. Alt ist auch die Gewohnheit bei uns, mit dem Erdbohrer auf Steinkohle oder Salzsohle zu bohren, und nicht viel jünger scheint die Zeit zu seyn, wo man in Frankreich anfing, den Erdbohrer zur Aufsuchung unterirdischer Quellen anzuwenden, denn in der französischen gelehrten Literatur ist davon schon um das Jahr 1660 die Rede. Die ersten praktischen Versuche, mit Hülfe des Erdbohrers springende oder übersprudelnde Brunnen anzulegen, scheinen im nördlichen Frankreich gemacht worden zu seyn, obgleich in Nieder-Oesterreich schon vor 120 bis 130 Jahren gebohrte Brunnen im Gebrauch waren, auch in Italien bei Modena und Bologna schon in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts solche Brunnen bestanden. In jenem Theile des nördlichen Frankreichs, wo nun diese Art von Brunnen ihren Namen erhielten, war die Beschaffenheit des Erdreiches dem Bohren auf Quellwasser auch besonders günstig; seit Anfang dieses Jahrhunderts



haben sich aber diese Brunnen über ganz Frankreich verbreitet und gleichzeitig fanden sie in den südlichen Grafschaften Englands Eingang, wo die mit Nord-Frankreich ganz ähnliche Bodenbeschaffenheit dazu aufforderte. Die größte Aufnahme erhielten die Bohrbrunnen in den zweiten zehn Jahren dieses Jahrhunderts, wo sie auch in Deutschland Anwendung fanden, z. B. in Westphalen, in der Gegend von Coblenz und von Tübingen. Hier wollen wir hauptsächlich nur der Umstände gedenken, auf welchen die ganze Sache beruht. Zu diesem Zwecke haben wir Dreierlei zu betrachten.

1) Der Erdbohrer und Brunnen-Erdbohrer. — Da man dem Bohrer beim Beginn der Arbeit nicht gleich die ganze Länge geben kann, welche er im Verlaufe der Arbeit erhalten muß, um viele hundert Fuß in die Erde einzudringen, und da man auch beim Beginn der Arbeit nicht gleich weiß, wie tief man zu bohren wird nöthig haben, so mußte man auf ein zusammengesetztes Instrument bedacht seyn, welches man beliebig, ohne das Bohrstück erst aus dem Loche heraufzuziehen, verlängern kann. Zu diesem Zwecke richtete man den Bohrer so ein, daß er aus drei Theilen besteht: 1) dem Kopfstück A, in welches die Drehstangen zum Umdrehen des Bohrers eingesetzt werden; 2) dem Mittelstück B und 3) dem Bohrstück C, wie nebenstehende Zeichnung sie darstellen. Diese Theile werden so zusammengesetzt, daß die platten Enden b des einen Stücks in die Gabeln a des andern Stücks eingesetzt und durch eingebohrte Löcher mit Schraubenbolzen fest verbunden werden können. Das Kopfstück hat gewöhnlich 6, das Mittelstück 10 bis 15 Fuß Länge, und solcher Mittelstücke können dann in beliebiger Anzahl so oft und so viel zwischen das Kopfstück und das letzteingesetzte Mittelstück angesetzt werden, als es die Arbeit erfordert. Die Stärke sämmtlicher Eisenstangen ist von 1¼ bis 2 Zoll im Quadrat oder Durchmesser. Auf die Zubereitung dieser Bohrerstangen muß große Sorgfalt verwendet und jedes Stück vor dem Gebrauche einer Probe unterworfen werden, damit man seiner Stärke und Ausdauer möglichst versichert sey. Eine noch größere Sorgfalt muß auf die Verfertigung der Bohrstücke verwendet werden, welche den schwierigsten Theil der Arbeit zu verrichten haben und größten-

theils aus sehr gutem Stahl gearbeitet werden. Da das Erdreich, durch welches der Bohrer bis zu den unterirdischen Quellen dringen muß, mehrere und oft sehr viele Lagen oder Schichten von Erdarten und Felsarten übereinander bildet, von denen manche nur mit größter Anstrengung zu durchdringen sind, hat man auch verschiedene Bohrstücke nöthig, von denen hier die gebräuchlichsten und hauptsächlichsten abgebildet sind. Man theilt sie in der Regel in vier Klassen.



Zur ersten Klasse gehören die, mit welchen man durch Damm-Erde und zähen Thon bohrt. Dies ist der gewöhnliche Erdbohrer D, dessen Durchmesser von 4 bis 15 Zoll genommen wird, je nachdem es der Zweck erfordert. Ueberhaupt müssen beim Brunnenbohren alle Bohrstücke von größerem Durchmesser als beim Bohren auf Steinkohle oder dergleichen genommen werden, wegen Einbringung von Röhren in das Bohrloch. — Zur zweiten Klasse gehören die Bohrstücke für sehr harten Thon, Kreide, Kalkstein, wie die hier unter E, F abgebildeten Schaufelbohrer und Schneidebohrer und der Schneckenbohrer G. — Zur dritten Klasse gehört der unter A schon abgebildete Spitzbohrer, welcher angesetzt wird, wenn man auf Kiesel trifft, und der Schraubenbohrer H, mit welchen kleinere und lose liegende Kiesel zermalmt oder aufgenommen und zu Tage gefördert werden. — Zur vierten Klasse endlich gehören der Meißelbohrer I, mit welchem harte Gesteine, wie Sandstein, Marmor durchpocht oder Trümmergesteine zerstoßen werden; dann der Kronbohrer und gewundene Kronbohrer K, welcher bei tiefliegendem sehr harten Thon angewendet wird und schnell

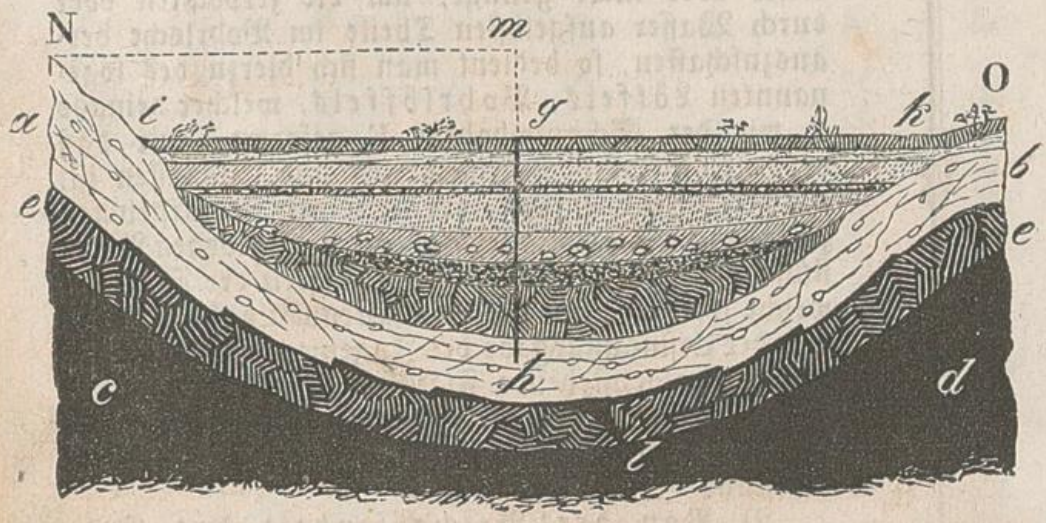
M



eindringt, und der Sternkronbohrer L, welcher dazu dient, das Bohrloch durch alle Erd- und Felslagen durch gleich cylindrisch zu machen, d. h. rund und eben nachzuputzen. — Eine fünfte Klasse von Bohrern sind die Sandkellen, trichterförmige Bohrstücke, um Triebsand zu bohren; auch wie die Schaufelbohrer zu ähnlichen Zwecken, und um Erdtheile und kleine Trümmer heraufzuholen. Wenn dieser aber nicht genügt, um die zerpochten oder durch Wasser aufgelösten Theile im Bohrloche herauszuschaffen, so bedient man sich hierzu des sogenannten Löffels, Bohrlöffels, welcher beinahe so wie der Schaufelbohrer E geformt, nur daß er unten 5 Zoll hoch aufgebogen und geschlossen ist, um die aufgelösten Erd- oder Steintheile aufnehmen zu können. Jedoch lassen die hier angegebenen Bohrstücke noch eine große Mannigfaltigkeit der Form zu, welche jedesmal von der Beschaffenheit des Erdreichs und der Erfindungsgabe des Ingenieurs abhängt. — Die hier nebenstehende Figur M zeigt den Brunnen-Erdbohrer in einer Zusammensetzung aus dem Kopfstück, zwei Mittelstücken und einem Schneidebohrstück.

2) Von der Beschaffenheit des Erdreichs. — Das was wir das Erdreich nennen ist eigentlich nur die Rinde der Erde. Diese Rinde besteht aus vielen Schichten oder Lagen übereinander, von sehr verschiedener Beschaffenheit. So weit man bei uns bisher in diese Rinde eingedrungen ist, beiläufig 2000 Fuß, findet sich die unterste dieser Schichten aus sehr harten Steinarten bestehend, z. B. Granit, Gneus, Grauwacke, welche man „Urgebirge" nennt. Ueber diese harte Rinde liegen dann in vielfachen Stufen: Basalt, Porphyr, Thonschiefer, Sandstein, Kalkstein u. dgl. als „zweite Bildungen." Dann kommen die Schichten, welche man „Flötzgebirge" nennt, wie Kreide, schwarzer und grauer Thon, gewöhnlich mit Kieselagen oder Feuerstein durchschossen. Endlich kommen nach oben zu mehrere dünnere Lagen von allerlei leichteren Erdarten, z. B. zäher Thon, Triebsand, Schluff, Lehm, sandiger Lehm, Mergel, und als oberste Lage dann die Damm-Erde. Diese obersten Schichten sind „angeschwemmte" Gebirgsarten. Die weiterhin vorkommende Figur Q giebt einen ungefähren Begriff von diesen angeschwemmten und Flötz-Schichten. — Hiebei ist es von Wichtig-

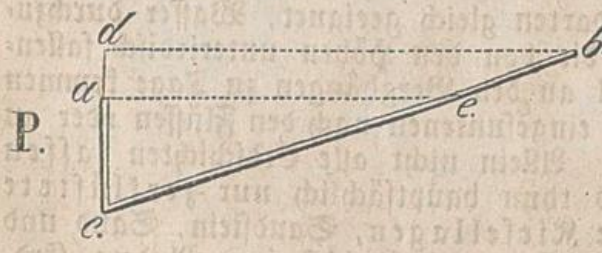
keit für die Lehre von den artesischen Brunnen, daß man wisse, wie nicht alle diese Erdschichten horizontal, d. h. wagerecht aufeinander, sondern daß sie großentheils in schiefen Abdachungen an den Seiten der unter ihnen vulkanisch sich erhobenen Urgebirgsgipfel liegen. Dies ist besonders mit den zweiten und dritten Bildungen der Fall, über welche dann die angeschwemmten wieder in wagerechten Niederschlägen lagern. Betrachten wir hier die Figur als ein Stück der Erdrinde im Durchschnitt



bis auf die Granitgipfel c, d, über welchen eine wasserdichte Thonschicht e lagert, auf welche Kalkstein kömmt, der in der Mitte gebrochen und nach a, b hin geboben ist; i, k — f, f sind dann angeschwemmte Schichten. So können wir uns von den schiefen Lagern, wie sie besonders im Thonschiefer, Kalkstein und der Kreide vorkommen, eine Vorstellung machen. In den meisten dieser Erdschichten befindet sich Wasser und wenn man nach solchem bohren will, so ist es die Hauptsache, zu wissen, wo man es anzutreffen hoffen kann. — Die ganze Erdrinde ist nämlich mit unzähligen Wasseradern durchflossen, die in Spalten und Klüften der unterirdischen Gesteine in langen Zickzack-Strahlen sich durchzwängen und hier und dort kleine Wasserbecken bilden, welche wieder Wasseradern nach allen Richtungen hin aussenden, wo ihnen die lose Beschaffenheit des Erdreichs den Abfluß erlaubt. Diese unterirdischen Wasser haben ihren Ursprung nicht in der Tiefe, sondern kommen alle von oben her, indem sie durch die obersten leichten Erdschichten durchsikern. Dies geschieht auf verschiedene Weise. Einerseits wird ein Theil des gefallenen Regens eingesogen und nach unten abgesetzt. Der andere Theil des Regens verdunstet aus dem Erdreich und bildet mit den Abdünstungen der Seen und Flüsse, Nebel und Wolken, welche wieder ihr Feucht an die Hügel und Bergspitzen absetzen, wo es eingesogen, zu Wasser

gerinnend, in die unterirdischen Kanäle abfließt. Auch nehmen gewisse Erdschichten Wasser von den über sie hinfließenden Bächen und Flüssen auf, oder lassen das Wasser der Seen durchsikern, so daß allenthalben Wasseradern rinnen, wo sie nur Raum finden. Man muß sich das so vorstellen, daß nicht allein auf der Oberfläche der Erde, sondern auch unter derselben zahllose kleine Bächlein fließen und ein Wassernetz sichtbar und unsichtbar die Erdrinde durchschlingt. Viele Bäche und Flüsse, nachdem sie aus solchen hervorquellenden Wasseradern entstanden, verrinnen in Sand- oder losen Gestein-Schichten und bilden wieder verborgene Wasseradern, und so findet ein fortwährender Austausch zwischen den oberirdischen, unterirdischen und den in der Atmosphäre aufgelösten Wassern statt. Senken sich die unterirdischen Wasseradern von den Bergkuppen nach innen nieder, so suchen sie sich alsobald an den Bergwänden, am Fuße der Berge und Hügel, oder auch in den Ebenen, Ausgänge und fließen dann als natürliche Quellen zu Tage. Finden sie aber diese Ausgänge nicht, so müssen sie durch gewisse Erdschichten, welche dies vorzüglich zulassen, nach unten zu weiter niederrinnen und werden hier von der Geschwindigkeit und der Schwere der obern Wasseradern, aus denen sie sich fortpflanzen, hart gedrückt, so daß, wenn der Erdbohrer nun in der Tiefe auf eine solche Wasserader trifft, sie nothwendig emporspringen muß, weil durch das Bohrloch das Hinderniß gehoben wird, welches sie nicht zu Tage fließen ließ. Solche durch die Kunst geöffnete Springquellen würden jedoch nicht vorkommen können, wären alle Erdarten gleich geeignet, Wasser durchzulassen. Dann würden die von den Höhen unterirdisch fallenden Wasser bald überall an den Berghängen zu Tage kommen und die in den Thälern eingesunkenen nach den Flüssen oder an die Seeufer ausrinnen. Allein nicht alle Erdschichten lassen Wasser durch. Dies thun hauptsächlich nur zerklüftete oder lose Gesteine, wie Kieselagen, Sandstein, Sand und besonders der ungleichförmige Kalkstein. Andere Erdschichten dagegen sind wasserdicht, wie z. B. der gleichförmige Kalkstein, die Kreide, besonders aber die Thonarten. Zu einem Springquell ist daher immer nothwendig, daß eine wasserhaltige Erdschicht zwischen zwei wasserdichten Erdlagen eingeschlossen vorhanden ist. — Betrachten wir noch einmal die Figur N, O und nehmen wir an, daß in g ein artesischer Brunnen gebohrt werden soll. i, k wäre ein ebenes Thal, welches in i an den hier zu Tage gehenden Kalksteinberg N, in K aber an einen mit Frucht-Erde bedeckten Hügel O grenzt. Das Wasser, welches in h gefunden werden soll, kann nun entweder aus dem Hügel O kommen, wo es durch die Damm-Erde bis in den Kalkstein b durchsikert, oder aus der Höhe bei N, wo es der nackte Kalksteinberg einfangt.

f, f ist die oberste wasserfeste Thonschicht und e, e die unterste. Die Wasseradern müßten also im Kalkstein, oder wenn die Lage Kiesel wäre, in diesem bis h vordringen, gleichviel ob die Entfernung von a bis h oder von b bis h nur gering oder weiter, vielleicht 2 bis 3 Meilen wäre. Wenn man nun bei g zu bohren anfinge, so könnte man schon in den ersten Schichten auf Wasser treffen; denn die von der Höhe N kommenden Wasseradern würden Gelegenheit finden, bei i in die losen Schichten der Damm-Erde und des Sandes zum Theil auszulaufen. In diesen Schichten würde man aber nicht hinreichend Wasser finden, vielleicht nur so viel, als ein gewöhnlicher gegrabener Pumpbrunnen bedarf; jedenfalls keine Springquelle. Man müßte nun Röhren einsetzen und mit dem Bohren fortfahren. Wenn man auf die Schichte Thon k gekommen ist, hätte man eine wasserfeste Lage und die Hoffnung erreicht, eine wasserhältige zu finden. Man führe nun mit Bohren bis h fort, wo man Kiesel oder Kalkstein und so auch auf Wasser träfe. Ob und in wie weit jetzt diese gefundene Quelle emporspränge, hängt von Umständen ab. Man könnte z. B. in h auf eine sehr reichhaltige Wasserader gestoßen seyn und dennoch seine Arbeit umsonst gemacht haben, wenn diese Wasserader in l frei abflösse. Der Bohrer sänke bei h dann in eine Kluft und würde einen Wasserstrom anzeigen, ohne daß Wasser im Bohrloch emporstiege. Dies erklärt sich aus dem hydraulischen Gesetz des Wassergleichgewichtes. Es wäre z. B. hier Figur P eine ungleichschenklichte Röhre. Würde diese mit Wasser gefüllt, so stellte sich dieses in der Röhre bei a und e gleich. Wollte man die Röhre auch von e bis b voll gießen, so würde sie bei a überfließen.



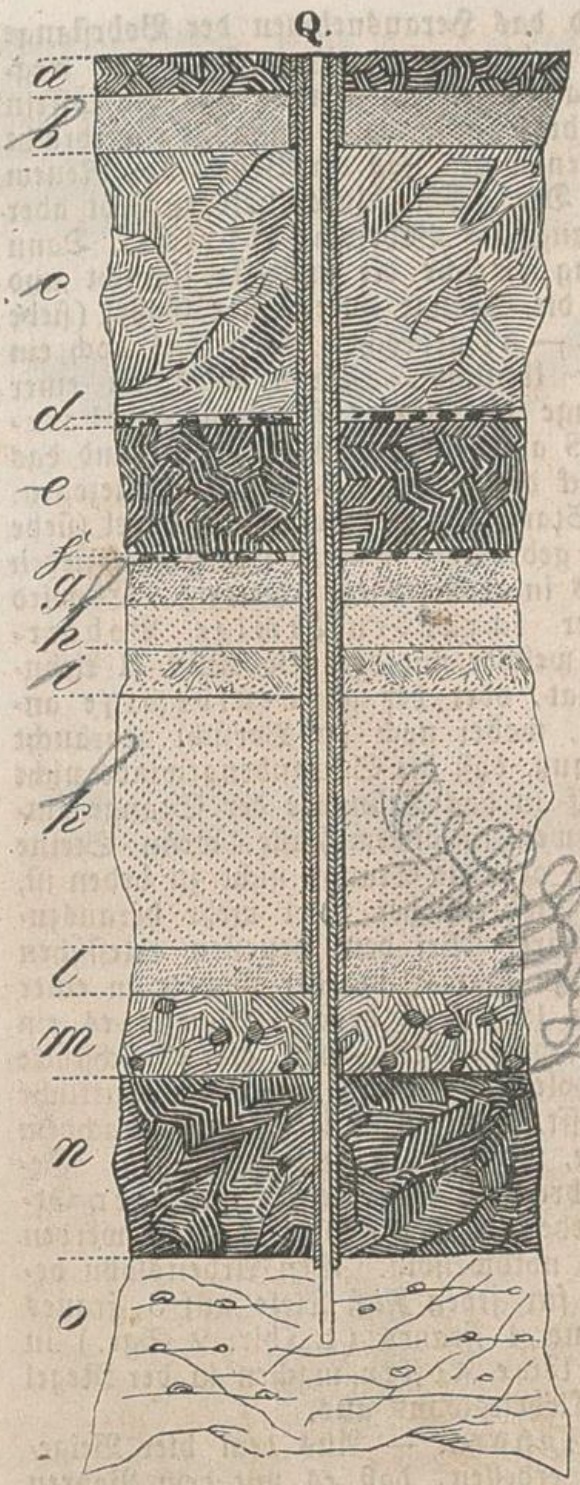
P.

Wollte man deren Wasser in der bis b gefüllten Röhre durch Verbindung mit einem Wassergefäß einen Druck geben, so würde es bis d emporspringen, so hoch nämlich als die Stelle ist, wo es den Druck erhält. Machte man aber in die Röhre bei c ein Loch, so würde das Wasser hier abfließen und nicht bis a emporsteigen. Dadurch erklärt sich das ganze Experiment der artesischen Brunnen. Wenden wir dies Beispiel auf die Figur N. O. an, so erhalten wir dieselbe Ansicht im Durchschnitt des Erdreichs. Die Winkel g, h, b und g, h, a wären ebenfalls solche Röhren. Käme das Wasser von b, so würde es in dem Bohrloche von h nur bis g emporsteigen und überfließen. Käme es aber von der Höhe bei a, so würde es durch das Bohrloch von h bis m, nämlich in gleicher Höhe mit der,

woher der Druck kommt, emporsprützen. — Einige Zeit war man in dem Irrthum befangen, daß die Gewalt, mit welcher die Quelle aus dem Bohrloche aufspringt, von unterirdischen Dämpfen oder der Entwickelung von Gasen in Höhlen, durch welche das Wasser kommt, herrühre. Dies ist freilich bei heißen Mineralquellen der Fall, wie bei dem Karlsbader und Kissinger Brunnen, welche durch Druck der unterirdischen Gasspannung auf die Höhe getrieben werden, wenn auch die Kissinger Quelle ihre Befreiung dem Erdbohrer verdankt. Aber das Gesetz, nach welchem die artesischen Quellen überlaufen oder springen, ist das ganz einfache des bekannten Wasserdruckes. Es sind daher zur Anwendung artesischer Brunnen, hinsichtlich der Beschaffenheit des Erdreichs, zwei Hauptbedingungen zu erwägen: 1) auf eine lose oder klüftige wasserleitende Schicht zu treffen, welche zwischen zwei wasserfesten liegt; 2) in dieser Schicht auf eine Wasserader zu treffen, welche ihren Druck oder Ursprung von einer Stelle erhält, welche höher liegt als die Stelle, wo gebohrt werden soll.

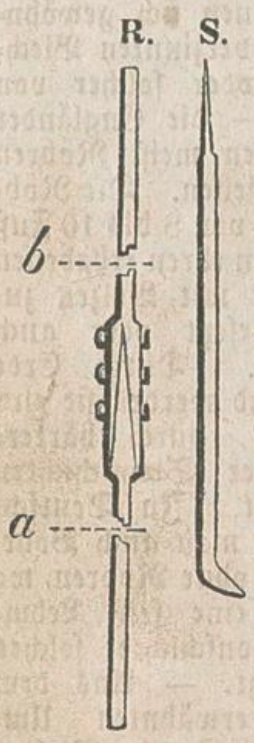
3) Von dem Verfahren beim Bohren artesischer Brunnen. — Mancherlei Verfahrungsweisen werden hier angewendet, je nach der Einsicht und Erfindung der Ingenieurs. Im Wesentlichen richtet sich das Verfahren nach der muthmaßlichen Beschaffenheit des Erdreichs. Es kommt zunächst darauf an, was man sich aus dem Ansehen der Gegend von der Tiefe versprechen kann. Wenn z. B. keine beträchtlichen Höhen in der Nähe wären und man nicht hoffen dürfte, einen überlaufenden Quell zu erhalten, würde zuerst in die leichten obersten Erdschichten, vielleicht auf 30 bis 50 Fuß tief, ein Brunnenschacht gegraben und dann erst mit dem Bohrer durch Thon oder Lehm gearbeitet werden. Solche Brunnen sind in den Ebenen Lithauens, auf dem Königlichen Gestüte Trakehnen angelegt worden, welche ihr Wasser von den Anhöhen Polens erhalten und aus einer Tiefe von 150 Fuß aus einer kieselhaltigen Schicht überlaufen. — Dies Verfahren kann sich auch umgekehrt stellen. Man kann nämlich im Vertrauen auf nahe Höhen gebohrt haben und doch auf eine Wasserader treffen, welche nicht von diesen, sondern von entfernteren rnd niedrigern Anhöhen kommt. Man hätte diese Ader z. B. in einer Tiefe von 200 Fuß gefunden; das Wasser stiege aber nur 120 Fuß hoch im Bohrloche empor. Man würde jetzt, um nicht den Lohn der Arbeit aufzugeben, oder sich auf ein sehr mühsames und in Hinsicht auf besseres Resultat zweifelhaftes Weiterbohren einzulassen, dem Wasser im Bohrloche durch Ausgrabung eines Brunnenschachtes von einigen achtzig Fuß Tiefe entgegen kommen müssen. In diesem Behälter würde der Quell überlaufen, könnte mit einem Pumpenwerk bestellt

werden und man hätte doch einen weit bessern und viel wohlfeileren Brunnen, als man durch bloßes Graben erhalten hätte, wo sich wahrscheinlich Wasser und zwar weniger gutes, früher in den loseren Schichten eingestellt oder das Graben durch so zähe und harte Massen in so beträchtliche Tiefe ungeheure Kosten erfordert haben würde. — Es wäre aber auch denkbar, daß der Quell nicht sogleich aufsprudelt, weil er unten einen mäßigen Abfluß hat, und zugleich den Druck der Atmosphäre nicht überwinden kann. Daher muß man immer, wenn das Wasser in der Tiefe bleibt, es erst versuchen, ihm durch die Anwendung einer Pumpe den Aufsprung zu erleichtern. Ein solcher Versuch ist bei Bethune geglückt, wo der Quell erst in einer Tiefe von 130 Fuß stehen blieb, durch die Pumpe geführt aber überlief und noch heute, nach 15 Jahren, dabei geblieben ist. — Im Gegentheil sinken oft Quellen, welche, als sie vom Bohrer berührt wurden, hoch aufsprützten, wieder in eine beträchtliche Tiefe hinab, in welcher sie verharren und aus der sie durch Pumpenzüge sich nicht wieder heraufführen lassen. Dergleichen, wie die hier angeführten Umstände, gehören jedoch zu den Ausnahmen und in der Regel springt der Quell oder läuft doch über, wenn die Stelle der Arbeit nur mit Kenntniß und Einsicht gewählt wurde. — Beim Beginn der Arbeit unterscheidet sich das Verfahren der Franzosen von dem der Engländer darin, daß jene ein Gerüst über das zu eröffnende Bohrloch bauen, diese aber auf 30 bis 50 Fuß tief sich in die obersten losen Erdschichten eingraben. Diese Methode erspart das Gerüst, hat aber allerlei Nachtheile, wie z. B. auch den, daß oft, wenn die Wasserader aufsprützt, die Arbeiter sich kaum vor dem Ertrinken im Loche retten können. — Nach der voranstehenden Beschreibung des Erdbohrers und der folgenden Figur Q wird das Verfahren wohl hinlänglich deutlich gemacht seyn. Diese Abbildung zeigt den Durchschnit der Erdschichten, wie sie in einigen Gegenden des Pas-de-Calais vorkommen, und namentlich ist die hier abgebildete Bohrung bei Merville ausgeführt. Man sieht hier die verschiedenen Gebirgslagen in dem natürlichen Verhältniß ihrer Mächtigkeit (d. h. Dicke). a ist Dammerde, b Triebsand, c grauer Thon, d eine Sandsteinlage, e grüner erdhaltiger Thon, f eisenhaltiger Kies, g schwarzer Sand, h grüner Sand, i schwarzer erdiger Sand, k schwarzer Triebsand, l sandiger Thon, m grüner sehr harter Thon mit Kies, n schwarzer sehr fester Thon, o kreideartiger Kalkstein. — Das Bohrloch ist mit ineinandergeschobenen verzinnten Eisenblechröhren geschürzt; bis a ist die erste, bis l die zweite durch die losen Sandlagen eingebracht; endlich machte der bröckelnde harte Thon noch eine Verlängerung der Röhre bis n, o nothwendig. Es mußte also, da die zweite Röhre nicht mehr sich abwärts treiben ließ, eine im Durchmesser engere, dritte einge-



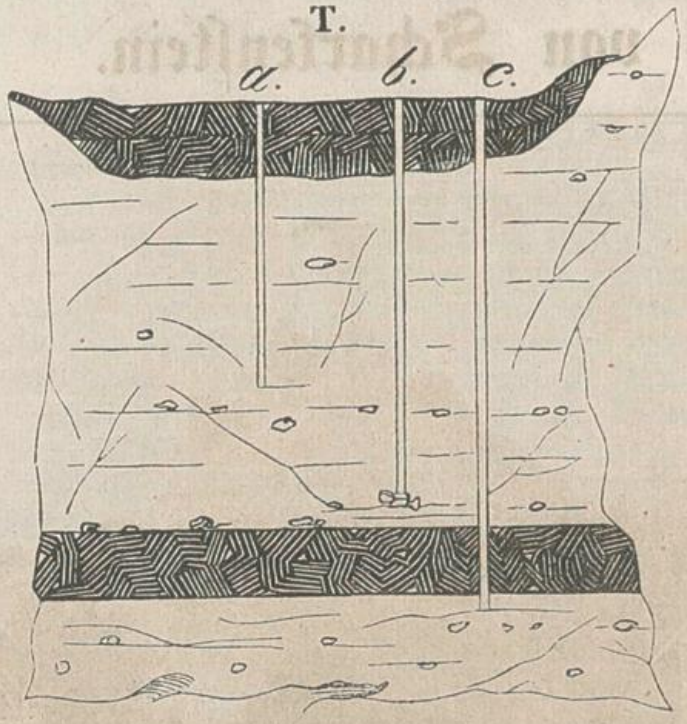
schoben werden. Aus diesem Beispiel lassen sich alle andern Fälle beurtheilen. — Im milden Erdreich thun es auch hölzerne Röhren, doch muß das Bohrloch dann größer seyn und sie erfordern eine größere Arbeit. Die Franzosen bedienen sich gewöhnlich der verzinnten Blechröhren oder solcher von Kupfer — die Engländer gebrauchen meist Röhren von Gußeisen. Die Röhrenstücke von 8 bis 10 Fuß werden an ihren erhabenen Rändern mit Bolzen zusammengesetzt oder auch verlöthet. Durch Erde und Sand werden sie eingetrieben, durch härtere Erd- oder Steinschichten eingesenkt. In Deutschland hat man auch Bohrbrunnen ohne Röhren, wo nämlich eine feste Lehm- oder Thonschichte solches begünstigt. — Aus dem früher erwähnten Umstande, daß die Bohrstücke nach Beschaffenheit der wechselnden Erdschichten gewechselt werden müssen und dem hier in der Abbildung gegebenen Beispiel verschiedener Gebirgslagen, läßt sich die Schwierigkeit und Langwierigkeit der Arbeit beim Brunnenbohren ermessen, wenn man bedenkt, daß die hunderte von Fußen lange, oft 1000, 2000 Pfund und darüber wiegende Bohrstange bei jedem Wechsel stückweise herausgebracht und nach gewechseltem Bohrstück nach und nach, indem die Mittelstücke zusammengegabelt werden, wieder eingesenkt werden muß. Oft geräth man schon nach einem oder einigen Tagen Arbeit wieder

auf andere Schichten und das Herausnehmen der Bohrstange muß abermals erfolgen, welches oft mehrere Tage Zeit wegnimmt. Großen Aufenthalt verursacht ferner das Auslöffeln des Bohrloches, wo der Bohrer aus-, die Löffelstange eingebracht und dann wieder herausgenommen und der Bohrer von Neuem eingesenkt werden muß. Der größte Aufenthalt entsteht aber dadurch, wenn die Bohrstange im Bohrloche abbricht. Dann wird eine Procedur nöthig, welche die äußerste Umsicht und Geduld erfordert. — Ist die Stange unter einer Gabel (siehe Figur R — a) gebrochen, so ist das noch ein günstiger Umstand. Dann wird an einer Bohrstange der biegelförmige Bohrerzieher S angesetzt, die Gabel gefaßt und das Bruchstück des Bohrers daran herausgezogen. Ist die Stange aber oberhalb der Gabel (siehe R — b) gebrochen, so wird das Herausziehen besonders in großer Tiefe schwierig. Es wird dann der schraubenförmige Bohrerzieher, welcher mit dem Bohrstück H Aehnlichkeit hat, oder der glockenförmige angewendet, wobei noch die Vorsicht gebraucht werden muß, daß die Schraubengewinde nicht allzuscharf in das Trümmer der Stange eingreifen, weil in diesem Falle, wenn Steine nachfallen, oder die Stange nicht zu heben ist, auch der Bohrerzieher nicht mehr herauszubringen wäre. Bei dem neuesten artesischen Brunnen zu Paris, wo der Bohrer in einer Tiefe von 1200 Fuß brach, bedurfte es ein ganzes Jahr Arbeit, um die Bruchstücke heraufzuholen. — Was die durchschnittliche Dauer der Arbeit betrifft, so kann man täglich, je nachdem das Erdreich mild oder zähe, 2, 3 auch 4 Fuß eindringen. Gewöhnlich arbeiten beim Bohren ein Werkmeister und vier Gehülfen. Wenn der Bohrzieher in Anwendung gebracht werden muß, sind sechs Gehülfen nothwendig. Den Arbeitslohn berechnet man in Frankreich für jeden Fuß Tiefe auf 3 Francs (24 Sgr.) in leichtem, und 4 Francs (1 Thlr. 2 Sgr.) in hartem Erdreich. Sämmtliche Kosten machen in der Regel dann das Dreifache des Arbeitslohns aus.



Allgemeine Bemerkungen. — Aus dem hier Beigebrachten wird zur Genüge erhellen, daß es mit dem Bohren artesischer Brunnen seine großen Schwierigkeiten hat, und dieses nur von Leuten unternommen werden kann, welchen man die Einsicht in die muthmaßliche Beschaffenheit des Erdreichs an der Stelle der Bohrung sowohl, als weitringsum, zutrauen kann. Es ist zwar überall die Hoffnung vorhanden, auf Wasser-

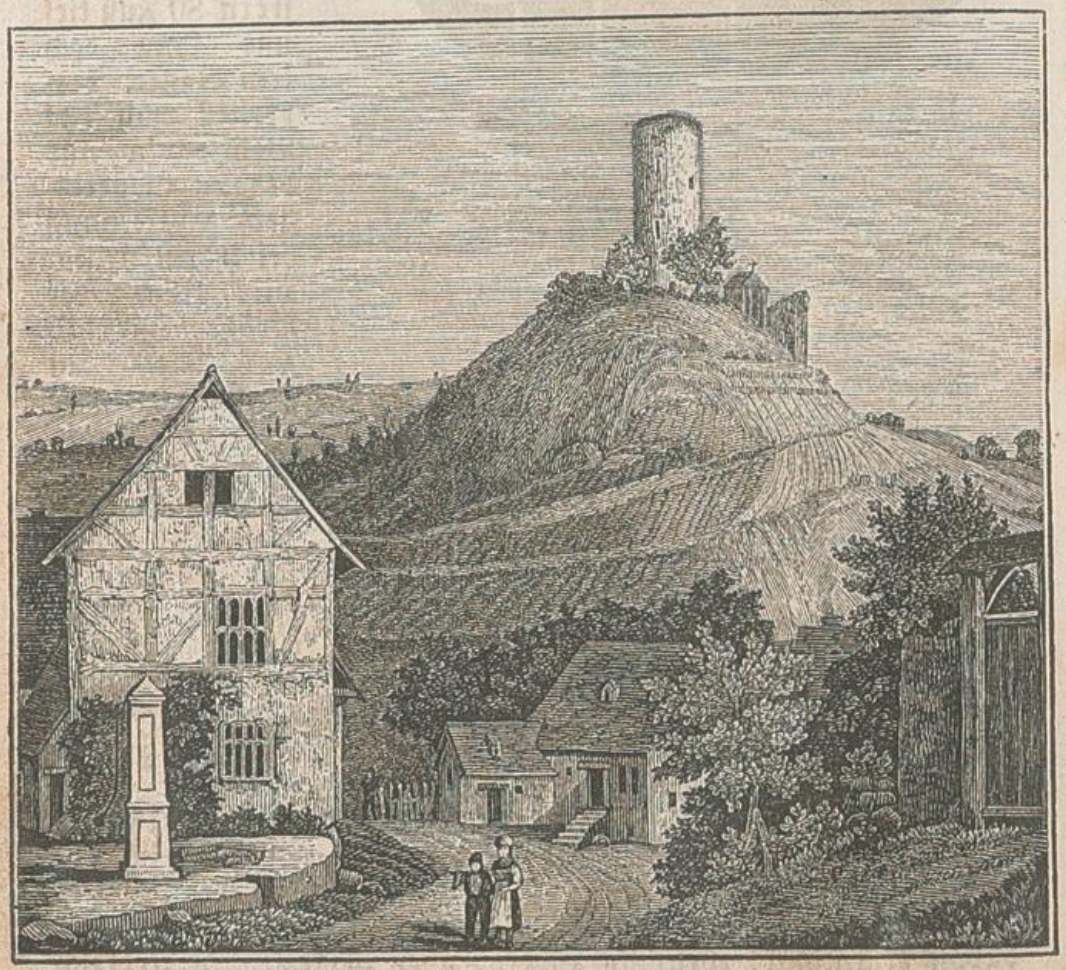
adern zu treffen, wenn man nur recht tief geht und sich nicht gleich abschrecken läßt, ob sich auch in Kalkstein oder Kieselagen nicht sogleich Wasser zeigt. Dann ist eine folgende wasserdichte Schicht zu erwarten, unter welcher dann erst die wasserleitende Gebirgslage folgt. Dies ergiebt sich aus dem Beispiel einer Bohrung bei Blendel im Tervoiser-Thale, wovon Figur T



den Durchschnitt zeigt. Hier bohrte man in Kalkstein 80 Fuß tief und fand doch kein Wasser. Jetzt verließ man das Bohrloch a und begann in geringer Entfernung bei b ein neues. Hier gerieth der Bohrer in 110 Fuß Tiefe auf groben Kiesel und blieb stecken. Man mußte nun ein drittes Loch in c beginnen, bohrte 120 Fuß tief und gerieth endlich in eine Schicht mergelhaltigen Thon. Dies gab Hoffnung, unter der wasserdichten Schicht einen Wasserleiter zu finden. Richtig sprudelte auch, sobald man die Thonlage durchbohrt hatte und wenige Fuß in die zweite Kalksteinlage gedrungen war, Wasser empor. Man würde nun dasselbe Resultat erreicht haben, wenn man das erste Bohrloch bis auf diese Tiefe verfolgt hätte. — Gleichwohl ist auch vorgekommen, daß ein Grundbesitzer auf 80 oder 100 Fuß Tiefe gutes und reichliches Wasser bohrte, und sein Nachbar, davon ermuthigt, ebenfalls bohrte, aber in demselben Erdreich in einer Tiefe von 300 Fuß auf keine Wasserader stieß. Das Glück muß auch hier dabei seyn! — Am merkwürdigsten, der ungeheuren Tiefe wegen, ist bisher die Bohrung am Schlachthause von Grenelle zu Paris, welche 1600 Fuß in die Erdrinde eindrang und das Wasser nicht, wie dies sonst in diesem Lande der Fall war, aus dem Kalkstein, sondern aus einer grünen Sandschicht emporhob, welches wieder einen Beweis liefert, wie unbestimmt sich über die muthmaßliche Beschaffenheit des Erdreichs und das Ergebniß der Brunnen-Bohrungen voraus urtheilen läßt. — Schließlich ist des Umstandes zu er-

wähnen, daß artesische Brunnen, welche in geringen Entfernungen von der See gebohrt wurden, dem Einflusse der Ebbe und Fluth ausgesetzt sind, welches erklärt wird, wenn man das große unter der Erde ausgespannte Wassernetz mit dem Meere durch seine am Gestade hervorbrechenden Quellen sich im Zusammenhange vorstellt. Fr. v. Sch.

Ruine von Scharfenstein.



Sie liegt im Rheingau in der Nähe von Kiedrich, und da wir im vorigen Jahrgange (S. 49) ihrer erwähnten, als Reste der Burg, auf welcher einst die Raubritter von Scharfenstein gar übel hausten, sagen wir jetzt: das ist's, was die Franzosen und Schweden im siebzehnten Jahrhundert davon übrig ließen. Um den Thurm zu besteigen, muß man den Weg auf einer Treppe, an welcher der Zahn der Zeit sein Möglichstes gethan, nicht scheuen; oben hat man dafür eine Aussicht, wie, trotz seiner Herrlichkeit, der Rheingau sie nicht zum zweiten Mal

bietet. Wer also dort hinreist, werde für Augenblicke ein Thürmer, schaue weit hinaus nach dem Rheine und denke sich dabei sein Theil von dem, was die drüben nicht haben sollen und — sollten. Dabei kann auch Jeder das (in Mainz, bei C. G. Kunze erschienene) „Rheinische Album", welches, mit 30 trefflichen Stahlstichen geschmückt, im inhaltreichen Text ein sehr sinniger Begleiter ist, bei sich führen; denn seinen Preis von 2½ Thlr. ist's über und über werth!

Saures Vergnügen.

Wenn der Mensch mit dem Menschen so viel Geduld hätte, wie der Angler mit den Fischen, da würde viel Hader im Keime erstickt! Der dicke Engländer da ist im Stande, Tag für Tag am Wasser zu versuchen, ob er wohl allstündlich ein Fischlein fängt, und er achtet nicht der brennenden Sonnenhitze, gegen welche er sich mit dem Schirm waffnet, der ihm auch gegen den Regen dient. Wie der Herr so der Diener! — dem eben eine große Hoffnung zu Wasser wird, indem nach aller Last und List seine Lust am Fange untergeht im Anblick eines alten Schuh's, den er mit Anstrengung zu Tage förderte. Himmel, wie viel des Guten und Nützlichen könnte sich schaffen und feststellen, wenn die Leute dabei gleiche Ausdauer zeigten als bei dem Ritt auf ihren Steckenpferden! Hat sich doch in Norwegen ein Engländer ein stattlich Haus gebaut, einzig um dort allsommerlich zu angeln, und in der Nähe Berlin's siedelten sich zwei solcher Insulaner an, die vom Morgen bis zum Abend ihre Fäden auswerfen von einem kleinen Kahn, so lang' es die Witterung erlaubt. Wahrscheinlich nimmt es aber jeder Angler, ob er von den Angeln abstammt oder nicht, dennoch übel, wenn man ihm erzählt: ein Lehrer, der mit seinem sechsjährigen Zögling spazieren ging und an einem solchen Ufersteher vorüberkam, wurde von dem Knaben deshalb befragt, diesem auch der nöthige Bescheid gegeben. Endlich kam die Frage: „Was ist denn eine Angel?" — Der Lehrer entgegnete humoristisch: „Der lange Stecken und ein Faden, mit einem Wurm an einem und einem Narren am andern Ende!" — und hierauf erläuterte er dem Kinde das Sprüchwort: „Fische fangen und Vogelstellen, verdarb schon manchen Junggesellen." — Unsre Engländer, von denen wir sprechen, sind indeß reiche Leute, die bei einem nichtssagenden Geschäft immer noch Besseres thun als solche, die mit ihrem Gelde Andre durch Wucher und dergleichen zu verderben suchen. Lächeln wir freilich darüber, daß sie fast nur um der Erwartung willen ihre Wohlgenährtheit an der Sonne zerfließen und den Regen über sich ergehen lassen, so ist dies am Ende immer noch eine stärkendere Kur, als die in



den Bädern bei wohlbesetzter Wirthstafel, Courmacherei und den Aufregungen am Spieltisch; und suchen sie einen Deckmantel für den Müßiggang, thun sie recht eigentlich nichts und lassen sich dabei von ihren Dienern helfen, wer möchte ernstlich etwas dagegen haben! Sie sind jedenfalls menschlicher, als Se. Herrlichkeit, der Lord, der sich hiemit, nach der Wahrheit und Natur gezeichnet, vorstellt.



Sein Arzt hat ihm gegen die Fettsucht eine tägliche, heiter zu vollbringende Bewegung von zwei Meilen verschrieben, und er keucht nun unter dem Heilmittel, so daß er sich nach und nach aller möglichen Kleider- und Putz-Anhängsel entschlug und sie dem Jockei aufpackte. Da's eben über ein von der Hundstags-Sonne beschienenes Blachfeld geht, verräth das Gesicht des armen Burschen sein innerliches Stöhnen. Se. Herr-

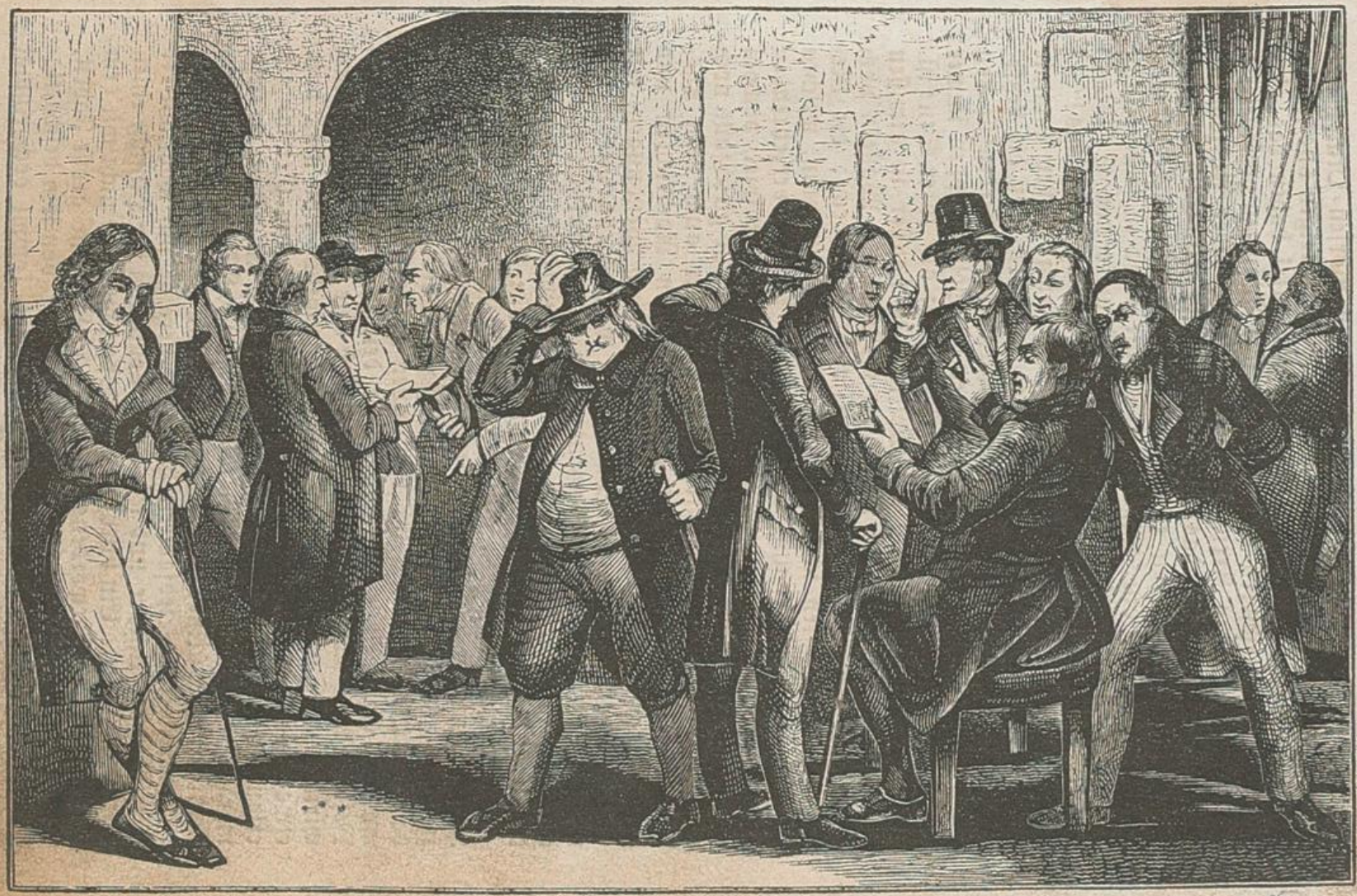
lichkeit der Lord aber, im Verdruß, daß er schicklicher Weise nicht noch mehr von sich thun kann, macht ihm bemerklich, daß er gegen ihn offenbar im Vortheil, da er mitsammt dem ihm Aufgebürdeten noch nicht so gewichtig sey als Se. Herrlichkeit durch das, was die allzu freigebige Natur ihm verlieh. Da ist uns der Angler doch lieber, denn er findet die Last unzertrennlich von seinem Vergnügen, gleicht Eines mit dem Andern aus und hat von Letzterem immer noch einen erklecklichen Ueberschuß.

Die Börse.

Das nebenstehende Bild zeigt uns Kaufleute auf der Börse (der Name soll entstanden seyn durch van der Beurse, in dessen Hause zu Brügge einst Kaufleute ihre ersten Versammlungen hielten). Den Zeichen nach ist's die Börse einer Handelsstadt, die durch Schifffahrt mit andern Welttheilen in Verbindung steht. Eine sehr nützliche Anstalt, die Börse, da sie für die Geschäfte Manches höchst bequem macht, und so den Austausch der Produkte und der, die Völker sich näher bringenden Ideen fördert. Es ist jetzt aber auch ein gefährlicher Ort, die Börse, weil hier nur noch zum Theil die Solidität, mehr aber spekulativ-politische Windmacherei herrscht, womit man in unsrer Zeit, die man nicht ohne Ernst im Scherz die papierene nennt, solche Wege einschlägt, auf denen alle Mittel recht sind, wenn sie nur, hart an den gesetzlichen Strafen vorbei, zum Vortheil führen. Man hat heut zu Tage reiche Leute, die einem ehrlichen Mann Alles bieten könnten, was sie besitzen: er nimmt's nicht, wenn er ihr Bewußtseyn zugleich mit empfinge. Denn das Gewissen, habe man es auch stumm gemacht, wird gelegentlich doch wieder laut, und das Wohlleben ist nicht vor Zuständen geschützt, in denen es der inneren Stimme unterliegt.

Unser Börsen-Bild gewährt einen Anblick, als ginge hier die ältere Zeit zu der jetzigen über. Die Nachrichten, welche auf den Stand der Dinge einwirken können, werden hier verhandelt, aber der es thut, hat die Beglaubigung in der Hand: er liest sie aus Gedrucktem, und ehemals fand das Sprichwort: „er lügt wie gedruckt", noch nicht so breite Anwendung als jetzt. Der Makler im Hintergrunde aber, der mit den leeren Blättchen, könnte uns schon an Abschlüsse der verrufenen „Käufe auf Zeit" (ein Hazard-Spiel auf Steigen und Sinken des Courses der Papiere) erinnern; der junge Mann im Vorgrunde sieht wirklich aus, als ob der letzte Tag des laufenden Monats, der Abrechnungs-Tag jener Käufe, bei den Nachrichten, die er eben vernimmt, sich schon jetzt schwer auf seine Brust legt.

Dem ist auch so! Er hat ein mäßig Vermögen ererbt, und wollt' es nun auf die schnellste Weise vermehren. Er geht an



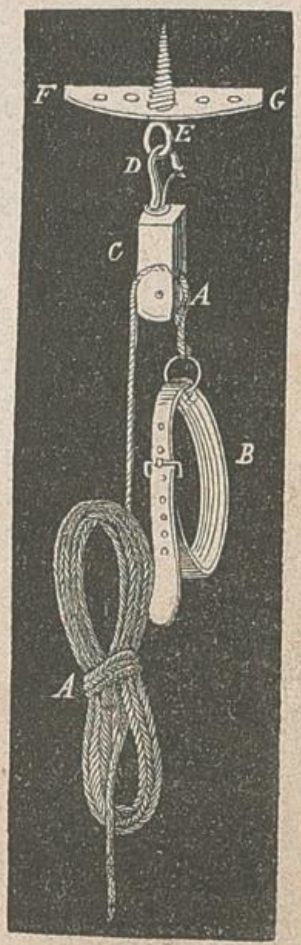
die Börse, studirt eifrigst die zweideutigen Börsen-Orakel und folgt ihrem Beispiel in Hausse und Baisse (Steigen und Fallen der Papiere). Die abgefeimten Börsen-Orakel haben das aber bald weg, sie verwirren ihm nun, um ihre Pläne zu verschleiern, mit hundert kleinen Kreuz- und Querzügen, deren Aufzählung Bücher füllen würde, das Börsenspiel, und sein Geld wandert in die Säcke Jener, die es dann muthmaßlich noch Lebenslang überaus witzig finden, wenn sie ihm, der etwa in seiner Angst fragte: „Wie bringt man wohl diese Papiere zum Steigen?" zur Antwort gaben: „Machen Sie einen Drachen daraus!" — Diese ganze Börsen-Wirthschaft ist ein Krieg großer Capitale gegen kleine; nur Kriegslisten können bewirken, daß die Letzteren sich zuweilen mehren, in den meisten Fällen werden sie von jenen verschlungen, weil sich mit ihnen die Gold-Truppen immer wieder rekrutiren lassen, bis der Sieg ganz auf ihrer Seite ist.

Man schließt überall die Spielhäuser (außer in gewissen deutschen Badeorten, die mit ihren Gesundheits-Wassern noch immer die Pest an den grünen Tischen verbinden); die Regierungen entsagten schon fast sämmtlich dem Gewinn, welchen sie von den, Habe und Moralität der Armen verzehrenden Zahlen-Lotterien hatten; aber das erwähnte Börsenspiel, obwohl allerdings gesetzlich keineswegs geschützt, verdient gleichfalls noch eine ernstliche Aufmerksamkeit, die ihm aber auch nicht ausbleiben wird. Denn dieses Fabriziren von Nachrichten und das Benutzen der Wahrheit in allerlei falschen Wendungen, wie es z. B. von der Börse in Paris u. s. w. ausgeht, und womit man sich wenigstens für Momente nach seinem spekulativen Bedarf Zustände machen möchte, ist eine Hauptkraft im Getriebe der Unruhe, von dem mehr oder minder alle Völker leiden.

Uebrigens bemerken wir mit Vergnügen, daß es unter den Herren vom Gelde sich regt, dem Geschlecht der Fugger nachzuahmen, das mit der ehrsamsten, Jahrhundert hindurch festgehaltenen Betriebsamkeit sich von armen Webern zu reichen Edeln machte, deren Ahnen noch heut in den Herzen des deutschen Volks leben. Wir wünschen indeß, daß eine solche Nachahmung wirklich im Sinne der alten Fugger geschehe, und man nicht etwa, wie bei dem Börsenspiel, jeden Behelf zum Gewinn für erlaubt halte; denn wo Reichthum Zweck wird, kennt er keine moralische Grenze, und bei solchen Zweck-Männern ist dann steinreich und steinhart beisammen. Wenn sie sich aber zu wahrhaft redlicher Betriebsamkeit bekehren, vergißt sich wohl mit der Zeit manches Andere und wir lasen neulich in der Hinsicht einen guten Volkswitz. Ein durch Börsen-Speculationen nicht mit dem besten Ruf Reichgewordener gründete in W. eine große Fabrik, weihte sie ein durch einen festlichen Zug der von ihm beschäftigten Arbeiter, und das Volk sagte: „Endlich kommt doch einmal ein schöner Zug von ihm zu Tage!"

Rettungs-Apparat
bei Feuersgefahr.

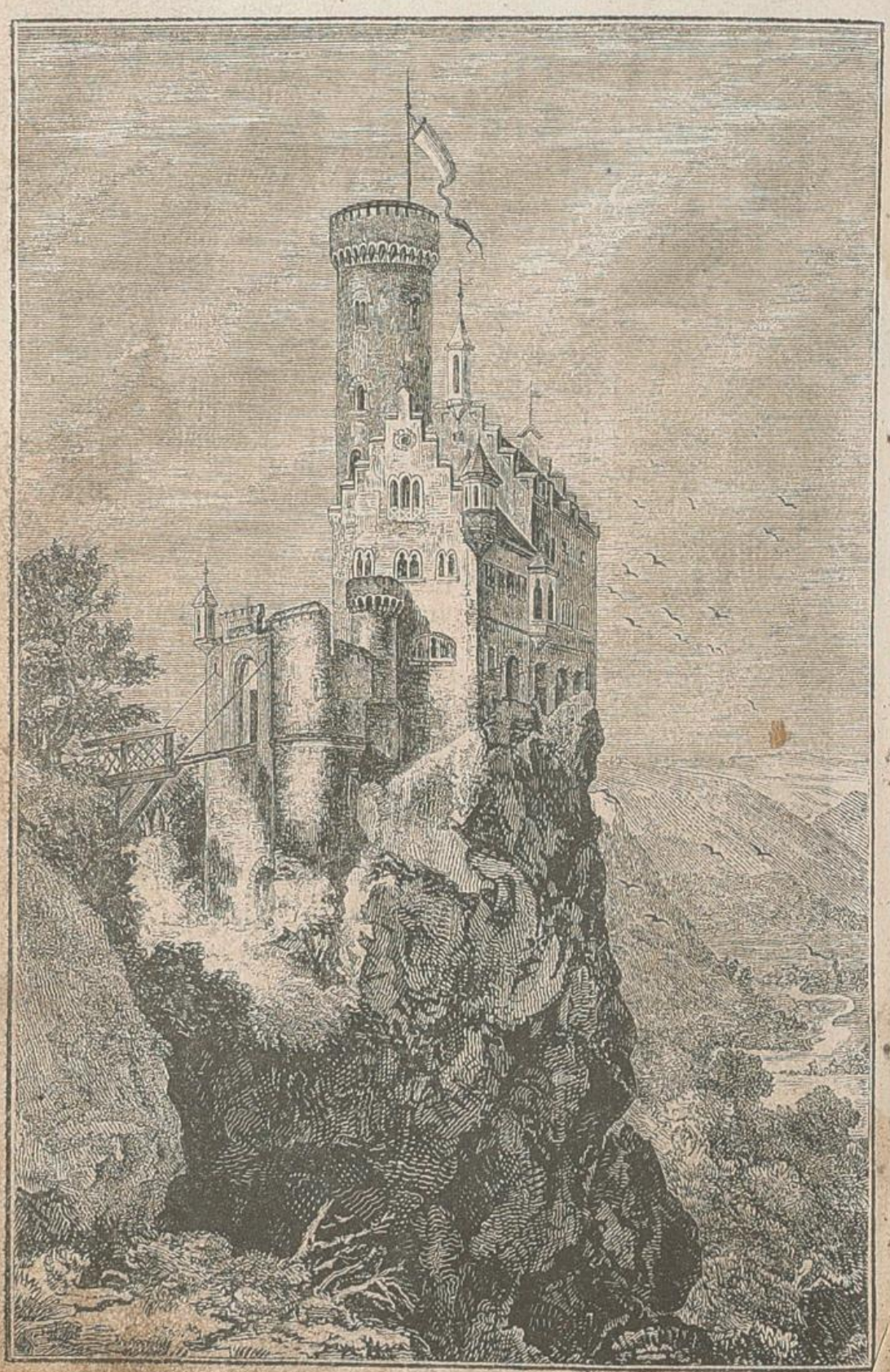
Merryweather in London hat eine höchst einfache und ihrem Zweck vollkommen entsprechende Vorrichtung angegeben, um bei Feuersgefahr die in den oberen Stockwerken der Häuser befindlichen Personen zu retten. Sein Apparat wurde bereits in sehr vielen Häusern Londons angeschafft, und mehrere Fälle sind seitdem schon vorgekommen, wo Miethsleute es nur diesem Apparat verdankten, daß sie dem größten Unglück entgingen. A ist ein starkes Seil, zweimal so lang als das Haus hoch ist; B ein breiter Ledergurt mit seinem Ring. Das Seil A geht über eine kleine messingene Rolle C, welche an dem Haken D befestigt ist. Dies ist der ganze Apparat, welcher leicht in einer Schublade oder unter dem Bett aufbewahrt werden kann. Um ihn anwenden zu können, muß man den eisernen Aufhängering E mittelst seiner Schraube an einem Balken oberhalb eines Fensters anbringen; diese Schraube wird der Festigkeit wegen noch von vier Holzschrauben unterstützt, welche durch die Oehre F und G gehen. In Ermangelung eines Balkens kann dieser Ring am Stubenboden befestigt werden, in welchem Falle das Seil durch die bei seinem Hingleiten über die Fensterbrüstung entstehende Reibung sich langsamer bewegt, so daß man in London Frauen ohne alle weitere Beihülfe bloß durch ihre eigene Kraft sich herablassen sah.



Bei ausbrechendem Feuer hängt man die Rolle an den Ring und wirft das Seil auf die Straße; nachdem man den Gurt um den Leib geschnallt hat, braucht man nur vor das Fenster hinauszutreten und sich nach der Länge des Seils grade zu halten, um von den unten auf der Straße befindlichen Personen herabgelassen zu werden.

Die neue Burg in Würtemberg.

Von Reutlingen gelangt man in einer Stunde in das Honauer Thal, in dem sich auf einer die Gegend beherrschenden



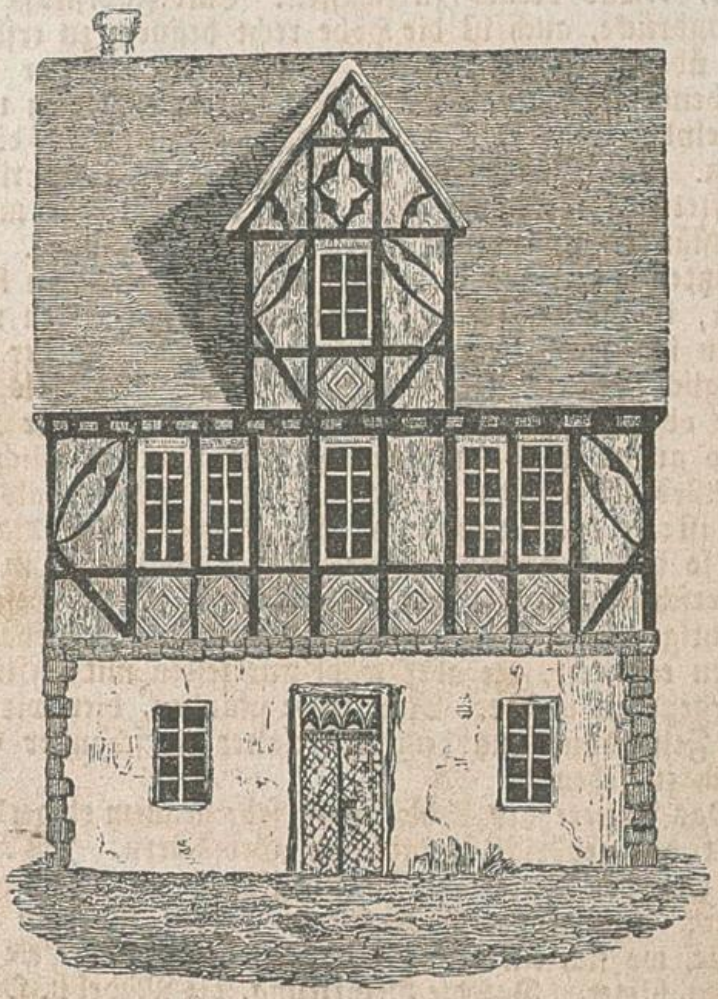
Felsspitze das, im mittelalterlichen Geschmack neu erbaute Schloß Lichtenstein erhebt, dessen seltsame Lage an das berühmte Greifenstein in Süd-Tyrol erinnert. Der sinnige und geistreiche Graf Wilhelm von Würtemberg, der diesen Bau unternahm, beauftragte mit dessen Ausführung den bekannten Architekten Heideloff aus Nürnberg, der als Wiederhersteller manches alten Bauwerks sich Ruf erworben hat. Hier handelte es sich jedoch darum, etwas Neues zu schaffen. Eine Fahrstraße führt bis zur Zugbrücke, auch ist die Höhe recht bequem zu ersteigen und bietet überall Schatten. Die Aussicht in das zur Seite sich hinziehende lichte Thal, mit seinem heitern Dörfchen und seinem murmelnden Wasser, ist der beständige Begleiter auf dieser Wanderung. Die Burg, am äußersten Rande einer riesenhohen, zerklüfteten Felsennadel schwebend, überragt alle umliegenden Gegenstände, und bleibt fortwährend vor Augen. Hat man den letzten Theil des hier schön und dichtbelaubten Berges erstiegen, ist man überrascht, das Schloß mit seinen räumlichen Massen in der Nähe zu erblicken, das man aus der Ferne sich unmöglich so denken konnte. Obgleich nicht größer als die knappe Fläche oben es zuließ, ist doch Alles mit so weiser Oekonomie und so gutem Verhältniß benutzt, daß nichts kleinlich erscheint, man Alles für vielmal größer annehmen möchte, als es in der That ist; ein Triumph der Geschicklichkeit des Baumeisters. Eben so hervorzuheben ist die richtige Abstufung in der Höhe der verschiedenen Gebäude und die mit vielem Geschmack berücksichtigte malerische Unregelmäßigkeit, die der Charakter des Ganzen erheischt, die aber wohl nur selten mit diesem Erfolge wiedergegeben wurde. Man sollte glauben, hier wirklich einen jener Felsenbaue aus dem Mittelalter in schönster Erhaltung vor sich zu sehen.

Das Innere des Schlosses ist sehr bequem eingerichtet, und enthält die gehörige Anzahl von Gemächern. Im Erdgeschoß findet man den Rittersaal, die Burgkapelle und das Gesellschaftszimmer; eine großartig angelegte Treppe führt in die obern Räume, wo sich ein prächtiger Saal befindet, der die herrlichste Aussicht bietet. Daß die Dekorirung, die Möbel u. s. w. streng im altdeutschen Stil beschafft wurden, versteht sich von selbst; zu den Gemälden sind Gegenstände aus Würtembergs Ritterzeit gewählt. — Die Stürme der Jahrhunderte werden auch über die Zinnen dieses Schlosses hinwegziehen, und was wir jetzt so neu und freundlich, als den anmuthigen Sommersitz eines jugendlichen Ehepaares, vor uns sehen, verehren unsere Nachkommen einst als historisches Denkmal, als die Wiege eines Geschlechtes, dessen Wappen die Wahlsprüche zieren: „Furchtlos und treu" — „Honneur et patrie" (Ehr' und Vaterland).

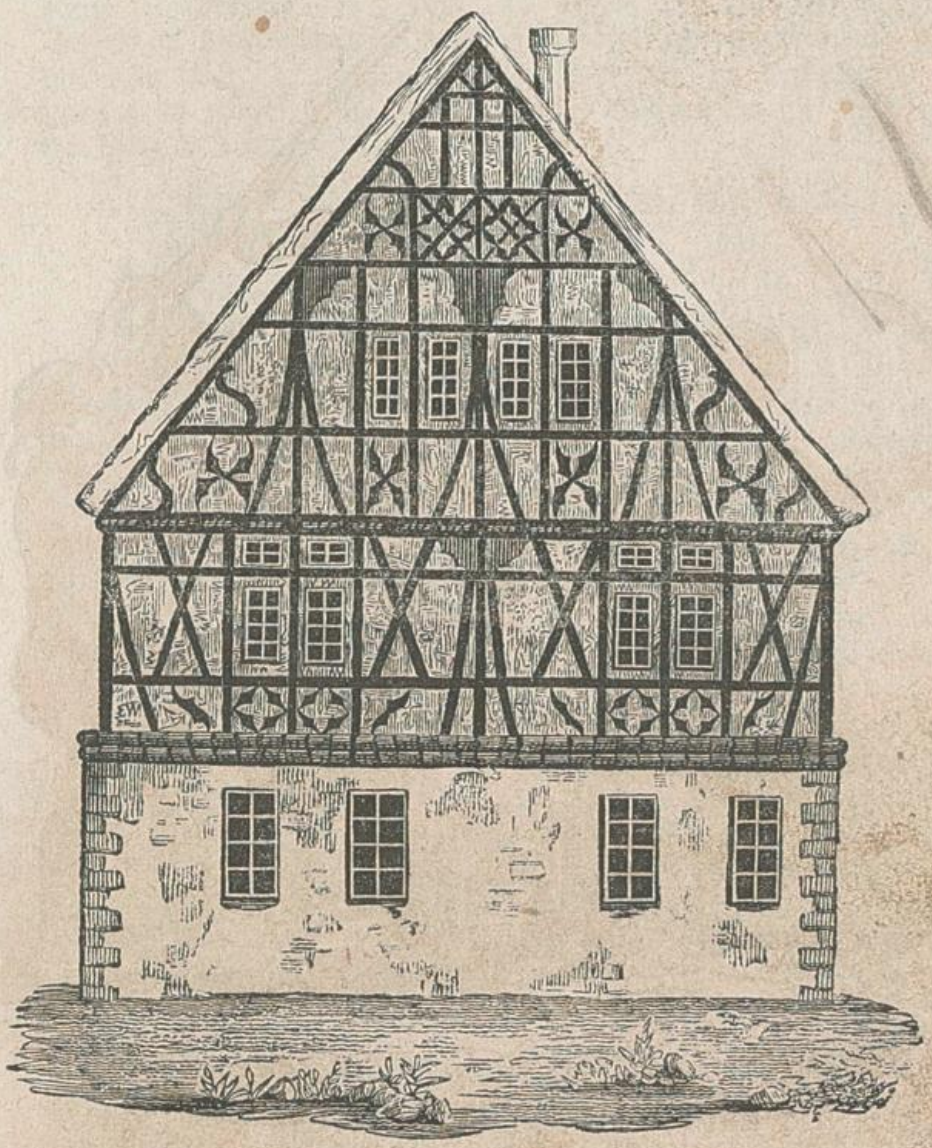
„Furchtlos, gilt's die Ehre, treu dem Vaterland,
Jeder sey's und wehre so dem Undestand;

Das in ein'gem Sinne
Deutschland sich gewinne
Alles Edlen Pfand."

Alt-Rheinischer Holz-Bau.



Fast bei allen Völkerschaften ist es erweislich, daß der Holz-Bau dem gediegneren Stein-Bau vorausgegangen, wie denn auch in der deutschen Baukunst sich vielfach Spuren finden, welche auf die Holz-Construktion zurückführen. Zufällig haben sich noch in mehreren alten Städten, besonders in den kleineren Rhein-Städten, manche Bauten in Holz Jahrhunderte hindurch erhalten, in denen der unverfälschte Volks-Geschmack sich kund giebt, und die vielleicht für den Stein-Bau Muster lieferten. Wir sehen hier in der Vorder- und Seiten-Ansicht ein Haus der Stadt Vallendar (in der Nähe von Coblenz), und



werden fortfahren, nach und nach ähnliche Bau-Construktionen aus verschiedenen deutschen Gauen unsern Lesern vorzulegen. Sie erheben sich, was Schönheit und Stärke anbelangt, über die leichtfertigen Erzeugnisse des Tages; denn hinsichtlich der Solidität im Bauen ist man jetzt, gegen unsre Vorfahren, mitunter stark auf dem Holzwege, trotz der Bauten von Stein. Schad' ist's übrigens, daß dies Haus zu Vallendar keine Chronik hat — wie viele Geschlechter wohnten darin, welche Umwandlungen sind neben ihm vorgegangen, und welch Glück und Leid mag es beherbergt haben!

Wo ist der Fuchs hin?

Glücklicher Herkules! — Du hattest am Scheidewege nur zwischen zwei Richtungen, wie Jedem sie sich öffnen, zu wählen



warest also gegen diesen Sonntags-Fuchsjäger in viel geringerer Noth. Er hat die Fährte des listigen Thiers verloren, und auf die Frage danach macht man ihm Fingerzeige nach allen Himmelsgegenden. Da wird guter Rath theuer, und wohl ihm, wenn er sich nun den besten giebt, den nämlich, künftig selber besser aufzupassen. Der Wahlspruch Wilhelm's I von Nassau: „Rathen und Reiten thut's!" reicht unserm Fuchsjäger nicht aus, wie man auch nicht ausreicht, wenn man glauben sollte, unserm Bildchen fehle der tiefere Sinn. Es sagt erstens: daß man den Fuchs, auch den zweibeinigen, streng im Auge behalten, gegen ihn, wie sich unsre Vorfahren ausdrückten, gleichsam Fuchs und Haase seyn müsse, um ihn allseitig beobachten zu können. Besonders aber soll man sich vor ihm hüten, wenn er recht unschuldig thut, eingedenk der War-

nung: „Predigt der Fuchs, so nimm die Hühner in Acht!" Dann ist das Bildchen auch noch eine Versinnlichung Dessen, der alle Welt um Rath fragt, wodurch er denn gewöhnlich ganz vom rechten Wege abkommt. Schreiben wir also in unser Gedächtniß:

„Andern nur folgen, bringt Trug und Spott:
Hilf dir selber, so hilft dir Gott!"

Ein Wetterglas.

Ein Wetterglas, das sich Jeder leicht selber verfertigen kann, das die Veränderungen des Wetters viel zuverlässiger vorhersagt, als der Barometer, der eigentlich nur eine Luftwage ist, erfordert folgende Bestandtheile: ½ Loth Kampher, ⅛ Loth Salpeter, ⅛ Loth Salmiak. Jeder dieser Stoffe wird besonders in Kornbranntwein von mindestens achtzehn Grad aufgelöset, was bei den Salzen schnell erfolgt, beim Kampher aber langsamer, so daß man demselben über einem gelinden Feuer, oder das Gefäß in warmes Wasser eintauchend, etwas nachhelfen muß. Sind alle Stoffe aufgelöst, so werden sie zusammen vermischt, und darauf die ganze Masse in längliche Gefäße, allenfalls in die bekannten Eau-de-Cologne-Flaschen gegossen, die dann vorsichtig zu verpfropfen und zu versiegeln sind. Diese Flaschen werden nun an freier Luft an einer Fensterbrüstung, an der Nordseite der Wohnung aufgehangen, und können dort Winters wie Sommers hängen bleiben. Wetterveränderungen zeigen sich nun jedes Mal durch Krystall-Bildungen an, und zwar nach folgender Erfahrung:



Klare Flüssigkeit verkündigt heiteres Wetter. — Trübe Flüssigkeit zeigt Regen an. — Eis auf dem Boden (a) dicke Luft, Frost im Winter. — Trüb mit kleinen Sternen (e) Donnerwetter. — Große Flocken (b) schwere Luft, bedeckten Himmel, Schnee im Winter. — Fäden im oberen Theile der Flüssigkeit (f) windiges Wetter. — Kleine Punkte (e) Nebel, feuchtes Wetter. — Aufsteigende Flocken, die in der Höhe bleiben (d), Winde in den oberen Luftschichten. — Kleine Sterne im Winter bei hellem Sonnenschein: Schnee am folgenden ersten oder zweiten Tage. — Je höher das Eis (a) im Winter steigt, um so größer wird die Kälte.

„Hab' ich" ist besser als „Hätt' ich."

Die Franzosen erzählen von einem Milchmädchen, das große Pläne machte, worüber sie verlor, was sie hatte. Man übersetzte den kleinen Schwank und vergaß, daß er deutschen Ursprungs ist; da wollen wir denn also, mit gutem Recht, deutsches Eigenthum in Anspruch nehmen, indem wir die altdeutsche Erzählung hier mittheilen.

Eine Bauers-Wittwe hatte nur eine einzige Henne, denn sie wußte bei Lebzeiten ihres Mannes nicht zu wirthschaften. Diese Henne legte ihr alle Tage ein Ei; sie sammelte derselben so viel, bis sie meinte, für drei Groschen zu haben, nahm sie in ein Körblein und zog damit zu Markt. Unterwegs fielen ihr allerlei Gedanken ein; unter Anderem machte sie sich folgende Rechnung: „Siehe", sprach sie bei sich selbst, „du lösest auf dem Markte drei Groschen. Dafür willst du zwo Leg-Hennen kaufen. Diese zwo, sammt der einen, die du schon hast, legen dir in so viel Tagen so viel Eier; wenn du die verkaufst, willst du noch drei Hennen kaufen; das Uebrige ist schon Gewinn. Nun hast du sechs Hennen, die legen dir in einem Monat so viel Eier; die willst du verkaufen (kannst dennoch wohl zuweilen ein halbes essen) und das Geld zusammen legen. Also kannst du Nutz haben von den Hennen: die alten, so nicht mehr legen, verkaufst du, das ist Eins; die jungen legen dir Eier: das ist das Andere; sie brüten die Jungen aus, die du zum Theil ziehen und den Haufen mehren, zum Theil verkaufen und Geld daraus machen kannst: das ist das Dritte; auch kannst du sie rupfen wie die Gänse, das ist das Vierte. Aus dem zusammengelegten Geld willst du darnach etliche Gänse kaufen; die tragen dir auch Nutzen, mit Eiern, mit Jungen, mit Federn. Also hast du Nutzen von Hennen und Gänsen, und kommst in acht Tagen so und so weit. Nach Solchem willst du eine Ziege kaufen, die giebt dir Milch und junge Zicklein. Also hast du junge und alte Hühner, junge und alte Gänse, Eier, Federn, Milch, Zicklein und Wolle; denn du willst versuchen, ob sich die Ziege vielleicht scheeren lasse. Nach Solchem willst du eine Schweinemutter kaufen, so hast du Nutzen zu dem vorigen Nutzen, mit jungen Ferkeln, Speck, Würsten und Anderem. Nach Solchem willst du eine Kuh kaufen, die giebt Milch, Kälber und Düngung. Was willst du mit dem Dünger, so du keinen Acker hast? Du willst einen Acker kaufen: der giebt dir Korn, daß du keines mehr zu kaufen brauchst. Darnach willst du Pferde kaufen und Knechte dingen, die dir dein Vieh versehen und den Acker bauen. Darnach willst du Schafe kaufen. Darnach willst du dein Haus größer machen, damit du auch wohl Miethsleute haben kannst. Darnach willst du

mehr Güter kaufen. Also kann dir's nicht fehlen, denn du hast Nutzen von jungen und alten Hühnern und Hahnen, von jungen und alten Gänsen, von Eiern, Ziegenmilch, Wolle, Zicklein, Lämmlein, Ferkeln, Kühen (denen du auch wohl die Hörner absägen und den Messerschmieden verkaufen willst), von Kälbern, von Aeckern, von Wiesen, von Hauszins und Anderm. Darnach willst du einen jungen Mann nehmen, mit dem willst du in Freuden leben und eine gnädige Frau seyn. O wie willst du dir's lassen so wohl seyn, und Keinem ein gut Wort geben! Juho, juhwaho, hoppsas!" — Mit solchen Gedanken verstieg sich die gute Frau so hoch, daß sie gleichsam ganz unempfindlich wurde, und ihr nicht anders war als einem Trunkenen. Darum als sie „Ju Hoppsas!" schrie, wollte sie auch einen Arm dazu aufwerfen und einen Sprung thun. Ich weiß aber bei Sanct Grix nicht, wie sie es machte. Als sie den Arm auf-



schwang und dazu jauchzte, stieß sie mit solchem den Korb vom Kopfe, daß er sich ganz ungestüm hernieder begab, und die Eier zerbrachen. Hiermit lag all ihre gnädige Frauenschaft im Koth. Wer Lust dazu hat, mag's auflesen und gerade so ein gnädiger Herr werden, wie sie eine gnädige Frau geworden ist.

Johann III (Sobieski),

König von Polen.



Dieser königliche Held, der nicht allein den Ruf des größten Kriegers des siebzehnten Jahrhunderts hinterlassen, sondern, was mehr ist in einer Zeit der hinterlistigsten Staatskunst und des niedrigsten Eigennutzes, biederherzig und unbefleckt dastand, die Gesittung der Welt den geringeren persönlichen Interessen vorziehend, wurde 1629 zu Olesko in Rothreußen ge-

boren, als sein Vaterland schon von Feinden rings umdrängt, von Parteiungen im Innern zerrissen war. Sein Vater, Edelmann und Krieger, gab ihm, wie seinem Bruder, eine gründliche Bildung, nach deren Vollendung er beide Söhne auf Reisen sandte. Die Brüder kamen heim, da gerade die Tataren die polnischen Fluren verwüsteten, und halfen im Heer des Königs Johann Kasimir redlich die Raubhorden vertreiben. Leider fiel Marcus Sobieski in einer Schlacht am Bug; sein Bruder Johann rächte ihn in Besiegung der Feinde, und die Wirkung seiner Thaten erhoben ihn zum Feldherrn des Reiches. Begünstigt durch die Königin, Kasimir's Gemahlin, welche ihn mit ihrer Freundin Maria d'Arquien vermählte, mußte er während der Zeit bürgerlicher Unruhen Partei ergreifen, ließ es aber nie zur Schlacht kommen, sondern schonte das Bürgerblut, wo er nur konnte. Unter der Regierung Michaels Wiesnowiezki's vertheidigte er das bedrohte Vaterland, ohne von dem schwachen Könige gehörig unterstützt zu seyn, und zog sich, in allen seinen Unternehmungen gelähmt, ja verleumdet und angeklagt, endlich auf seine Güter zurück, bis (1673) die äußerste Noth des bedrohten Polens ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er rückte an der Spitze des kleinen Heeres, trotz der rauhen Jahreszeit, den Türken und Tataren entgegen und schlug sie in der Schlacht bei Chozim, in der die Feinde Polens 28,000 Mann verloren, verfolgte seinen Sieg und stand mitten in der Wallachei, als die Nachricht von des Königs Tod ihn in die Heimath zurückrief, die Königswahl als Kronfeldherr zu lenken. Sechszehn Prätendenten hatten sich für den bedrohten, untergrabenen Thron gemeldet, sämmtlich ausländische Fürsten. Sobieski stimmte für den französischen Prinzen Condé, den man fast schon als erwählt betrachtete; da stand Stanislaus Jablonowski auf und rief: „Was, dürfen wir den Würdigsten vergessen? Sobieski sey unser König!" Ein Ruf, der im ganzen Lande wiederhallte. Während der Vorbereitungen zur Krönungsfeierlichkeit kam jedoch die trübe Botschaft, daß die östlichen Barbaren von Neuem auf Polen herdrängen und Galizien bedrohten. „Der Helm ist meine Krone!" rief der Held, flog mit kleinem Heere dem Feinde entgegen, und trieb die Horden über die Grenze. Im Jahr 1676 ließ er sich mit seiner Gemahlin in Krakau krönen, hatte aber im selben Jahre den neu ermuthigten Feind wieder auf dem alten Schlachtfelde zu bekämpfen. Meuterei waltete im eignen Heere und die Verschwornen wollten ihn zum Rückzuge nöthigen. „Geht!" rief der König, „und sagt daheim, daß Ihr mich allein gelassen; ich sterbe hier, die Waffen in der Hand!" Dies sagend, sprengt er dem zahllosen Feinde entgegen, reißt das ganze Heer sich nach und vernichtet die Feinde, die demüthig um Frieden bitten.

Ludwig der Vierzehnte, in seinem Eifer, Deutschland zu verderben, hatte die Türken gegen Oestreich gehetzt, und suchte auch Johann Sobieski für seine schlechte Sache zu gewinnen, um so dem im Innern durch Religions- und Herrscherzwiste, so wie durch den dreißigjährigen Krieg gelähmten Lande den Todesstoß zu geben. Unerschütterlich blieb aber Sobieski der Sache der Gesittung und des Rechts zugethan, ohne eigensüchtig nur an den Vortheil seines Königreichs zu denken. Er verschmähte die glänzenden Vorschläge der Vernichter Deutschlands, warf sich, da die Nachricht kam, die Türken ständen vor Wien (1683), auf's Pferd und rief dem päpstlichen Nuntius zu: „Melden Sie dem Papst, daß Sie mich zu Pferde sahen und Wien seinen Befreier gefunden hat!" Er eilte dem von der ganzen türkischen Macht bedrängten Wien mit seinem 25,000 Mann starken Polenheere zu Hülfe, vereinigte sich mit dem Herzog von Lotharingen und schlug die Feinde, die schon vor seinem Namen erzitterten; das ganze Lager, selbst Muhamed's heilige Fahne, blieb den Siegern. Als Sobieski vor dem Treffen die Stellung der Türken beobachtete, sagte er unwillig: „Dieser Großvezier Kara Mustapha, ich kenn' ihn schon, ist ein eingebildeter Thor; wir werden von dem Siege nicht viel Ehre haben!" — und dem Papste schickte er nachher die Fahne Muhamed's mit folgenden schriftlichen Worten: „Ich kam, sah und — Gott hat gesiegt!" Uebrigens aber von Eifersüchtelei derer gekränkt, die er aus der Noth riß, hielt er seinen Einzug in Wien, und schlug dann die Türken durch Ungarn über die Grenze. — Da nun die äußeren Feinde sich nicht mehr gegen den Helden zu erheben wagten, erhob sich desto mehr die innere Zwietracht, so daß Sobieski, überall gelähmt und beschränkt, mehrmals im Begriff war, die Krone niederzulegen. In trüber Ahnung, daß der Polen Reich bald sinken müsse, da dessen Glieder in stetem Zwiespalte blieben, suchte er Erholung in seinem Garten an dem schönen Weichsel-Ufer von Willanow bei Warschau, wo noch heutigen Tages die ehrwürdigen Pappeln ragen, die der Held sich pflanzte. Im Jahre 1692, als die Türken wieder vordrangen, erhob er sich noch einmal, jagte sie über den Dniester und baute die Dreieinigkeitsburg bei Chozim, welche jene Grenze fortwährend sichern sollte. — Im Jahre 1696, als eine langwierige Krankheit den großen Mann an sein Lager gefesselt, seine Feinde regsamer wurden, die unruhigen Vasallen gegeneinander die Waffen ergriffen, fühlte er sein Ende nahen. Er ließ sich nach seinem geliebten Willanow bringen und beschäftigte sich dort mit Gedanken an seinen Schöpfer. Dem Bischof Saluski, der ihn ersuchte, seinen letzten Willen niederzuschreiben, entgegnete er: „Mein Wille wurde bei Lebzeiten verhöhnt und nicht befolgt, nach meinem Tode wird er noch weniger gelten!" Er starb am 17. Juni an seinem Ge-

burtstage, im 67sten Jahr seines Alters. Mit ihm war der Geist seines Volkes erlegen, das nun unaufhaltsam durch innere Zerrüttung verfiel; das Gedächtniß des Helden aber, der so schön Menschlichkeit mit dem kühnsten Rittersinn zu verbinden wußte, wird dauern in Ewigkeit!

Frontin und Hannchen.



Unser Gellert erzählt, daß Herr Frontin ein schönes Hannchen bis zum Sterben geliebt und nur durch ein Bündniß mit dem Bösen und die Verpflichtung, ihm zwei Jahre dienen zu wollen, besagtes Hannchen zur Frau bekommen habe. Nach vier Wochen schon bat aber Frontin den Höllenfürsten, seine Frau ihm abzunehmen, wogegen er ihm sechs Jahre zu dienen versprach. Was der Böse darauf erwiedert, vergaß Gellert zu sagen, und es dürfte zeitgemäß seyn, diesem Mangel abzuhelfen. Als Frontin sein Gesuch mit Streicheleien und Schmeicheleien unterstützte, entgegnete der herzenskundige Satan: „Es hieß erst: ohne schön Hannchen kann ich nicht leben, jetzt heißt es:

eine gewisse Andere gefällt mir tausendmal besser." Durch dein erstes Gelüst ward ich dein Herr auf Zeit, durch dein zweites könnt' ich's in Ewigkeit werden, wollt' ich nur einen Augenblick noch dein Knecht seyn. Dazu bist du mir aber zu schwach, und man hat von deiner seichten Wandelbarkeit kein Vergnügen. Du hast übrigens jetzt eine vortreffliche Gelegenheit, dein eigener Herr zu werden, wenn du über deine sündliche Neigung siegst; oder dein eigener Knecht und Teufel, wenn du dieser Neigung nachgiebst. Zu sehen, was du thust, wird mein Spaß. Es sind jetzt der Leute so viele des Teufels, daß es mir auf Einen mehr oder weniger gar nicht ankommt; ich habe mich kultivirt, mache feinere Ansprüche als sonst, und weiß übrigens, daß du bis jetzt wohl einen Körper, aber keine Seele zeigtest, mir also auch keine geben kannst. Sieh' zu, daß du sie im Kampfe mit dir bekommst, und gehab' dich wohl!" — Damit wollte sich der moderne Teufel trollen, Frontin hielt ihn aber fest, seine Bitte mit steigender Leidenschaft wiederholend, konnte indeß nichts erlangen als die Antwort: „Laß' mich ungeschoren! — ich habe keine Zeit, denn ich will jetzt in eine orthopädische Anstalt und meinen Pferdefuß für Pariser Schuhe zurichten lassen! Die Hörner verdeckt mir eine Pariser Perücke, und so geh' ich unter die jungen Stutzer und alten Lustgierigen, wozu mich meine schlanke Taille und mein dünnes Untergestell besonders eignen. Da diese Art junger und alter Herren aus lauter Gelüst und Genuß besteht, hat man deren immer ein Dutzend mit einem Griff; lassen sich aber in dieser charakterlosen Zeit nichts als Lumpen-Geschäfte machen, soll's wenigstens en gros geschehen!" — So bleibt Hannchen Frontin's Frau, er aber vorläufig doch des Teufels, und es kommt darauf an, ob er von dessen Aufrichtigkeit — oder eigentlich von der Aufrichtigkeit seines eigenen Gewissens — den rechten Nutzen zieht.

Die einheimisch wildwachsenden

Giftpflanzen,

die unsrer Gesundheit höchst gefährlich sind.

Wir versprachen, die Abbildung und Beschreibung der einheimischen Giftpflanzen fortzusetzen; zu den fünf (siehe Jahrgang für 1841) geben wir hiemit noch vier, und sind überzeugt, daß es von Nutzen seyn wird, Kinder und überhaupt Alle, die keine nähere Kenntniß von den gefährlichen Gewächsen haben, durch diese Anschauung und Schilderung zu unterrichten und zu warnen.



6) Die Herbstzeitlose, Lichtblume, Spinnblume, nackte Jungfrau, ist eine Blume, welche einem Zwiebelgewächse entsproßt, das bis hoch im Norden in Europa auf Wiesen und feuchten Plätzen wächst, auch wohl in den Gärten als Zier-Pflanze gezogen wird. Die Höhe derselben beträgt etwa fünf bis sechs Zoll; die flachen, aufrecht stehenden, lanzettlichen Blätter gleichen denen der Hyazinthe; die Wurzel besteht aus einer fleischigen, saftreichen Zwiebel, die mit mehreren Häuten umgeben ist, die auf der Außenseite eine dunkelbraune, innen aber weißliche Farbe haben. Im Herbste, wenn die Blätter längst verwelkt und abgefallen sind, sprossen aus der Mitte der Wurzel ohne Stengel schöne rosenfarbige Blumen, die später in's Weißliche bleichen; ihr Fruchtknoten bleibt in der Wurzel verborgen, überwintert dort, und keimt erst mit dem künftigen Frühling zu Tage, die mit drei oder vier Blättern umgebene Saamen-Kapsel zeigend, welche, obwohl die Blume doch vor dem Winter verblüht, jetzt erst zur Reife kommt. Die Blumenkrone ist sechstheilig, wie sie denn auch zur sechsten Klasse (mit

sechs Staubfäden und drei Mutterröhren) zur dritten Ordnung gehört. Die Zwiebel ist giftig; doch im Herbste nicht so schädlich wie im Frühling, und dient den Aerzten zu heilsamer Arznei, indem manche Krankheiten, unter andern oft die hartnäckige Gicht, dem scharfen Safte derselben weichen. Der Saft der zerquetschten Blätter wird von Landleuten gebraucht, um das Vieh vom Ungeziefer zu reinigen. Daß die Heilkraft dieser Pflanze bloß dem Arzt vorbehalten seyn muß, versteht sich von selber, weil sonst leicht der Tod auf das Mittel erfolgen könnte; übrigens wird die Pflanze selten Unheil anrichten, weil keine Frucht hier den lüsternen Unkundigen anlocken kann.



7) Die Wolfskirsche, Tollkirsche, Wuthbeere, Teufelskirsche, das Tollkraut, Belladonna oder Schminkbeere, gehört

zu den Pflanzen mit fünf Staubfäden und einer Mutterröhre, wächst fast in allen europäischen Ländern in Bergwäldern, und ist eine der scharfen betäubenden Giftpflanzen. Sie hat einen krautartigen, röthlichen, aufrecht stehenden Stengel, der sich in viele Zweige zertheilt, und eine Höhe von vier bis sechs Fuß erreicht. Die Blätter sind eirund, werden an sechs Zoll lang, und stehen auf kurzen Stielen. Die Blumen erscheinen im Juni, Juli, bis in den August, und zeichnen sich durch eine dunkle, schmutzig purpurrothe Farbe aus, sind glockenförmig, und bestehen, sowohl Krone als Kelch, aus fünf Theilen; sie hinterlassen runde zweifächerige Beeren, die im September und Oktober reif werden. Besonders zur Zeit der Blüthe, wie zur Reife der Beeren, hat die Pflanze ein schönes Ansehen; der Name Belladonna rührt aber wohl daher, daß man ehedem in Italien Schminke aus dem Safte der Blätter bereitete. Der Genuß der Beere, wie der anderen Pflanzentheile, verursacht Schläfrigkeit, Wahnwitz, Raserei und gar den Tod. — Die Beeren sind Anfangs grün, zur Zeit der Reife aber glänzend schwarz; alsdann sind sie sehr weich, und inwendig ganz voll von einem purpurrothen Safte. Mit den schwarzen Kirschen, die sie oft an Größe übertreffen, haben sie eine so auffallende Aehnlichkeit, daß unwissende Leute, besonders Kinder, leicht zum Naschen verführt werden können. Zehn Beeren sollen bei einem Erwachsenen schon hinreichen, den Tod zu geben, zwei bis drei schon einem Kinde lebensgefährlich werden. — Das kräftigste Gegenmittel, wodurch Menschen, von dieser Pflanze vergiftet, gerettet werden können, besteht in Brecharzneien, wie auch in Essig, Citronen und andern Pflanzensäuern. Obgleich die Tollkirsche zu den schlimmsten Pflanzengiften gehört, bedient man sich doch der Blätter und Wurzel zu arzneilichem Gebrauche wider hartnäckige Krankheiten, besonders gegen den Krebs und den Biß wüthender Hunde. Von selber versteht es sich, daß auch dieses Mittel nur durch den Arzt mit größter Vorsicht angewandt werden kann.

8) Der Fingerhut (Waldbelle) gehört zur vierzehnten Linné'schen Klasse, der Gewächse mit zwei ungleichlangen Paaren von Staubfäden, zu den Rachenblüthen; die Blumen dieses Geschlechts haben einen fünfspaltigen Kelch, eine einblättrige, glockenförmige, fünftheilige, bauchige Krone. Die Saamen-Kapsel ist eirund, zugespitzt, zweifächerig, und enthält viele kleine Saamenkörnlein. Die Blumen-Deckblätter sind eiförmig zugespitzt, die unteren, eigentlichen Blätter sind ebenfalls eirund zugespitzt, breit, rauh, runzlich, am Rande gezähnt, und sitzen wechselweise an den Seiten des Stengels. Die faserige Wurzel treibt einen haarigen, eckigen, an fünf Fuß hohen Stengel, an welchem sich die Blüthen in reicher Fülle drängen. Die purpurfarbigen Blumen erscheinen vom Juni bis in den

August, und haben die Gestalt einer Röhre, die unterwärts bauchig ist, welcher bauchige Theil der Krone inwendig mit runden, augenförmigen Flecken gezeichnet ist; sie gleichen auch wohl einem Fingerhut, woher sie zu dem Namen gekommen. Die Pflanze wächst überall im südlichen Europa, in ganz Deutschland in bergigen Wäldern und Haide-Gegenden, wird aber auch vielfach wegen ihrer schönen Blumen in Gärten gezogen. — Die ganze Pflanze hat sehr scharfe Säfte, und erregt innerlich gebraucht Ekel, Erbrechen und Abführen. Von vorsichtigen Aerzten wird sie in manchen Krankheiten mit Erfolg angewandt, äußerlich braucht man einen Absud der Pflanze zur Heilung kropfartiger Geschwülste und Geschwüre.





9) Der Lolch, Taumellolch, Sommerlolch, Lolchgras, Tollkorn, Schwindelhafer, Tolltrespe oder auch Twalch genannt,

gehört zu den Gräsern, den Pflanzen mit drei Staubfäden und zwei Mutterröhren. Die Pflanze trägt eine lange Aehre, welche aus zwölf bis achtzehn kleinen, vielblumigen Aehrchen besteht, die wechselweise übereinander stehen, und mit Grannen (steifen Spitzen) bewehrt sind. Sie wächst häufig als ein schädliches Unkraut in unsern Getreidefeldern, besonders in der Gerste. Der Halm ist bräunlich, wird drei bis vier Fuß hoch, und theilt sich durch verschiedene Knoten in Gelenke; die Blätter sind glatt. Der Same ist eirund, breitgedrückt, ziemlich klein, von süßlichem Geschmack, und wegen seiner betäubenden, Schwindel verursachenden Kräfte den Menschen und dem Vieh schädlich. Diese Kräfte äußert er nicht bloß roh, sondern auch im Brode, Biere und Branntweine; daher muß man sorgfältig das Getreide von diesem schädlichen Samen reinigen, ehe man es zu Mehl mahlen läßt, oder zum Malze bereitet. Obgleich die Wurzel dieses Unkrauts alle Jahre abstirbt, pflanzt es sich dennoch durch den entfallenen Samen in Menge fort. Da es offenbar giftige Eigenschaften hat, so ist es unverzeihlich und höchst strafbar, wenn Bierbrauer und Branntweinbrenner den Samen unter das Getreide mischen, um dem Getränk dadurch mehr berauschende Kraft zu geben. — Wir schließen für jetzt, werden aber auch die übrigen einheimischen Giftpflanzen im nächsten Jahrgange auf gleiche Weise vor Augen legen.

Verwahrlosung.

Wie viele, liebe Mütter deutscher Mädchen, giebt's unter euch, die ihr den Töchtern nichts mitgeben könnt als euren Segen in das Leben und die Ehe; wie viele Familienväter, die nicht einmal Lehrgeld, Schulgeld, Reisegeld für den confirmirten Sohn, der nun fort muß, um sich selbst was zu verdienen, schaffen können! — Ja, es ist bitter, wenn man die kaum erwachsenen Kinder, weil man kein Brod für sie hat, frühzeitig sich vermiethen lassen, in die Lehre schicken, sie im zarten, noch unreifen Alter aus der Familie schützendem Verbande unter fremde Leute, in das lockende, listige, verführerische Leben hinausstoßen muß, ohne daß man weiß, was aus ihnen wird. Wie oft verließ der zarte Knabe mit frischen Wangen, fromm und schuldlos das elterliche Haus, und kam nach Jahren als ein Wildfang, ein Taugenichts, wohl gar als Verbrecher zurück. Wie heiter, munter, mit der Farbe der Unschuld und Sittlichkeit auf den Wangen ging eure liebe Tochter in Dienst — und in ein Paar Jahren, was hört ihr von ihr? Nun, ich mag nicht Alles aufzählen, was man in dieser Hinsicht täglich hört, aber, ihr Eltern, den Zorn des Vaters hör' ich toben, Thränen der Mutter seh' ich fallen, wenn sie vielleicht plötzlich schmach-

volle Dinge von ihren Kindern erfuhren. Wer zählt die körperlichen Krüppel alle, die an den Straßen-Ecken betteln, die Unglücklichen, die durch Verwahrlosung der Eltern oder Wärterinnen buckelig, krumm, schief, lahm und auf die mannigfaltigste Art verwachsen, ein getrübtes Leben bis in's Grab schleppen? — Der Nachsatz zu allen diesen Andeutungen ist dieser: Ihr habt nicht Geld und Gut für eure Töchter zur Mitgift, kein baares Vermögen für eure Söhne, keine Wächter und Schützer für sie, wenn sie in's Leben hinausgeschickt sind und ihr todt seyd; nun wohl, so gebt ihnen Schätze mit, denen die Diebe nicht nachgraben, die weder Motten noch Rost fressen: eine gute Erziehung. Das ist das schönste Kapital, die segensreichste Mitgabe für das ganze Leben, die kostbarste Ausstattung eurer Töchter, der sicherste Anker und Leitstern durch das Meer des Lebens. Gute Erziehung! Gott, welch ein Jammer faßt da den redlichen Menschenfreund an, wenn er so zusieht, wie man jetzt so häufig die Kinder erzieht. Hat Einer halbweg ein Aemtchen oder Titelchen oder Kapitälchen, so zählt er sich zu den Honoratioren und Vornehmen, und das Töchterlein lernt eher Französisch als Deutsch, lies't eher Romane als die Bibel, lernt eher tanzen als gehen, eher lieben als leben, und wird ihre eigene Puppe, ehe sie die Spielpuppe aus der Hand legt. Nun muß sie wenigstens einen Studirten, einen Mann mit rothem Kragen und Epaulettes oder wohl gar einen Baron und Grafen haben, wenn sie sich „ihrer Bildung gemäß" verheirathen soll. O ihr thörichten Eltern, ihr habt eure Kinder nicht erzogen, sondern verwahrlost. — Das Gegentheil davon sieht man freilich noch öfter. Man läßt die Kinder aufwachsen wie's liebe Vieh. Man überläßt sie im zartesten Alter sich selbst oder giebt sie unerwachsenen, unverständigen Geschwistern, die sich an ihnen krumm und buckelig tragen, wie hier sich bildlich zeigt. Es zeigt sich aber noch mehr, eine vierschrötige, rohe Person von Dienstmagd oder Mutter, die das zarte Kind bei einem Arme über eine Pfütze schleudert, ihm die zarte Schulter ausrenkt und das Kind zeitlebens zu einem Krüppel macht. Ihr wackern Leute auf dem Lande könnt euch allerdings nicht zu euren Kindern hinsetzen, ihr müßt vom frühen Morgen bis spät in die Nacht auf dem Felde des Tages Last und Hitze tragen, und euch plagen und placken, daß ihr nur das Leben habt; deshalb ist der Vorschlag, den ein wackerer Mann in einem besondern Büchlein („Ueber die Erziehung des Landvolks zur Sittlichkeit." Von C. B. König. Halberstadt, bei F. A. Helm.) für euch gemacht und in dem Büchlein näher ausgeführt hat, möglichst allgemein zu verwirklichen, nämlich Gründung von Kleinkinderschulen auch auf dem Lande, wie sie schon so beliebt sind und segensreich wirken in vielen unserer Städte. Es wird ein wackerer und gebildeter Mann mit einer eben so wackern



und verständigen Frau zu finden seyn, die für ein Geringes (lange nicht so viel, als was euch die Kinder zu Hause ohne Aufsicht kosten und verderben) es übernehmen, die kleinen Kinder den Tag über zu beaufsichtigen bei Spiel und angemessenen Beschäftigungen, sie pflegen, ihnen zu essen und zu trinken geben u. s. w.; früh tragt ihr eure Kinderchen hin, Abends holt ihr sie wohlbehalten, frisch und freudig wieder ab. Ihr bekommt dann gesunde, wohlerzogene Kinder, und euer Gewissen kann euch keine Vorwürfe machen, daß ihr sie verwahrlosen und verwildern laßt. Und wenn ihr sie Sonntags recht sauber anzieht und euch mit ihnen vor die Thür setzt oder mit ihnen spazieren geht, was für schöne Vater- und Mutterfreuden werden euch daraus entsprießen!



Seht die glückliche Mutter hier mit dem blühenden, bausbäckigen Kindlein: wie sie selbst reinlich und verständig und mütterlich selig in ihr Glück vertieft erscheint, so sieht uns auch das Kind reinlich, gesund, wohlerzogen und glücklich vom Arme und im Schutze der Mutter an. Sie ist gut und sorgsam, und erzieht ein gehorsames, liebes Kind, das sie künftig mit gutem Gewissen im Leben zurücklässt, wenn sie ihr Auge zum letzten Schlummer schließt; denn sie vererbt ihm den inhaltvollsten Besitz, der im Leben überall gilt und ein Reiseschatz ist auf dem Wege zum Himmel. Ein Anderer wird Gelegenheit nehmen, auf das, was hier so noth thut, im heurigen Jahrgange nochmals näher hinzuweisen, um uns den Satz zu bekräftigen: Die Menschheit geben Vater und Mutter, die Menschlichkeit giebt nur die Erziehung. H. Beta.

Der Druckfehler.

Ich war seit sechs Wochen Bürgermeister in Kindleben und meine junge Frau sehr liebenswürdig. Frisch wie ein Mairöschen, zärtlich wie ein Turteltäubchen, lammfromm und wohlerzogen saß am vierten Tage unserer glücklichen Ehe mir das wunderhübsche Weib am eignen Tische gegenüber. Nach der Suppe wischte meine Lilli das Purpurmäulchen, küßte mich und fragte: „Nun, Du Guter, befiehlst Du noch?" — Ich dankte büstelnd; die versalzene brannte mir wie Höllenfeuer in der Kehle. Sie klingelte und der als Kammerdiener angestellte Gerichtsbote setzte eine mächtige Schüssel Fleischwerk auf den Tisch. Lilli lächelte wie die jüngste der Grazien. „Du Schelm!" sprach sie anmuthig — „gewiß hat der Leckerzahn mir in die Töpfe geschaut und das Leibgericht, welches ich ihm bereitet, gewittert. Hüte Dich vor dem Küchenschürzchen, wenn ich Dich ertappe! Gestehe nur, die Aussicht auf das Fricassee hat der Kraftsuppe den Zuspruch geschmälert, denn Du hast nicht zehn Löffel genossen!" — und dabei fuhr sie mit dem ihrigen in das sogenannte Fricassee, das ich in starrer, stummer Verwunderung mit den Augen musterte. Ich gewahrte da allerhand Dinge und Zuthaten, die ich, meines Wissens, nie in sothaner Speise erblickt hatte. Die gewöhnlich weißgelbliche Farbe der würzenden Sauce war hier entschieden dunkel, und ein fataler Zwiebelgeruch dampfte mir aus der Schüssel entgegen. Lilli hatte sich und mich reichlich versorgt, und während ich noch immer mißtrauisch das Gemengsel betrachtete, hatte die Muntere schon einen Bissen hinunter, klopfte sich anmuthig-kindisch mit dem Händchen vor die Brust und rief: „Köstlich! versuche doch, lieber Pfennig — ganz delikat!" — Ich aber schob mit der Gabelspitze einige Corinthen, die ich anfänglich für Kapern gehalten



hatte verwundert bei Seite und einen Biſſen in den Mund. — „Nicht wahr? ſüperde!“ wiederholte meine liebliche Hälfte. — Ich nickte und ſchluckte geduldig unter ſüßſaurem Lächeln; ich vermochte es nicht über's Herz zu bringen, die utmüthige zu betrüben, wenn gleich dieſes ſogenannte Fricaſſee meinen Geſchmacks-Nerven eine heilloſe Marter ſchien. Krebsbutter, Zwiebeln, kleine Roſinen, Blumenkohl, Kalbfleiſch, braunes Mehl, Champignon, Pfefferkuchen und Lorbeerblätter mochten die Hauptbeſtandtheile dieſes abenteuerlichen Gerichtes ſeyn. Lilli wurde zum Glück durch die Magd abgerufen und mir blieb Zeit und Gelegenheit, die ganze Portion, welche auf meinem Teller laſtete, in die Schüſſel zurück zu fördern. Die wieder Eingetretene freute ſich meines Appetits, nöthigte; ich aber ſprach: „Danke, liebes Herz!“ — „Schmeckt Dir's nicht?“ entgegnete ſie. — „Hat geſchmeckt, Kind! — man muß des Guten nicht zu viel thun — vortrefflich! wie nennſt Du dies Ragout?

à la —." — „Nichts von à la", erwiederte sie, „Fricasse schlechthin." — „Unmöglich, Kind!" lautete meine Gegenrede; „Fricassee's, denk' ich, sind Blondinen, während Ragouts zu den Brünetten gehören?" — „Davon verstehst Du, mein gelehrter Herr, meine ich, gar nichts!" sprach sie, klingelte, forderte ihr Kochbuch, und fuhr fort: „Schau her! hier steht es zu lesen: Fricasse von Kalbfleisch Nr. 255. Dazu kann man eine ganze Brust nehmen oder sie auch zerhauen" — ist geschehen! — „recht gut blanchiren, kochen, fleißig abschäumen" — wurde vollbracht — „und damit sie sich weiß kocht, ein Stück Butter anthun" — habe sie nicht gespart!" — „Weiß kocht", unterbrach ich, „da hast Du die Blondine!" — „Hör' nur weiter!" entgegnete Lilli; „nur weiter, Herr Rechthaber!" — „Nun bereitet man die Fricassee-Sauce nach Nr. 100" — geschah pünktlich!" redete sie dazwischen, indem sie zurück blätterte. — „Hier Nr. 100: gießt ferner von der Brühe des Hasenkleins zu" — diese fehlte mir leider, doch muß es unwesentlich seyn, denn nicht wahr, die Sauce war vortrefflich? — „thut gereinigte kleine Rosinen, gehackte Zwiebeln, Chalotten und Gewürze daran, rührt dies Alles zu einer sämigen Sauce, versüßt es mit Zucker und Syrup" — da hast Du die Brünette, Musjeh! — „und läßt es aufkochen." — „Also wirklich Syrup?" dehnte ich und nahm der Triumphirenden das Buch aus der Hand, schlug das Blatt zurück, las und rief: „Den Teufel auch! — schau nur her, Kind, das Blatt ist verkleistert und Du bist in's Hasenklein gerathen!" — Lilli erschrak, erröthete, wurde um so hübscher; ich lachte, küßte sie und verschlang mit wahrem Heißhunger drei Portionen Weincreme, welche den Beschluß des Mahles machte. Caroline aß nicht mehr, sie war verdüstert, schämte sich und schalt, daß man sie nicht zur Erlernung der edlen Kochkunst angehalten. — Ich sprach dem guten Kinde Muth zu, und rief bei jedem Bissen: „Köstlich, meine liebe Lilli — delikat! o wie erquicklich, wie süß!" — Ich herzte die Geliebte zur gesegneten Mahlzeit, ich fühlte mich so unaussprechlich selig — und warf mich dann in den Sorgenstuhl, um, wie gewöhnlich, die Berliner Zeitungen zu lesen.

Ich mochte etwa über die orientalischen Angelegenheiten hinaus seyn, wollte eben zu den „vermischten Nachrichten" übergehen, da trat der Senator, Seifensieder Schnäbel, mit verstörtem Angesicht vor mich hin. — „Auf's Rathhaus!" rief er; „um Gotteswillen auf's Rathhaus, Vater der Stadt! Die Furierschützen reiten so eben ein. Ich habe bereits zum Moldauer Kürschner-Gesellen geschickt, er mag dolmetschen, und die Bürger mögen illuminiren!" — „Was dolmetschen, wozu illuminiren?" fragte ich. — „Wie, sorgloser Consul, Sie wissen nicht — was ich längst prophezeit, traf ein; Selim Pascha ist da, die Alliirten sind auf's Haupt geschlagen, Alles ist caput—

die Türken landeten bei Warnemünde, sie stehen vor Kindleben und werden in acht Tagen in der Hauptstadt seyn. Wir bekommen Einquartierung — eilen Sie, eilen Sie, des Postmeisters Jochem ist dem Vortrab voran geeilt — achthundert Mann der regelmäßigsten Janitscharen werden sogleich hier seyn, befehlen Sie sofort die Illumination und requiriren Sie Opium-Schnaps!" — Ich suchte lange nach Hut und Stock, konnte weder das Eine noch das Andre finden; der Lichtzieher zog mich barhäuptig von hinnen. „O thörigter Mensch, o blinder Erdensohn!" dachte ich auf dem Wege, der gar kein Ende nehmen wollte; „wie wenig weißt du, was dir frommt und nützt. Warum erhörtest du, lieber Himmel, deines vorwitzigen Knechtes fromme Bitte; weshalb lenktest du die Gemüther der Kindleber Gemeinde dahin, daß sie mich unglücklichsten aller Bürgermeister zum Hirten erwählten im Augenblicke, wo der hungrige Wolf aus Osten über die Heerde einbricht, die unselige zu zerfleischen? — O Pfennig! armer, geschlagener Pfennig! in welcher gräßlichen Lage befindest du dich jetzt, gerade während du wähntest, in dem Hafen des Friedens, des innigen, lieben Glücks stiller Hausseligkeit eingelaufen zu seyn."

Schon war die Hiobspost im Städtchen verbreitet, denn zu Schlüterschen Todeslarven verzerrt waren alle die wohlbekannten Gesichter, welche mir aus den Fenstern nachblickten. An allen Ecken standen Nachbarn mit ellenlangen Physiognomien, verkündeten den Jammer und pflogen Rath. — „Ruhe, lieben Freunde!" rief ich ihnen wie von innerer Stimme begeistert zu, denn wo hätte ich sonst den großen Gedanken hergenommen. „Ruhe! sie ist die erste Bürgerpflicht! — Ihr seyd mit Franzosen und Russen, mit Preußen, Tataren, Kosacken, Baskiren und Isenburgern fertig geworden, auch mit diesen Fremdlingen werdet Ihr Euch befreunden — haltet Euch nur ruhig — kocht Kaffee, denn Eure Gäste trinken keinen Wein, sorgt für Tabak und stehet uns bei in der Ausübung unserer schweren Pflicht." — „Ja wohl schweren Pflicht!" fügte der Senator Lichtzieher hinzu; „illuminirt, Freunde! Talglampen findet Ihr bei mir das Stück zu einem Groschen. Legt ihn auf, diesen Samariter-Balsam, der selbst Tigerherzen erweicht, auf die Wunden unsrer Vaterstadt!" — Endlich gelangten wir zum Rathhause; mühsam erkletterte ich die Treppe, die mir unermeßlich lang erschien, nahm endlich Platz am grünen Tisch, an welchem bereits mein ungelehrter College mit andächtig gefalteten Händen und kreideweißem Armensünder-Gesichte saß. — „Die Listen, Herr Krüger!" sagte ich zum Gerichtsschreiber — „fort zu den Backmeistern! der hohe Magistrat entbietet ihnen, förderamst für zweitausend Brodportionen zu sorgen." — „Wozu?" jammerte mit hohler Stimme der College Schild — „die Kerle essen nichts als türkischen Waizen — sag' Er

ihnen, daß sie sich Gott empfehlen mögen, denn ehe eine Stunde vergeht, sind sie sämmtlich mit den Ohren angenagelt, und wir gespießt!" — „Dann eile Er zu den Metzgern!" fuhr ich fort. — „Wozu?" heulte Schild abermals dazwischen; „die Kerle verschmähen Wurst und Schinken, genießen nichts als türkische Enten und Perlhühner, wo die hernehmen? — sie mögen ihre Nasen wahren, wir aber sind gespießte Leute!" — „Unterwegs reiße Er die Comödienzettel ab", fügte ich hinzu; „der „Axur" könnte als Tusch erscheinen und uns den Hals brechen. Der Direktor soll „Belmonte und Constanze" ansetzen, da wird türkischer Edelmuth gepriesen!" — „Und erst gespießt und dann gehangen!" heulte Schild; der Senator Schnäbel aber meinte: die Illumination der Axurschen Gärten könne füglich in die Mozartsche Oper eingelegt werden. — Krüper ging und zugleich traten die gefürchteten Muselmänner ein. — Schild wurde noch blasser und betete ein griechisches Vater-Unser — was mir nicht allein unpolitisch, sondern wunderbar vorkam, da er nie Griechisch gelernt hatte. Der Anführer der lärmenden Bande trat auf mich zu, und ich erkannte in ihm auf den ersten Blick einen mir noch von der Schule her erinnerlichen, wenn auch nicht befreundeten Menschen, Carl Pojanus, einen Erzfaullenzer und durchtriebenen Schelm, der sich nie präparirte und Kreuzspinnen zum Morgenbrode verzehrte. — Wir aber waren einander feind; auf mein Einblasen hatte er einst das Wort Cothurnus durch Filzmütze übersetzt, war in's Carcer gewandert und hatte mir Rache geschworen. — Ich erkannte im Nu das Gefährliche meiner Lage, und zog ein schiefes Maul, um das drohende Unheil möglichst von mir und Kindleben abzuwenden. Vergebens, Pojanus hatte mich längst erkannt. „Pfennig!" rief er, „Verruchter! jetzt will ich Dir die Filzmütze vergelten!" — „Herr Pojanus-Aga!" begann ich demüthig. — „Der Teufel ist Aga!" fuhr er wild dazwischen; „Pascha, Du Höllenhund, Pascha von so viel Roßschweifen, daß Du Dir zehn Matratzen davon auspolstern könntest! — Gieb hundert Flaschen Cyper heraus, Du Seekalb, und beschaffe mir sofort einen Harem!" — „Unmöglich, Herr Pascha!" — „Was unmöglich!" lachte der Wüthrich; „unmöglich! Dummes Wort!" — Der blasse Schild aber sang heulend: „Erst gespießt und dann gehangen!" — „Herr Bürgermeister!" raunte der Lichtzieher mir in's Ohr; „statt Cyper geben Sie ihm Malaga, absichtlich des andern Artikels rufen sie weibliche Freiwillige auf!" — „Sind Sie toll, Herr?" fragte ich entrüstet. — „Nein, Consul, nur Patriot!" erwiederte er. — „Man spieße ihn sofort!" schrie Pojano-Pascha; — da drängte sich Lilli durch den Haufen. — „Pardon!" flehte sie — „nein, Pfennig, ich lasse Dich nicht auf den Marterpfahl pflanzen! Nein!" — „Weib! Schlange! Lilli! weißt Du, um welchen Preis?" rief ich aus voller Kehle. — „Nein, laßt mich!"

jammerte mein Weib — „Max! Du stirbst — er stirbt!“ — „Nicht doch!“ sagte mein Haus-Arzt Simmerling, der mitten unter den Türken stand; „er stirbt nicht, aber er ist betrunken!“



Ich schlug die Augen auf und fühlte rasendes Kopfweh. Lilli, in Thränen schwimmend, kniete zu meinen Füßen; mir stand der Angstschweiß in dicken Tropfen vor der Stirn. — „Wie ist Dir, Max? Kennst Du mich?“ — „Welche Frage!“ — „Aber Du phantasirtest, Du hast geraset; wer ist Pojanus? wer Cothurnus?“ — Ich rieb mir die Augen. „Gieb mir ein Glas Wasser, Zuckerwasser und — Dein Kochbuch.“ — „Mein Kochbuch? — Ach Gott, Doktor“, jammerte Lilli, „er ist noch immer krank!“ — dabei reichte sie mir das Verlangte. — Ich schlug den Artikel „Weincreme“ auf. — „Da haben wir's!“ rief ich aus: „Nimm drei Viertel Quart Rum und ein Gläs-

chen Wein." Hole der Teufel den Correktor! das muß offenbar heißen: Nimm drei Viertel Quart Wein und ein Gläschen Rum. Koche mir Kaffee, liebe Frau, und miethe Dir eine Köchin, damit ich nicht vor der Zeit an einem — Druckfehler sterbe!"

M. T.

Der Tyroler.

Der Teppichhändler und Handschuhmacher, wie er auf allen Märkten Deutschlands, selbst in Italien, Frankreich und Schweden erscheint, ist schon nicht mehr der echte Tyroler von altem Schrot und Korn, wie man ihn daheim in seinen Alpen findet. Auch in den von Reisenden, besonders den Engländern, durchstöberten Gründen des schönen Berglandes, wovon das reizende Zillerthal am meisten besucht wird, trifft sich nicht mehr die alte Geradheit und Einfalt dieses freien Volks. Die Gewinnsucht hat den Anwohnern der Landstraßen eine neue Umgangsweise gelehrt, die den Gast auf den ersten Anblick wohl angenehmer berührt als die alte schlichte, beinahe grobe Offenheit, die aber nicht selten Verschlagenheit durchblicken läßt und hinterher sich als eine wohlberechnete Kunst ausweist. Seitwärts von den Landstraßen aber, in den unbesuchten Thälern, auf den von der Schaulust ungestörten Alpen haust noch die alte ungeschwächte Kraft und Sitte, mit der man es freilich da nicht so genau nehmen muß. Gewisse mit der heutigen Bildung nicht verträgliche Volksgewohnheiten müssen oft mit dem Sprüchworte: „Ländlich, sittlich" entschuldigt und es muß bei Beurtheilung eines Volks auf seinen ursprünglichen Charakter, seine Beschäftigung und die Eigenthümlichkeiten seiner Wohnsitze Rücksicht genommen werden. Freilich würde mit obigem Sprüchwort, wenn man es immer schlechtweg anwenden wollte, auch gar Manches gebilligt werden, welches ernste Rüge und die Ermahnung zum Bessern verdient. — Im Allgemeinen sind die Tyroler ein herrlicher Schlag Menschen, von gutem stattlichen Wuchs, gedrungenem Körperbau, mit kräftigen edlen Gesichtszügen, männlicher Schönheit, gesund und oft von ungeheurer Stärke. Die Schönheit des weiblichen Geschlechts steht dagegen zurück, wenigstens nach unsern modischen Begriffen. Die Weiber haben zwar eine liebliche Gesichtsbildung, weiße Haut und schöne Farben des Haars, der Augen, Lippen und Wangen, aber ihre Gestalten sind meist etwas zu derb und unschlank, und ihre Füße, als Bergbewohnerinnen, von eckiger Form und bedeutender Größe. Dabei tragen sie noch ein weites, häßliches Schuhzeug. Auch steht die Tracht der Frauen zurück gegen die der Männer, welche die am meisten malerische ist unter allen noch lebenden Volkstrachten Europa's. Der enge Schnürstiefel, knappe Strumpf, die kurze bebänderte

Hose, der reiche Gurt, der grüne meist gestickte Hosenträger, das weiße Hemd, die mit Silberknöpfen besetzte Jacke und besonders der grüne mit Goldschnur, Bändern, Gemsbart und Hahnenfeder gezierte Hut, geben dem Tyroler — besonders wenn er, die Büchse (Stutzen genannt) über der Schulter, zum Schießen zieht — ein eben so freundliches, geputztes als ritterliches Ansehen. — Wie in der Tracht unterscheidet auch an Gestalt der an der italienischen Grenze wohnende Menschenschlag, die sogenannten „Wellisch-Tyroler", durch dunkle tiefliegende Augen, kurzen, hageren Körperbau, blasser in's Braune übergehender Gesichtsfarbe, sich zu seinem Nachtheil vom deutschen Geblüt. Das Gebiet der „Wälschen" erkennt man sogleich an der geringern Reinlichkeit der Wohnungen, den schlechteren Häusern, obgleich auch die des deutschen Tyrolers Manches zu wünschen übrig lassen. — Was den Mann betrifft, der hier abgebildet ist, so sieht es bei ihm ziemlich freundlich aus, aber an seiner Kleidung gewahren wir nur wenig Malerisches und gar nichts von den so hochgehaltenen Zierden des Hutes. Dieser Mann ist aber auch ein Bewohner von Hall, ein fleißiger Bergbauer, der keine Zeit übrig behält zum Raufen und zur Jagd. Der Ackersmann, Hirte und Köhler, selbst der Krämer treiben gleichmäßig das kühne Waidwerk auf Bären, Wölfe und Luchse, wo ein gutes Schußgeld von der Obrigkeit zu verdienen ist: für einen Bären oft 30 bis 50 Gulden. Die Jagd auf Gemsen (Gams-Stellen) verzinst sich durch Beute an Horn und Haut, aber noch mehr durch die Lust, welche die gefährliche Verfolgung des Thiers über Abgrund und Felszacken, die man mit Hülfe des Bergstocks überspringt und erklettert, gewährt. Selten wird dem Tyroler Schützen, dessen vortreffliche kurze Büchse (Stutzen) auf 1200 Schritte nicht fehlt, die Freude und der Ruhm, einen Gemsbock herabzupläddern, wie man dort zu Lande sagt, denn dieses herrliche Wild gehört hier schon zu den aussterbenden Gattungen. — Wenn nun unser hier abgebildeter Mann weder Feder noch Gemsbart, noch Goldtroddel am Hute trägt, so kann er doch ein wohlhabender Bergmann seyn und als solcher ist er immer nicht der Letzte; denn unter den drei Haupt-Erwerbszweigen des Tyrolervolks: dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Bergbau, nimmt der Letztere eine sehr wichtige Stelle ein. Das Land Tyrol besitzt eine außerordentliche Menge von Mineralien, wie Graphit, Grünerde, Marmor, Sandstein, Quadern, Kalk, Alabaster, Bergcrystall, Kupfer, Eisen, Zink, selbst etwas Gold, und von Edelsteinen den Turmalin, den köstlichen Pirop und edle Granaten. So liefert das kleine Bergländchen von nur 516 Quadratmeilen Umfang, worauf nicht so viel Leute wohnen als Paris Einwohner zählt, nämlich nicht ganz 800,000, allein an Ausbeute seiner Berge an vier



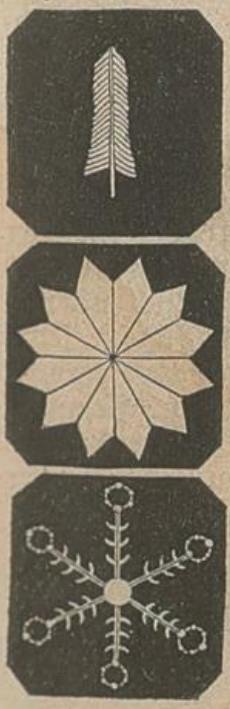
Millionen Gulden Werth. Dazu kommen nun noch jährlich 200,000 Centner Salz, welche eben bei Hall gewonnen werden. — Besonders ist es ein Mineral, welches Tyrol im Ueberfluß und beinahe ausschließlich besitzt, womit es ganz Deutschland versorgt und das in jeder Wirthschaft, selbst des Aermsten, gute Dienste thut. Das ist der Asbest oder Bergflachs, auf den in unsern Feuerzeug-Fläschchen der Vitriol gefüllt wird. — Der Landbau läßt sich dagegen auch nicht verspotten, denn er bringt Vieles und reichlich. An Flachs werden 4500, an Tabak 50,000 Centner erzeugt; das Korn trägt sechs- bis zehnfach; an Wein werden 560,000 Eimer gewonnen; Obst ist im Ueberfluß vorhanden, selbst Feigen; an Oel werden 5000 Centner ausgeführt. Auch blüht der Seidenbau im Etschthal und um Trient und liefert über 20,000 Centner Seide. — Die Viehzucht Tyrols ist berühmt. Wer kennt nicht das schöne Milchvieh dieses Alpenlandes? — zwar kleiner als das Schweizerische, aber von feinerer Gestalt und doch besserer Dauer. Tyrols Weiden und Alpen (Alm) nähren 210,000 Kühe und 100,000 Ziegen, von deren süßen Milch die trefflichen Käse kommen, welche mit den englischen wetteifern. Außerdem hält das Land 50,000 Schweine, 45,000 Ochsen, 15,000 Pferde und 214,000 Schaafe zur Mast, Zucht, Arbeit und Schur. — Solche Zahlen sprechen deutlicher als lange Beschreibungen für die Wohlhabenheit eines Volkes. Dabei ist der Tyroler sparsam; doch giebt es freilich auch manche Gegenden, wo üble Wirthschaft mit der Ungebundenheit, und die Neigung zum Trunke mit der angebornen Raufluft sich paart. Wie der Gemsbart, der oft mit 6 bis 20 Gulden bezahlt wird, den Jäger und Wohlhabenden bezeichnet, so bezeichnet die Hahnenfeder den Raufer, Robler. — Ringen, oder Faustkampf mit Schlagringen, welche wie unsere Siegelringe am Finger getragen werden, dann besonders das Hakeln, wo beide Kämpfer sich mit den hakenförmig gebogenen Mittelfingern anfassen und sich über Zäune, oder andere dergleichen Gegenstände zu ziehen suchen — diese Leibesübungen verursachen, nebst Schlägereien, viele blutige Köpfe und thun der Rohheit allerdings bedeutenden Vorschub. — Erwähnen wir nun noch des Branntweintrinkens — auch unser Mann hat hier neben seinem Glase schwachen Landweins ein Frakle (Achtel) dieses bei so heißblütigem Volk gefährlichen Getränkes stehen — und dann des noch herrschenden Aberglaubens, so haben wir die Schattenseiten des sonst lieblichen Gemäldes. Leider! glaubt der gemeine Mann in Tyrol noch an Hexen, so daß bei Gewittern Alles aus den Häusern läuft und in die Luft nach den bösen Geistern schießt. Aber auch dieser Wahn ist im Abnehmen, wie die alte Gewohnheit, Menschen, welche bei Brünsten aus brennenden Häusern liefen, zurück in die Gluth zu

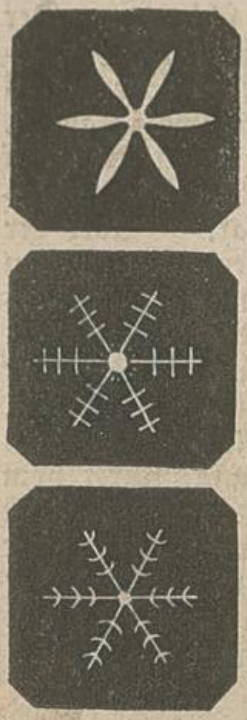
werfen, damit sie das Feuer nicht nach sich schleppen. Der Vorwurf unsittlicher Liebe, der dem jungen Volk Tyrols gemacht wird, ist ebenfalls nicht ganz ungerecht und besonders wird das so frühe Heirathen der Mädchen, oft mit zwölf Jahren, dadurch gerechtfertigt, was andererseits wieder nachtheilig auf die Fortpflanzung eines kräftigen und gesunden Menschenschlags wirken muß und in der That schon gewirkt hat. — Aber der Mann, der hier vor uns sitzt, ist der Bürger eines glücklichen Landes. Er bedarf nicht des Weines der Franzosen, nicht des Gespinnstes der Engländer, nicht des Tabaks der Amerikaner. Sein Land versorgt ihn mit allen seinen Bedürfnissen und er bescheidet sich dabei und lebt unangefochten und in Frieden. Gelüstet es aber einem Feinde nach seiner Milch und seinen Feigen, dann greift er zum Beil und zur Büchse, stürzt vom Felsen auf die Eindringenden und hier kommt ihm seine sonst böse Raufluft gut zu statten, als Leibesübung. Mit seiner Seele aber — wie er sonst auch seyn mag — war und ist er immer Gott getreu und seinem Landesherrn in Noth und Tod. Und das ist die wahre Sonnenseite des Tyrolers. S.

Der Schnee.

Wie viel Schönes, wie viel Reize mehr hat die Natur, wenn man sie nicht oberflächlich betrachtet! — Sehen wir einmal den Schnee an, so werden Manche meinen: das verlohne sich wohl nicht sonderlich der Mühe. O doch!

Wenn zur Winterszeit der Regen vom Frost erstarrt, eh' er zu Tropfen wurde, bildet sich der Schnee. Die Cristallisation geschieht aber, wie Alles in der Natur, sehr regelmäßig und die Flocken, besonders die des Staubschnee's, haben oft eine sehr bestimmte schöne Gestaltung. Bei der ruhig kalten Luft setzen sie sich aus mehreren unter einander sich verbindenden Eisnadeln zusammen, wovon meist sechs größere auslaufen, mit denen sich dann kleinere, gleichsam als Aeste und Zweige, vereinigen. Je nach der Temperatur, aus welcher diese Flocken hernieder kommen, und je nachdem sie in verschiedenem Luftstrich Umwandlungen erfahren, werden aber die Gestaltungen reicher an Verzierung, immer aber ist eine Bestimmtheit, eine Ordnung darin. Am besten erkennt man das, wenn man etwas Schnee, ohne ihn zu berühren, auf einen dunklen, kalten Körper fallen läßt, und dann die Flocken mit dem Vergrößerungsglase beschaut. Wir haben hier sechs solcher Flocken-





Bilder vor uns, die in ihrer Vergrößerung gezeichnet wurden. Damit ist aber die Bildergallerie des Schnee's keineswegs erschöpft, wer ihn genau und öfter untersucht, kann sich der Verzierungen noch mehrere entnehmen. — Wie der Schnee entsteht, das hat man bei folgendem Versuch erklärend genug vor Augen. Man löst in warmem Wasser so viel Salmiak auf, als es irgend aufzulösen vermag. Diese Auflösung wird in ein tiefes, vorher erwärmtes Gefäß gegossen und man läßt sie hienach an ruhiger Luft erkalten. Da bilden sich an der Oberfläche bald kleine Crystalle, welche schwerer sind als die Flüssigkeit, in welcher sie schwimmen; sie fallen daher langsam zu Boden. In ihrem Falle werden sie indeß merklich größer und gelangen auf den Boden des Gefäßes in großen Flocken. Merkwürdig ist hierbei, daß diese Crystallisation sich sehr rasch macht in Flüssigkeit, welche nicht genug gesättigt ist, um sich von selbst zu crystallisiren: die ganze Flüssigkeit wird sogleich zum Crystallisiren verleitet. Dem ähnlich, meint man, sey auch die Erscheinung in der Luft, wenn es schneit. Sind einige Wassertheilchen durch die Kälte erstarrt, so hat die Crystallisation ihren Anfang genommen; fangen nun diese kleinen Crystalle, vermöge ihres Gewichts, zu fallen an, fährt die Crystallisation fort, und das übrige in der Luft enthaltene Wasser, welches sonst noch ungebunden geblieben wäre, crystallisirt sich ebenfalls rasch, weil die Crystallisation nun einmal angefangen hat.

Wundersame Fügung.

Gerhard Sebald war ein Goldschmied, der früher in einer Stadt Pommerns wohnte, im Jahr 1610 aber nach Rostock zog, wo er nun ein kleines Haus besaß und sich redlich nährte. Seine Wirthschaft wurde jetzt von Clara geführt, die für seine Tochter galt, und außer einer sehr alten und schweigsamen Magd befand sich weiter Niemand im Hause als Erich Heimlen, den Sebald als eine Waise zu sich und in die Lehre nahm.

Es war im Juni 1628, als Meister Sebald zu Erich sprach: „Du, wurdest gestern vierundzwanzig Jahr alt, und es wäre wohl Zeit, daß Du Dich umsähest in der Welt. Dazu scheint mir jetzt gute Gelegenheit, da zumal hier der Arbeit nicht viel ist, so daß ich wohl allein damit fertig werde. Die Kaiserlichen stehen unter Wallenstein vor Stralsund, die Verheerungen des

Krieges lassen in unsrer Gegend nur Wenige an Gold- und Silbergeräth denken, und selten werden sogar die Brautringe. Ziehe also in Frieden! und werde geschickter in Deiner Kunst da, wo das Glück und die Freude heimischer sind als bei uns!"

Erich stand wie vom Donner gerührt und kam lange nicht zu Worte. „Meister", sprach er endlich, und an seiner Rede nagten die unterdrückten Thränen; „Meister, gerad in diesen Tagen des Unheils solltet Ihr mich nicht von Euch senden. Wißt Ihr denn, was sich begeben kann — und ob Euch nicht für alle Fälle in Eurem Hause ein Paar junge, kräftige Arme noth thun?" — „Wir stehen in Gottes Hand!" entgegnete Sebald. „Draußen wirst Du Arbeit finden und Lohn, den ich Dir, da's hier an Geschäft mangelt, nicht mehr zu geben im Stande bin. Und wie gesagt, es ist Dir nützlich; machen wir uns also das Herz nicht schwer!"

Ach, Erich wär' gern ohne solchen Lohn geblieben, denn er sehnte sich nach dem größesten — nach Clara. Auch diese wurde bleich und roth, als sie vernahm, daß Erich fort solle, und eilend ging sie in ihr Kämmerlein, sich dort auszuweinen und ihres Herzens Neigung nicht zu verrathen. Sebald aber hatte diese Neigung wohl erkannt, und auch deshalb schien es ihm gerathen, daß Erich scheide. So geschah es denn nach wenigen Tagen. Clara nahm von ihm Abschied in Gegenwart des Vaters und vermochte nicht der Thränen sich zu erwehren, als sie nun sprach: „Gedenk' Unsrer, und halte Dich treu und redlich, daß wir uns freuen mögen, wenn wir uns jemals wiedersehen!" — und dabei hatte sie ihm die Hand gegeben und er fühlte ihren innigen Druck. Erich mußte weinen und Thränen waren auch fast seine ganze Sprache, denn er sagte nur: „Lebt wohl, Meister, der Ihr mir Vater war't; lebt wohl, Jungfer Clara! Wenn's Euch wohl geht, vergeßt mich nicht, und geht's Euch schlimm, so ruft mich!"

Bald stand er draußen vor der Stadt und betete inbrünstig zu Gott, indem er hinblickte auf den Ort, wo er sein Herz zurückließ. Dann schritt er fürbaß, und wiederholte sich im Gehen Clara's Rede, von der ihm die Worte: „halte dich treu" die liebsten waren, denn wagte er auch nicht, es sich zu gestehen, doch schien es ihm, als läge gar viel Hoffnung darin.

Clara saß traurig daheim und Sebald sagte seufzend zu sich selber: „Du hast doch recht gehandelt!" — Clara war nicht seine Tochter. Als Sebald von langer Wanderschaft zurückkehrte, fand er beide Eltern todt, und nur seine liebe Schwester Kunigunde kam ihm entgegen. Er brachte einen Kunstgenossen mit, Franz Horsolt, der, eines reichen Goldschmieds Sohn, nach Stockholm wollte, wohin er verschrieben war. Aber er blieb, und blieb zum Grame Sebald's; denn dieser sah, daß ihn Kunigunde hielt, und doch hatte er schon deutlich genug bemerkt,



daß dem Horsolt nicht sonderlich zu trauen war, ihm, der nach Lust und Prunk, nicht in Genügsamkeit nach den Schätzen des Herzens trachtete. Plötzlich aber hatte er sich entfernt, und aus Kunigunden's Thränen und Verzweiflung sprach es, daß er ihr Verführer gewesen. Clara war Horsolt's und Kunigunden's Tochter, und die Mutter starb bei ihrer Geburt. Sebald nahm sich des Kindes mit aller Sorge an, verließ jedoch mit der alten Magd seiner Eltern die Vaterstadt, die ihm verleidet war. Von einer Ehe schreckten ihn bittre Erfahrungen zurück und alle seine Liebe hatte er auf Clara und Erich übertragen. Das Mädchen, jetzt achtzehn Jahr alt, kannte das Geheimniß ihrer Geburt nicht, und Sebald mocht' es Niemand sagen. Es wäre wohl sein Wunsch gewesen, seine beiden Schützlinge zu verbinden: aber er dachte bei sich: „Wer weiß, ob Erich's Neigung fest ist, zumal wenn er Clara's Herkunft erfährt; dann wär's ja möglich, ihr Vater käme einmal wieder und ich hätte da zuviel gethan! Auch ist's besser, daß Erich sein Glück erst versuche; denn du kannst ihm ja ohnehin, in deiner beschränkten Lage, keine sichre Aussicht eröffnen!" So hatte er bei sich überlegt, und hiernach gehandelt, oft noch hinzufügend: „Ist Erich's Neigung stark genug gegen die Anfechtungen des Lebens, so kehrt er wieder und Alles steht dann besser!"

In seinem Hause war es nun freilich recht düster geworden, seit Erich's Scheiden, und recht still, aber das Toben des Schicksals zog nach wenigen Monden heran.

Wallenstein hatte mit aller seiner Macht Stralsund nicht zu gewinnen vermocht und eilte jetzt den Dänen entgegen, auf Rostock zu, das er unerwartet überfiel. Die Kaiserlichen drangen in die Stadt und ein Troß derselben, von einem Offizier geführt, in Sebald's Haus. Der Offizier sah Clara — ein Wink von ihm und Soldaten hatten sie ergriffen und führten sie dann in das kaiserliche Lager. Sebald, nichts mehr bedenkend, suchte sein Kind zu retten, aber vergebens; der stärkere Gegner überwältigte ihn und eilte von dannen. Doch Sebald, in dem vollsten Grimme und dem Muth, sich aufzuopfern, stürzte ihm nach, mit verdienten Worten der Schmach ihn anrufend. Da zückte der Offizier in wildem Grimm seinen Dolch auf ihn; doch in dem Augenblick hielt ein rasch herbei gekommener Mönch seinen Arm auf und rief ihm zu: „Was willst Du thun, Franz Horsolt? die Du raubtest, ist Deine Tochter, und dieser ihr Pflegevater!"

Bebend ließ der Wüthende den Dolch fallen; ihm war plötzlich, als kenne er das Antlitz dessen, der ihm mit aller Anstrengung seiner Kraft gegenüber stand, und in Erwartung starrte er den Mönch an, der nun fortfuhr: „Dies ist Gerhard Sebald, einst Dein Freund, den Du verrathen. Ich war Kuni-



gunden's Beichtiger, kenne Deine Uebelthat an ihr und preise Gott, daß er auf dieser Mission, in der ich dem Heere des Kaisers folgte, mich gewürdigt hat, an einem neuen Verbrechen Dich zu hindern!"

„Um Gott und aller Heiligen willen, fort!" stöhnte jetzt voll Angst Horsolt und wandte hastig sich um; ihm folgten Sebald und Pater Cölestin. Bald waren die Soldaten erreicht; Clara lag ohnmächtig hingesunken und neben ihr stand Erich, blutend, aber noch immer gegen die Uebermacht kämpfend. Horsolt gebot Frieden und Erich wankte nun näher mit dem Ruf: „Hab' ich's Euch nicht gesagt, Meister, daß ich Euch noth seyn würde? Ich hörte in der Ferne von dem Unheil, das dieser Gegend drohe, und es trieb mich unwiderstehlich zu Euch her!" — Tiefgerührt drückte ihm Sebald die Hand und leitete den Ermatteten nach seinem Hause, während Horsolt Clara auf seinen Armen dorthin trug.

In tiefer Zerknirschung erfuhr er hier die Folgen seines Leichtsinns und berichtete dann, daß er, immer mehr in ein wüstes Leben gerathen, sich zu Wallenstein's Heer habe werben lassen. Von der wundersamen Fügung überwältigt, wollte er sogleich ein namhaftes Vermögen seiner Tochter geben, die er mit Freuden anerkannte und ihren Bund mit Erich segnete.

Aber seine Kinder, aus Furcht, es hafte Sünde auf dem Gelde, mochten eher nichts annehmen, bis er bewies, daß es sein ehrliches Erbe sey. Als dies geschehen, zogen Sebald, Clara und Erich nach Danzig, dort eine größere Werkstätte mit Glück anlegend. Nach wenigen Jahren kam auch Horsolt zu ihnen, umgestaltet in seinem Wesen. Er lebte in demüthiger Reue und starb ruhig im Kreise der Seinen, vertrauend der Gnade Gottes.

J. Bern.

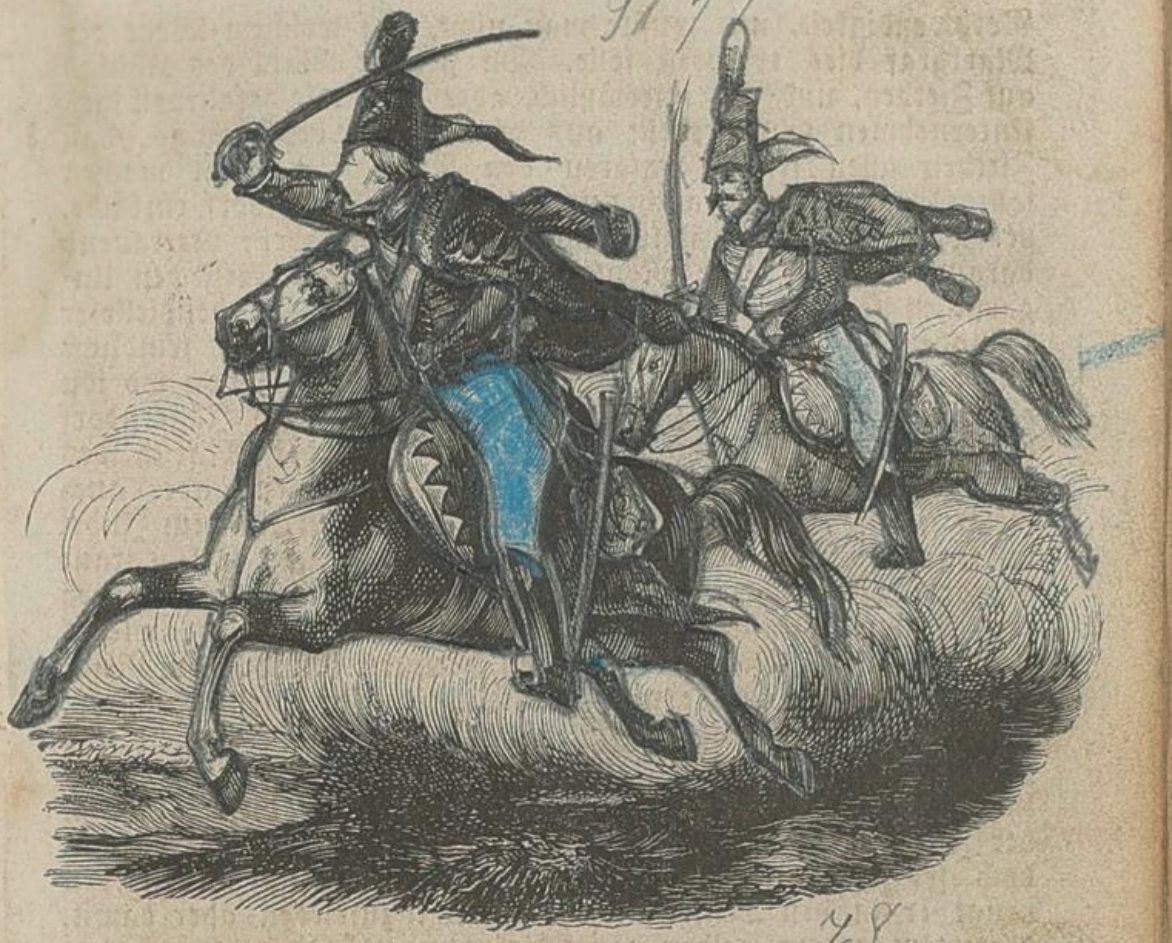
Tod und Leben.

(Gedanken auf einem Kirchhofe.)



Viele und wohl gar die meisten Menschen beweint man nur so lange, als ihre Leichen noch im Hause liegen. Wenn sie erst drei Ellen unter der Erde einlogirt sind, spült der Strom des Lebens in den Hinterbliebenen bald Eindrücke und Erinnerungen mit sich fort. Das ist frevelnder Leichtsinn, denn die Todten sollen in unserm Herzen leben, auch wenn wir christlich nicht für wahr halten, daß wir bei ihnen am längsten seyn werden, sondern fest glauben, daß der Tod des Todes Aus-

preußischen König Friedrich den Großen in Glück und Unglück auf der großen Siegerbahn begleiteten. Er wurde am 18. Mai 1699 auf Wustrau (bei Ruppin), dem Gut seines Vaters, Joachim Matthias von Ziethen, geboren und bei den schwachen Einkünften, die das Besitzthum abwarf, in Einfachheit erzogen, so daß seine Jugendbildung eben nicht zu den feinsten gehörte. Im vierzehnten Jahre trat er als Fahnenjunker in das von Schwendy'sche Regiment, mußte aber wegen Streites mit seinen in Grobheit ausgezeichneten Vorgesetzten zweimal seine militairische Laufbahn unterbrechen, bis er in dem von Friedrich Wilhelm I neu errichteten Husaren-Regiment Lieutenant und bald auch Rittmeister wurde. Als solcher machte er auf Befehl des Königs bei den Oestreichern den französischen Krieg mit, dort den Dienst der ungarischen Husaren zu erlernen, und wurde bei seiner Rückkunft zum Major befördert. Um diese Zeit (1740) bestieg Friedrich II den preußischen Thron, und in demselben Jahre begann der erste schlesische Krieg. Hiermit fängt auch Ziethens Ruhm an, denn nicht lange währte es, so stieg er nach mehreren glücklichen Waffenthaten zum Obristlieutenant, und, als der Obrist Wurm verdientermaßen verabschiedet worden, zum Obersten und Chef des Husaren-Regiments, das nach ihm das Ziethensche genannt und unter dieser Benennung so berühmt wurde. Wir wollen denn auch zum Gedächtniß des wackern Regiments auf nächster Seite ein Paar Alt-Ziethensche Husaren, in voller Arbeit abgebildet, beifügen. — Die glänzendsten Thaten führte er an der Spitze dieser Reiter aus, und im dritten Feldzug ließ er die Trompeten derselben sogar vor Wien schmettern, mußte aber, da Friedrichs Bundesgenossen ihn nicht unterstützten, wieder umkehren; ohnehin ward nicht lange danach der Breslauer Friede geschlossen (17. Mai 1742). Der zweite schlesische Krieg, zwei Jahre darauf, den Ziethen als General-Major antrat, gab dem Helden neue Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und das Treffen bei Tabor, so wie die Einnahme von Budweis und der glänzende aber schwere Sieg, den er bei Tein mit zwei Husaren- und zwei Grenadier-Regimentern über 10,000 Oestreicher davontrug, machten ihn zum Schrecken seiner Feinde. Bewundernswerth aber ist das Gefecht bei Teinitz. Der Herzog von Lothringen hatte seine ganze Armee nach diesem Punkte zusammengezogen, hier den Uebergang über die Elbe zu erzwingen, Ziethen jedoch und der Obristlieutenant von Wedell verhinderten ihn mit einem Bataillon und drei Schwadronen so lange daran, bis sie einsahen, daß alle ihre ausgesandten Boten, die von den Feinden aufgefangen wurden, nicht zurückkehrten, und es dem Herzoge gelungen war, mehrere Brücken über den Fluß zu schlagen, so daß die kleine Schaar der Preußen leicht hätte umzingelt werden können. Da endlich



zogen diese in völlig geregeltem Marsch zu dem Heere des Königs, der sofort sich nach Schlesien wandte. Die Oestreicher folgten ihm zwar dahin, wurden aber nach Mähren zurückgedrängt, so daß Friedrich in Schlesien die Winterquartiere beziehen konnte. Hier widmete Ziethen die Zeit ganz seinem Regimente, bei dem er für jeden Einzelnen fast väterlich sorgte, wie ein Beispiel erläutern mag. Als ihm einst in einem Treffen sein Pferd getödtet wurde, und ein Unteroffizier von dem seinigen sprang, um es dem General anzubieten, sprach dieser, indem er sich den Soldaten ansah: „Nein, nein, behalt' Er sein Pferd! Er ist von den Oestreichern herübergelaufen; kriegen sie Ihn, so wird Er gehängt!" Von einem Andern aber nahm er das Pferd an, indem er versicherte, ihn zu befreien, falls er dadurch den Feinden in die Hände fiele. Alle seine Untergebenen nannten ihn denn auch nur den guten Vater Ziethen. Als im folgenden Feldzug sich das preußische Heer in zwei Abtheilungen unter dem König und dem Markgrafen Karl geschieden, und der erstere in Frankenstein, der letztere in Jägerndorf stand, zwischen welche beiden Orte sich nun eine feindliche Armee postirte, wurde die Vereinigung zur höchsten

Nothwendigkeit, nur wußte man nicht, auf welchem Wege der Markgraf dies erfahren solle. Da fiel die Wahl des Königs auf Ziethen, und wie unerläßlich, aber auch wie gefahrvoll dies Unternehmen war, erhellt aus dem Befehl des Königs, daß Ziethen allen seinen Husaren den Auftrag bekannt machen sollte, damit, wenn auch nur einer nach Jägerndorf entkäme, der Markgraf benachrichtigt würde. Ziethen aber, vertrauend darauf, daß die neue Montirung seiner Reiter diese den Ungarischen sehr ähnlich machte, schloß sich mit fast beispielloser Kühnheit geradezu dem Feinde an, durchzog das feindliche Lager und wurde erst am Ende desselben erkannt, von wo ihn ein schneller Ritt und ein leichtes Gefecht nach Jägerndorf brachte. Nicht minder schwierig war nun der Marsch des Markgrafen nach Frankenstein zu bewerkstelligen, aber auch dieser gelang, und Ziethen wurde mit unbeschreiblichem Jubel im Hauptquartier des Königs empfangen. Kurze Zeit darauf beendete die wichtige, siegreiche Schlacht bei Hohenfriedberg den zweiten schlesischen Krieg. Unbegreiflich bleibt es, wie es nach so vielen geleisteten trefflichen Diensten dennoch dem Neide gelang, Ziethens Milde und Freundlichkeit gegen seine Husaren, die aber der Gerechtigkeit freien Lauf ließ, als Schwäche und Nachlässigkeit darzustellen und den König gegen den verdienstlichen General dergestalt einzunehmen, daß dieser Einem, der Ziethens Kriegsthaten hervorhob, entgegnete: „Ich kann doch seinetwegen keinen Krieg anfangen? Und im Frieden taugt er in den Teufel nichts!" Nicht zufrieden aber damit, machte man dem Helden von Teinitz und Jägerndorf noch den Vorwurf der Unwissenheit und Unkenntniß, ja Friedrich wollte ihn sogar einer Verabredung gemäß auf die Probe stellen und fragte ihn vor einer großen Gesellschaft nach den Plänen und Dispositionen bei seinen bedeutendsten Gefechten aus. Ziethen, der die Absichten seiner Feinde längst durchschaut, sie aber mit stummer Verachtung geduldet hatte, erkannte auch den Zweck dieser Frage, erwiederte aber kurz: „Wenn ich Stellung und Anzahl der Feinde erfahren, seine Absichten näher beobachtet hatte, griff ich ihn an und schlug ihn." Ziethen blieb indeß in der Ungnade des Königs, der hierin so weit ging, als ihm auf einer Revue ein Angriff der Husaren mißfiel, auszurufen: „Geht mir aus den Augen, ich mag Euch nicht wieder sehen!" Kaum waren ihm diese Worte entschlüpft, so kommandirte Ziethen zum Umkehren und ritt mit seinem Regiment nach der Stadt zurück; trotz dem fand er sich unbefangen und heiter im Schlosse ein, und der König erwähnte jenes Umstandes nie. Gerade in dieser Zeit, wo er die Ungnade eines im höchsten Grade verehrten Monarchen so tief empfand, ob er es gleich in seinen Mienen und Worten verbarg, betrafen ihn kurz nach einander zwei über Alles schmerzliche Unfälle, der Tod seines

achtjährigen Sohnes und der Tod seiner geliebten Frau. Am Sarge dieser Letztern tröstete er die laut wehklagende Schwester derselben, und dann näher zu der theuren Leiche tretend, sprach er: „Ich verliere viel in ihr, unsäglich viel; Tugend und Schönheit, Geist und Häuslichkeit besaß sie, doch der Herr nahm sie zu sich!" Das feste Gottvertrauen, in welchem er auferzogen, und das unvertilgbare Wurzel in seinem aufrichtigen Gemüth geschlagen hatte, ließen ihn jeden Schmerz überwinden. Indessen zog er sich seit diesen Unglücksfällen von seinen Geschäften immer mehr zurück, und wollte gerade in dem Augenblick, da der Krieg von Neuem auszubrechen drohte, seinen Abschied nehmen. Der König, der sich schon mehrere Male nach dem Befinden seines Generals erkundigen ließ und einen Boten an ihn gesandt, um ihn zu erforschen, aber nur die Bestätigung von seinem Entschluß, den Kriegsdienst zu verlassen, erhalten hatte, konnte und wollte nicht ohne Ziethen in den Kampf gehen und besuchte ihn persönlich. Nachdem er dem alten Krieger sein Unrecht zu beweisen und mit größter Mühe ihn zu überzeugen gesucht, daß er — Ziethen — die ganze Schuld der Mißstimmung trage, dieser aber, seines Werths und seiner Unschuld sich bewußt, nicht darauf eingehen wollte, rief Friedrich in heftiger Gemüthsbewegung: „Mein treuer General wird nicht in dem bevorstehenden, gefährlichen Kriege die Sache seines Königs und seines Vaterlands im Stich lassen. Wir rechnen auf seine Anhänglichkeit an Beide!" — und jetzt war Ziethens Festigkeit besiegt. Er fiel zu des Königs Füßen und schwur ihm ewige unverbrüchliche Treue; Friedrich der Große aber riß ihn an seine Brust und umarmte ihn. Ein erhebender Bund war es, den der König mit seinem Feldherrn, den Held und Held hier schlossen, und er währte fortan bis zum Tode. — Ziethen ward zum Generallieutenant ernannt, und der siebenjährige Krieg begann (1756). Die blutige aber siegreiche Schlacht bei Prag, in welcher Schwerin auf dem Wahlplatz blieb, wurde namentlich durch Ziethens Vorkehrungen gewonnen, wogegen Friedrich bei Kollin auf's Haupt geschlagen wurde, weil er auf die Rathschläge des Herzogs von Bevern und Ziethens, welche die Stellung des Feindes genauer kannten, nicht achtete. Ziethen, hier am Kopfe verwundet, focht nach seiner Herstellung, während der König den in die Mark einbrechenden Franzosen entgegeneilte, unter dem Kommando des Herzogs von Bevern in den unglücklichen Treffen bei Görlitz und Breslau, und rettete nach der Gefangennehmung des Herzogs das 16,000 Mann starke Heer desselben nur durch sein entschiedenes Auftreten gegen die Maaßregeln des ältesten Generals. Deshalb ernannte ihn der aus der glorreichen Schlacht bei Roßbach wiederkehrende König zum Oberbefehlshaber jener Heeres-Abtheilung. Nachdem die

verbundene preußische Armee in der berühmten Schlacht bei Leuthen gesiegt hatte, mußte Friedrich wiederum nach der Mark gegen die anrückenden Russen, über welche er bei Zorndorf ebenfalls einen entscheidenden Sieg davontrug (25. August 1758), und ließ Ziethen in Schlesien zurück, den er unter mehreren andern vorher auch durch folgendes merkwürdige Schreiben antrieb: „Mein lieber Ziethen. Ein Tag Fatigue in diesen Umständen bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Nur immer dem Feind in die Hosen gesessen!" — Aber Ziethen saß dem Feinde auch „in die Hosen", denn er säuberte die ihm anvertraute Provinz durchaus, und hielt sie glücklich gegen Laudon. In Vereinigung mit dem König bezog er hierauf ein verschanztes Lager bei Hochkirch, wo wieder nur seine Wachsamkeit das gänzliche Aufreiben der preußischen Armee bei dem so denkwürdigen als unglücklichen nächtlichen Ueberfall der Oestreicher verhinderte. Bei diesem mörderischen Kampfe fiel der Husaren-Oberst von Seelen, an dessen Bilde Ziethen noch später vor einer großen Gesellschaft ausrief: „Der Mann da war mehr werth als wir alle!" — ein Wort, das seine Gerechtigkeitsliebe und Bescheidenheit von selbst rühmt. Nach einem meisterhaften Rückzuge ging Friedrich in die Winterquartiere, doch schon frühzeitig stand er wieder zum neuen Feldzug gerüstet, der ihm die unglückliche Schlacht bei Kunersdorf brachte, zugleich aber bekannt ist durch die ausgezeichneten Dispositionen des Prinzen Heinrich und Ziethens in Schlesien, die zu einer Vereinigung mit Friedrich führten, so daß man bis zum Jahre 1760 eine sichere Stellung annehmen konnte. Auf den beschwerlichen Zügen nach Dresden und von Dresden nach Liegnitz leitete Ziethen wie immer mit größter Umsicht die Arrieregarde, und seine Tapferkeit und Klugheit in der Schlacht bei Liegnitz, wo das vereinigte Laudon'sche und Daun'sche Heer gänzlich geschlagen wurde, bewirkten, daß Friedrich ihn zum General der Cavallerie machte. Unterdessen aber hatten die Russen Berlin besetzt und Friedrich stand bei Torgau einem neuen östreichischen Heer gegenüber; unschlüssig, was er thun sollte, da Alles auf dem Spiele stand, entschied er sich auf Ziethens Rath zur Schlacht. Das Heer wurde in zwei Abtheilungen getheilt, die eine befehligte der König, die andere Ziethen. Friedrich führte seine Truppen heftig gegen den Feind, doch die ungeheuren Massen von Geschütz trieben ihn mehrmals zurück, so daß er bei einbrechender Nacht, obgleich mit dem Entschluß, am folgenden Tage das Treffen zu erneuern, die Soldaten aus dem Feuer treten ließ. Während der Zeit hatte aber Ziethen auf dem andern Flügel den Feind geworfen, und neu angeeifert durch das Schweigen der Kanonade auf jener Seite der Schlacht, das er als eine Niederlage des Königs deutete, erstürmte er allein die Siptitzer Höhen, welche er dem Plane zufolge in

Vereinigung mit Jenem nehmen sollte. Friedrich saß indeß unruhig in dem Dorfe Elsnig, ritt endlich in banger Erwartung aus demselben, stieß in der Finsterniß auf einen Offizier, der ihm rapportirte: „Ew. Majestät, wir haben gesiegt, der Feind zieht sich zurück!" — Alsbald sprang Friedrich vom Pferde und lag in des Offiziers Armen — es war Ziethen, und der greise Held vergoß Thränen an der Brust seines Königs. Als er aber erfahren, daß dieser nicht geschlagen sey, sondern nur einen Rückzug angetreten habe, ohne doch dem Feinde eine feste Stellung überlassen zu haben, da erst erkannte er die Größe ihres Siegs und rief seinen Husaren jubelnd zu: „Jungens, der König hat gesiegt, der Feind ist auf's Haupt geschlagen. Es lebe unser großer König!" — und Jene jubelten laut: „König Fritz soll leben, hoch! Aber unser Husarenkönig, Vater Ziethen, der Husarenkönig, auch!" — Sogleich wurden die Mark und ganz Schlesien vom Feinde befreit, aber schon im nächsten Jahre überschwemmten Russen und Oestreicher wieder die ganzen königlichen Lande, und nun war es Ziethens zuversichtliches Gottvertrauen allein, das den König aufrecht erhielt, der in seiner verzweifelten Lage schon im Heldentod sein einziges Heil erblickte. Nie hatte es schlimmer um Preußen gestanden als am Ende des sechsten Feldzugs, denn in den königlichen Landen selbst schlug zum ersten Mal der Feind seine Winterquartiere auf; und dennoch machte der siebente Feldzug (1762), in welchem Anfangs die Russen sich mit Preußen vereinigten, durch die Treffen bei Burkersdorf, bei Reichenbach und Freiberg, die Einnahme von Schweidnitz und die von Kassel durch den Herzog von Braunschweig dem Krieg ein Ende. Der Friede ward im Jahre 1763 auf dem Schloß Hubertsburg unterzeichnet, und nie erhörter Jubel empfing in Berlin die rückkehrenden Sieger, den großen König und den Helden Ziethen. Um seine von den mannigfachen Strapazen des Krieges angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, begab sich der alte Krieger nach Carlsbad, wo er mit mehreren östreichischen Generalen zusammentraf, denen er vor Kurzem noch im Felde gegenüberstand. Mit Laudon sah man ihn oft Arm in Arm umherwandeln. Nach seiner Zurückkunft in die Hauptstadt vermählte er sich, obschon 65 Jahre alt, zum zweiten Male, und zwar mit einem Fräulein von Platen. Bei dieser Gelegenheit darf ein Schreiben des Königs nicht übergangen werden, weil es das Verhältniß desselben zu seinem alten Kriegskameraden in's hellste Licht setzt; es lautet: „Mein lieber General von der Kavallerie von Ziethen. Ich akkordire Euch hierdurch mit vielem Vergnügen den von Euch in Euerm Schreiben vom vierten dieses gebetenen Consens zu Eurer vorhabenden Heirath mit dem Fräulein von Platen, und wünsche Euch zu Eurer Verbindung alles Glück und Vergnügen, so Ihr nur

dazu wünschen und verlangen möget; wie ich denn, wenn ich wüßte, wo Ihr Euer Hochzeitfest celebriren werdet, selbst dahin kommen würde, um auf selbigem zu tanzen. Ich bin Euer wohlaffektionirter König Friedrich. Potsdam, den siebenten April 1764." — Im nächsten Jahre ward ihm noch ein Sohn geboren, wie denn überhaupt sein Alter sich einer bewundernswerthen Rüstigkeit erfreute. Im freundschaftlichsten Umgang mit seinem König, verehrt von seinen Kameraden, geliebt von seinen Angehörigen und Untergebenen, lebte er in Ruhe noch bis 1786, wo er, 87 Jahr alt, am 25. Januar, betrauert von Allen, sanft entschlief. — Er war ein echt deutsch-biderber Charakter. Gottesfurcht, strenge Rechtlichkeit, Festigkeit und Menschlichkeit schmückten ihn, ja er ging in seiner Herzensgüte so weit, daß er dem Rittmeister, um dessentwillen er in seiner Jugend unverdientermaßen den Abschied erhielt, nicht nur verzieh, sondern ihn auch aus dem Elend riß und in seinen Schutz nahm. Durch Ziethen's unerschütterlichen Muth, kaltblütige Fassung, blitzschnelles Entwerfen und die schleunigste Ausführung der Pläne ward es zum Sprichwort, bei jedem unerwarteten Zufall zu sagen: „Das kommt wie der alte Ziethen aus dem Busch!" — ein Sprüchwort, das sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Gegen seine Familie zeigte er stets die zärtlichste Sorgfalt und seine Diener behandelte er mit großer Milde. Beigesetzt wurde seine Leiche in der Familiengruft zu Wustrau, und in der Kirche ihm ein Denkmal von carrarischem Marmor gewidmet. Friedrich Wilhelm II ließ seine Statüe (ein Werk G. Schadow's) auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin aufstellen, und manches Antlitz leuchtet vor Freude, wenn es sich zu dem guten Vater Ziethen wendet, der immer neue Denkmale finden wird in den Herzen der kommenden Geschlechter.

Anton Gubitz.



Verbesserungen an den Koch-Apparaten.

Von Lyme Regis.

Meine Erfindung betrifft 1) Verbesserungen an den Kochherden; 2) Verbesserungen an jenen Bratenwendern, die durch einen gegen die schiefen Flügel eines Rades wirkenden Luftstrom in Bewegung gesetzt werden.

Fig. 1.

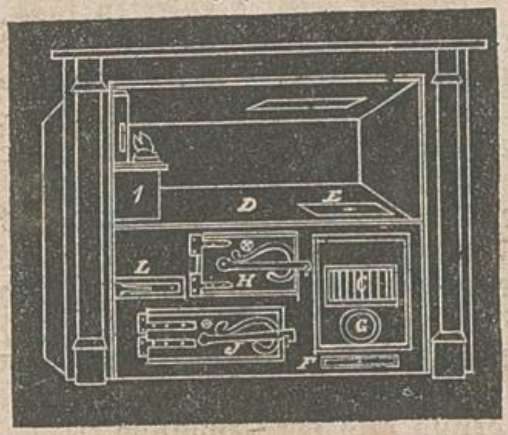


Fig. 1. zeigt die vordere Seite eines nach meiner Erfindung eingerichteten Kochherdes.

Fig. 2. ist ein Quer- und Fig. 3. ein Längendurchschnitt von Fig. 1. A ist der Feuerungsplatz, der mit feuerfesten Backsteinen gefüttert seyn muß, und in dessen Fronte die Stangen B angebracht sind. An der vorderen Seite dieser letzteren befindet sich ein Rost C, dessen Stangen zum Theil beweglich, zum Theil unbeweglich eingesetzt sind, und zwar so, daß die eine Hälfte der Stangen C zurückgezogen werden kann, bis sie hinter die andere Hälfte zu stehen kommt. In letzterem Falle wird das Feuer nach vorn offen seyn; dagegen ist es geschlossen, wenn die eine Hälfte der Stangen C so verschoben

Fig. 2.

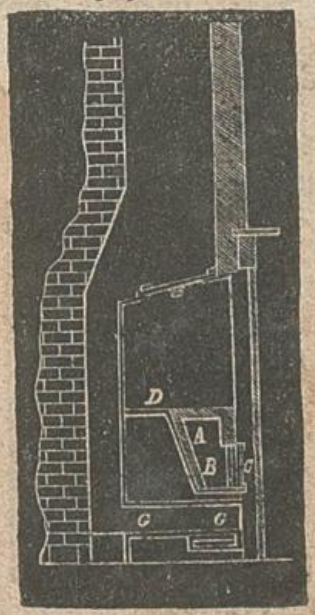
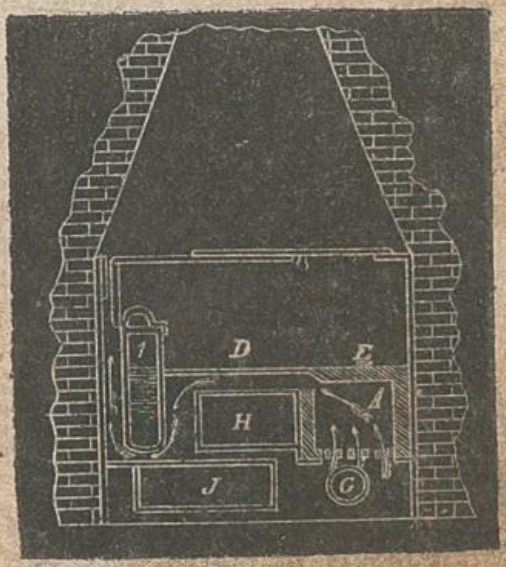


Fig. 3.



wird, daß sie die zwischen der andern Hälfte befindlichen Räume ausfüllt. **D** ist eine Platte, die zu denselben Zwecken gebraucht werden kann, wie die gewöhnlichen Ofenplatten. **E** ist eine Oeffnung, durch welche das Feuer mit jedem beliebigen Brennmaterial genährt werden kann und die mit einem Deckel versehen ist. Nimmt man diesen Deckel von der Oeffnung weg, so kann man einen Theekessel oder irgend ein anderes zu erhitzendes Gefäß über die Oeffnung stellen. **F** ist eine Aschenlade, mittelst welcher die Asche entfernt werden kann. Das Maaß, in welchem diese Lade geöffnet wird, bestimmt die Menge der Luft, die an den unteren Theil des Feuers zutreten kann. **G** ist eine Röhre, die von der vorderen Seite des Herdes aus nach rückwärts in den Feuerzug geht, und deren Zweck ich später angeben werde. **H** ist der Ofen. Man wird bemerken, daß der Feuerzug von der einen Seite des Herdes weg über den Ofen hin, dann unter den Kessel I und hierauf an der andern Seite des Kessels empor in den Schornstein steigt. Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Einrichtung des Feuerzuges für das Braten und Backen sehr vortheilhaft ist, denn Fleisch sowohl als Gebäck, welche aus einem Apparate dieser Art kommen, werden nie den unangenehmen Geruch haben, den sie in gewöhnlichen Brat- oder Backöfen nur zu oft bekommen. **I** ist ein Bratrohr, welches deutlich genug aus der Zeichnung erhellt. **K** ist eine Thür, welche das Reinigen des oberen Theiles des Ofens erleichtert. **L** ist eine Thür, bei welcher der Feuerzug unter dem Kessel ausgeputzt werden kann. Der Kessel läßt sich auf irgend eine passende Weise theils zum Kochen, theils zum Erhitzen des Wassers, oder auch für beides zugleich einrichten.

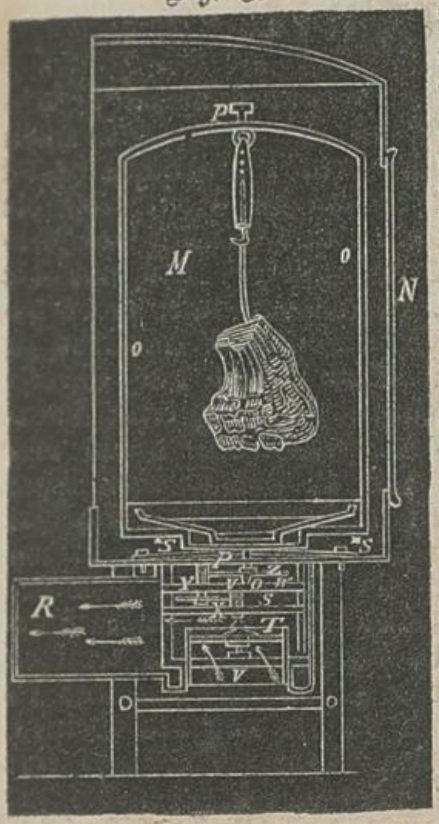
Ich gehe nunmehr zur Beschreibung des zweiten Theils meiner Erfindung, welcher einen eigenen Bratenwender und Brat-Apparat betrifft, über.

Fig. 4. giebt eine perspektivische Ansicht dieses Apparates, und Fig. 5. einen Durchschnitt desselben in größerem Maaßstabe. **M** ist der äußere Feuerschirm, in welchem das Fleisch oder der sonstige zu bratende Gegenstand aufgehängt wird, und in dessen Inneres der Koch bequem durch die Thür **N** gelangen kann, um zu erfahren, wie weit das Braten gediehen ist. **O** ist eine Spindel, die in entsprechenden Lagern **PP** umläuft. Man kann diesem Apparat eine solche Einrichtung geben, daß eine oder mehrere Speisen auf einmal gebraten werden können. So sieht man z. B., daß in Fig. 4 drei Speisen auf einmal gebraten werden; jede Speise hat ihre eigene Pfanne, welche, da sie von der umlaufenden Spindel getragen wird, stets in der geeigneten Stellung unter der

Fig. 4.



Fig. 5.



Speise, die man gebraten haben will, bleibt. Gemäß der in Fig. 4 ersichtlichen Einrichtung steht die Spindel O senkrecht. Sie ist am oberen Ende mit einem Rade Q versehen, an dem, je nach der Zahl der Speisen, die man eben auf einmal braten will, eine entsprechende Zahl von Haken angehängt werden kann. In Fig. 5 ist die umlaufende Spindel O zum Braten einer einzigen Speise eingerichtet, es ist daher auch nur eine einzige Pfanne an ihr zu sehen.

Die Spindel wird auf folgende Weise bewegt: R ist eine Röhre von solcher Größe, daß sie genau in die Herdröhre paßt. Diese Röhre R ist an der Kammer S, die an dem Boden des Mantels befestigt ist, und in der sich das Schwungrad T dreht, festgemacht. Dieses Schwungrad ist jenen ähnlich, deren man sich an den gewöhnlichen Bratenwendern bedient. Seine Achse dreht sich in den Lagern V, welche von den durch die Kammer S gehenden Balken W getragen werden. An der Welle S ist ein Getriebe befestigt, das in das Zahnrad X eingreift, dessen Welle in den Lagern Y umläuft. An der Welle des Rades X befindet sich ein Getrieb, das in das Rad Z, welches an der Spindel O befestigt ist, eingreift. Da dieses ganze Räderwerk in einem Gestelle aufgezogen ist, so kann man es leicht aus der Kammer S herausnehmen und auch wieder in sie einsetzen. Wie man sieht, ist der untere Theil dieser Kammer offen, damit die Luft frei zwischen den Flügeln des Schwungrades emporströmen und hierdurch nicht nur das Räderwerk, sondern auch die Spindel O und die zu bratenden Gerichte umtreiben kann. Der obere Theil der Kammer S ist mit einem Deckel S geschlossen. Man wird leicht begreifen, daß, wenn dieser Apparat dem Feuerherde gegenüber aufgestellt wird, und die Röhre R in die Röhre G eingesteckt ist, die Luft in den Röhren erhitzt, und dadurch ein rascher und starker Luftzug erzeugt wird, der den Bratenwender fortwährend in Bewegung erhält. Ich bemerke in Hinsicht auf diesen Theil meiner Erfindung nur noch, daß der Bratenwender mannigfach modificirt werden kann, so lange die Anordnung des Räderwerkes beibehalten wird.

Kirmes-Lust.

Kirmes! Kirmes! Ein goldenes, lachendes Wort für unsere guten deutschen Landleute. Wenn der Landmann einen langen Frühling, einen heißen Sommer, einen kärglichen Herbst hindurch gearbeitet hat, da kommt endlich im Spätherbst die Kirmes, in welche er alle Vergnügungen und Genüsse des Jahres zusammendrängt. Kirmes und Pfingstbier, das sind die einzigen Feste, wo ihm Grundsätze, Herkommen und Mode gestatten, einmal rücksichtslos alle Schleusen des Genusses zu öffnen. Aber du lieber Gott! an seine Arbeit und Scholle gebannt, hat er wenig Genüsse kennen gelernt; keine Theater, keine Concerte, keine Kunst-Ausstellungen, nichts von Spazierfahrten, Badereisen, und daß er schwächlichen Thee mit oblaten-dünnen Butterschnittchen nicht mag, läßt sich ihm nicht verdenken. Glücklicher Landmann, der du nur deinen Krug Bier trinkst, nicht täglich noch ein Paar Dreier dem Destillateur als freiwilligen Blasenzins, und dich durch den Branntwein um die Gesundheit brachtest, du kannst heut, am einzigen Kirmestage im Jahr, all' die Dreier zusammenlegen und du hast mindestens Sechs Thaler, womit du dir und den Deinen, Knecht und Magd nicht ausgeschlossen, munteren Sinnes eine Dorf-Kirmes bereiten wirst, deren Fülle von Freuden bis zur nächsten dir mit gar kräftiger Lust durch das Gedächtniß zieht!

Also heut ist Kirmes und wir sehen auf dem Bilde einen lustigen Kirmes-Bruder, von dem wir nicht so übel denken, wie Mancher bei einem oberflächlichen Hinblick vielleicht möchte. Gewiß ist er noch keiner von Denen, auf die alle zweihundert Redensarten, welche deutsche Zechbrüder bezeichnen, mit einem Male ausgeschüttet werden könnten. Er „schickt noch keine Staffetten nach Speyer", hat „keinen Igel", kein „Krakeel-Wasser" im Magen, schwebt vielmehr nur in einigem Unmaaß von Seligkeit, das er aus zwei Maaß Wein getrunken. Er hat heut alle Sorgen vergessen, aber doch nicht „seine Sach' auf Nichts gestellt" — denn er war fröhlich mit den Seinen. Er geht auch jetzt nicht nach dem Krug, wo Hans und Kunz sind, und auf den Tisch schlagen und dreschen, statt mit Flegeln, mit Karten. „Herr Wirth, ein halbes Pfund-Glas! Noch eins! noch eins!" Man kreischt, jauchzt, foppt, neckt, zankt. Man greift Hansen's schwache Seiten an, spricht ehrenrührig von seiner Frau, seinem Pferde, seinen Kühen. Branntwein, der Störenfried, hat sein Ehrgefühl in die Dummheit geschraubt; er sagt ein Wort zu viel, ein Wort giebt das andere, bis die Worte zu schwache Waffen werden und man mit Fäusten d'rein schlägt und mit blau anfärbenden Gründen die Weisheit vertreibt. Unser Martin ist nicht so Einer, er giebt sich mit dem



Branntwein wenig ab, und wenn er nun zuweilen an ein Glas Wein denkt, singt er auch nicht:

„Die liebste Buhle, die ich kenne,
Die kehrte bei'm Wirth im Keller ein;
Kaum nöthig wär's, daß ich sie nenne:
Es ist die Flasche, voll von Wein! —
Nicht denk' ich, wenn ich die erprobt,
Was ich 'ner andern hab' gelobt!"

Nein, so Einer ist's nicht! — Er war, wie gesagt, fröhlich mit den Seinen, trank sein Gläschen und noch eins; dann vergaß er nach und nach das Zählen und trank eins zu viel, als es den Spruch des Königs David galt: „Der Wein erfreut des Menschen Herz!" und in seiner ungeheuern Heiterkeit würde er freilich den für einen Philister, oder in landmännischer Sprache für einen Duckmäuser halten, der ihm jetzt in die Quer käme mit dem Spruch:

„Wer zum Tischtrunk Fischtrunk wählt,
Wird nie von der Gicht gequält!"

— denn der Gicht wird er morgen gewiß schon wieder die Wege weisen mit dem Dreschflegel, der ihm alle Krankheit aus den Gliedern jagt. — Heute hatte er nun auch gar zu viel Anlaß zu einem Uebrigen: denn er machte das Kirmes- noch zum Verlöbniß-Fest! Sein Töchterchen, die hübsche Marthe, hat einen Liebsten, den wackern Großknecht Traugott, der unserm Martin nun schon acht Jahre rechtschaffen beistand, und Martin hat Hirn genug, um einen tüchtigen, arbeitsamen Mann für ein Kapitälchen zu nehmen, und Humor genug, um sein Kapitälchen bei einem solchen Schwiegersohn erst recht für gesichert zu halten. So sprach er denn die Beiden heut in aller Willfährigkeit vorläufig zusammen. Auf das Wohl der jungen Leute mußte dann freilich getrunken werden und Traugott, solch' Glück dankbar empfangend, gedachte hiebei seiner Eltern, die einst selbst ein Bauergütchen besaßen, durch Kriegsunglück aber verarmten und frühzeitig starben. Sie konnten nun diesseits nichts vernehmen von Traugott's Freude! — und als ihn die Wehmuth erfaßte in dieser Erinnerung, als nun eine Thräne in's Glas fiel und Marthe dazu ihre Beisteuer gab, schenkte Martin rasch wieder ein und ging mit dem Beispiel, die W des Weh's und Weinens mit dem angenehmen W des Weins zu verscheuchen, etwas zu hastig voran. So kam denn die Zeit herbei, wo vor dem Dorf auf der Gänsewiese das Wettreiten um die stattliche Tabakspfeife und hinterdrein der Tanz stattfinden soll, und dazu gehören doch unsere Leutchen auch. „Also vorwärts, Mütterchen, Martchen und Traugott, vorwärts!" — Und nun geht's eben vorwärts auf dem Bilde (das nach einem Gemälde von Jacob Becker ist, der die Scene belauschte), und Martin wird immer kreuzfideler; aber zu warm

wird ihm auch, und seine Hausfrau, die musterhaft wirthschaftliche Beate, nimmt ihm gern seine Jacke ab, daß er sich nun mit einem Mal so recht kernwohl fühlt in der frischen sonnigen Herbstluft und ihm zu Muth ist, als tanze er schon mit auf der Gänsewiese. Darüber kommt denn seiner Beate doch etwas Besorgniß in den Sinn, und daß der Weingeist ihm ein wenig spukt im Giebel, läßt sich nicht leugnen; aber im Freien und Freuen wird er den Spuk bald wieder los seyn — „und's Jahr, was man auch sagen mag, hat doch nur einen Kirmestag!" — Freilich, die jungen Leutchen, die langsam nachkommen, sind eigentlich noch seliger als unser Martin; sie trinken aus dem Becher der Liebe, den ihnen der Himmel kredenzt, und wie sie da traulich und eng umfangen schlendern, kommt's Einem vor, als sänge Marthchen:

„So manche Blum' im Felde steht,
Sie scheidet, doch kommt sie wieder;
So manches Leid die Lieb' angeht,
Doch Scheiden drückt sie nicht nieder!
In der Fremde schützt sie ein Ringelein, —
Doch schöner ist's, bei einander seyn!"

Nun, so bleibt bei einander und das Dörfchen, was jetzt euch zur Seite liegt, wird euch zum Paradiese, aus dem ihr nimmer vertrieben werden könnt, wenn ihr — die Liebe nicht vertreibt, und so hinaus müßt aus dem Paradiese durch eurer Sünde Schuld!

Der gebesserte Teufel.

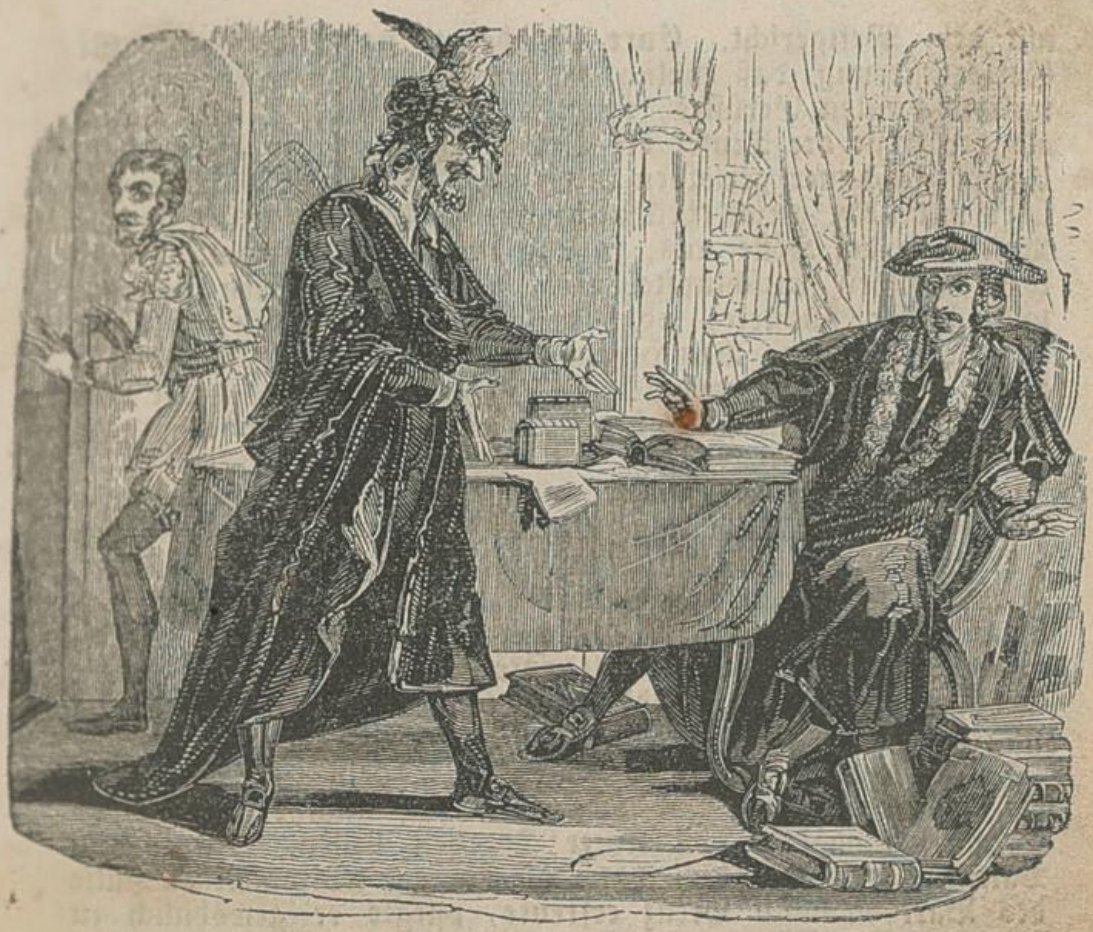
Valentin Trotzendorf, der in den Jahren 1523 bis 1556 Rektor der Schule zu Goldberg in Schlesien war, hatte sich in der Welt tüchtig umhergetummelt und mit klarem Blick viele Erfahrungen gemacht, die ihn, da er sie in Nutzanwendung zu gebrauchen verstand, über seine Zeitgenossen erhoben. Dabei war er, im derben Ausdruck jener Zeit, guten Humors, was unter Anderem auch daraus erhellt, daß, als er seinen ersten Vortrag in der Schule der genannten Stadt hielt, er seine Knaben also anredete: „Gott grüß' euch, ihr Edlen, Bürgermeister, Rathsherren, ihr kaiserliche, königliche und fürstliche Räthe! Gott grüß' euch, ihr Künstler, Gewerbsmeister, Kaufleute, Krämer, Büttel, Henker und Lumpenleut!" Seinen kecken und frischen Sinn bewahrte er sich im Wandeln auf Erden bis zum letzten Augenblick, in welchem er noch seine Geistesgegenwart bewährte. Am 26. April 1556 erklärte er den 23sten Psalm und war eben bei der Stelle: „Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Lebelang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar!" — da rührte ihn der

Schlag. Er sprach noch: „So eben, geliebte Zuhörer, werde ich in eine andere Schul abgerufen!" sank um und war todt.

Wir kennen nun den Mann ein wenig und wollen zu einem Vorfall kommen, von dem er selbst gern sprach. Einer der Lehrer an genannter Schule — er hieß Sebaldus Graßhof — war sehr im Aberglauben befangen, und obwohl sich sein Rektor alle Mühe gab, ihn aus seiner Schwäche zu befreien, wollt' es doch nicht gelingen. Wie alle Gelehrte jener Zeit, die sich einem Hange zu Grübeleien — oder um den jetzigen vornehmen, aber auch bombastischen Ausdruck zu gebrauchen, dem Studium der „in das Erdenleben hereinragenden Geisterwelt" überließen, hatte Sebaldus eine wahre Wuth nach alten Manuscripten und Büchern, worin dergleichen abgehandelt wurde, und Valentin Trotzendorf, der eine ansehnliche Bibliothek zusammenbrachte, ließ Jenem davon Nutzen ziehen. Eines Abends — es war Anfangs März im Jahre 1528 — befanden sich Beide in der Bibliothek, deren Beleuchtung, von der Seite, hauptsächlich auf die Bücher-Repositorien gerichtet war. Sebaldus hatte, nach seiner Meinung, einen Fund gemacht von der größten Wichtigkeit: ein Buch nämlich, worin in aller Breite abgehandelt war, wie man Geister, und selbst Teufel citiren könne. Mit freudiger Hast, aber nicht ohne einiges Fieber der Furcht, sprach er davon zu seinem Rektor, der unterdeß an seinem Tische ruhig Arbeiten der Schüler geprüft hatte. „Seyd kein Narr, Sebaldus!" sagte lachend Valentin Trotzendorf; „wenn wir nicht andere Geister hätten, als die, welche auf solche Beschwörungsformeln erscheinen, ständ's übel mit uns; obwohl's wieder gut wäre, wenn die Teufel der Erde immer auf's Citiren warteten!" — Er nahm bei dieser Rede dem Sebaldus das Buch aus der Hand und legte es vor sich hin. „Damit Ihr aber merkt", fuhr er fort, „daß von dem Pergament da weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten, werd' ich Euch den Teufel herrufen mit dieser Formel; Ihr sollt dann sehen, wie er — ausbleibt, was wieder ein gutes Remedium seyn dürfte, um Euch von Eurer Thorheit genesen zu machen."

Sebaldus Graßhof hörte dies nicht ohne Zittern, weil er sich aber der Angst schämte und zugleich Respekt hatte vor seinem Rektor, erwiederte er nichts, und Valentin Trotzendorf begann die Beschwörung ganz in der vorgeschriebenen Weise. Plötzlich erhob sich ein Gepolter vor der Thür, diese ging auf, und herein stürzte lang und dürr — der Teufel. Sebaldus suchte eilend seine Rettung in den Füßen, auch Trotzendorf war überrascht, ermannte sich aber alsbald und rief: „Wer seyd Ihr — was wollt Ihr?" —

„Um Gott und aller Heiligen willen, verbergt, rettet mich, Herr Rektor! Ich bin Bartholomäus Brenz, der mit Euch in Wittenberg studirte!" — Hell auf lachte nun Trotzendorf,



Sebaldus hielt im Laufen inne, und nach wenigen noch gewechselten Worten wurde der Teufel im Carcer verschlossen.

Draußen vor dem Schulhause aber lärmte das Volk und drang sogar ein, wonach ihm Valentin Trotzendorf entgegentrat und es bescheidete, daß dies Gebäude mehrere Ausgänge habe, der, den sie suchten, also muthmaßlich schon durch eine andere Pforte sich weiter entfernt hätte. Dabei ließ er, den Alle achteten, sich beruhigend mit mehreren Wortführern in Rede ein, wodurch er den Zusammenhang erfuhr, den er sich aber, nachdem es ihm gelungen war, die Aufregung der Menge zu stillen, von dem aus seinem Carcer wieder entlassenen und zum Abendessen genöthigten Teufel selbst erzählen ließ.

„Mir ist es", berichtete Bartholomäus Brenz, „nicht so gut geworden, als Euch; doch mag's auch an mir selber gelegen haben, wenn ich kein Amt zu erhalten wußte, da ich mich des Leichtsinnes anschuldigen muß. Nun trieb ich mich bald hier, bald dort um und gesellte mich endlich zu wandernden Fastnachtsspielern, mit ihnen geistliche Comödien aufführend. Vor wenigen Tagen hier angekommen, ward uns verstattet, auf dem Rathhause spielen zu dürfen und wir begannen heute

mit dem Weltgericht. Eure Goldberger nahmen es aber für Gotteslästerung, daß endlich der Herr der Heerschaaren oberhalb unseres bunten Gerüstes, unterhalb die Hölle erschien, wo ich als der Erste der Teufel die Seelen im Fegefeuer braten ließ. Unsere Zuschauer geriethen in Grimm, und da sie des Himmels über mir nicht gleich theilhaftig werden konnten, ließen sie ihre Wuth an der Hölle aus, so daß ich nur mit genauer Noth ihren Händen entschlüpfte, und, von allen Seiten verfolgt, mich hieher flüchtete, wohl wissend, daß Ihr Rektor dieser Schule geworden. Von Herzen dank' ich Euch jetzt meine Rettung! — aber nun wohin? Des fahrenden Lebens lange satt, bedurfte es nur noch des heutigen Begegnisses, um mich ganz davon zurückzuschrecken!"

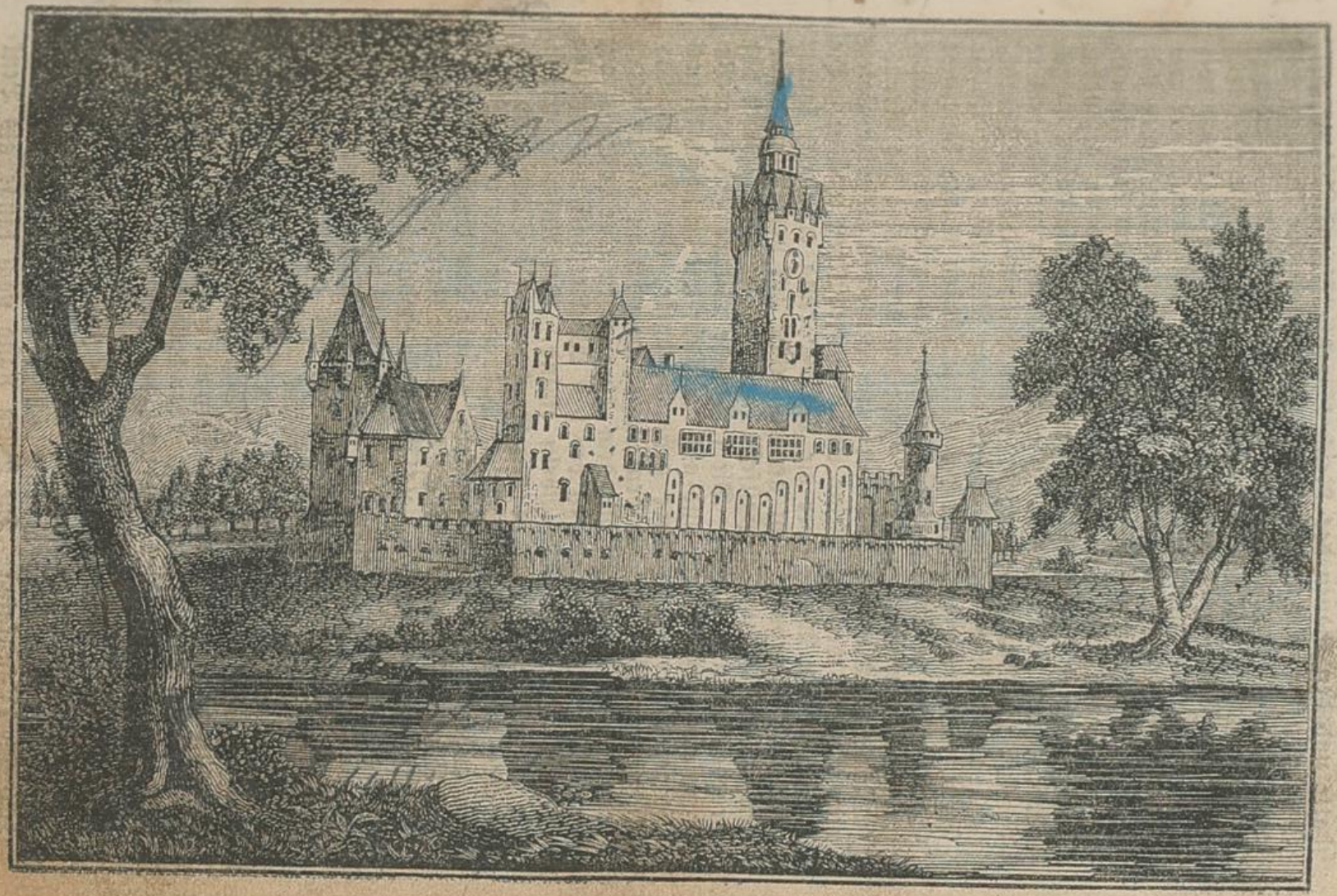
„Wohl ist's mir im Gedächtniß", erwiederte ihm Valentin Trotzendorf, „daß Ihr allezeit ein lockerer Bursche waret; daß Ihr aber was Tüchtiges gelernt habt und Euch nicht fürchtet, Wahres, selbst unter Anfechtung zu verkünden, ist mir auch bekannt. Wollt Ihr's nun bei mir als Tertius (dritter Lehrer) versuchen, ob Ihr Euch halten könnt, wie's einem wackeren Schulmann geziemt, werd' ich Euch herausreißen aus Eurem Ungemach!"

Der arme Teufel schlug mit Freuden ein und ward bald ein Muster in Fleiß und Ordnung, half auch den Sebaldus Graßhof allmählig von seiner Thorheit heilen. Wenn nun Valentin Trotzendorf sich später oft der gar willkommenen Hülfe des Bartholomäus Brenz erfreute, pflegte er gewöhnlich zu sagen: „Es ist doch ein gutes Glück, daß ich den Teufel zum Tertius gemacht habe!" — was übrigens Bartholomäus Brenz nur bis zum Jahre 1534 blieb, indem er dann Beförderung erhielt.

Theodor Brenz.

Die ehemalige Kaiser-Pfalz
am Rhein.

Der ehemalige Wibert oder Swibert, dessen Andenken jedem Deutschen als einer der ersten Anpflanzer heilig bleiben soll, bebaute zuerst die Rheinau, welche nach ihm Swibertswerder benannt wurde. Schon die fränkischen Kaiser, welche die günstige Lage des Ortes erwogen, der, vom Rhein umflossen, gegen die eindringenden Dänen eine Zuflucht, ein Bollwerk bot, befestigten ihn mit Mauern und Thürmen und so erwuchs er bald zur Kaiser-Pfalz an, woher er denn auch seinen Namen vertauschte. Die Wittwe Heinrich III, Agnes, Herzogin von Aquitanien, zog sich eben mit ihrem minderjährigen Sohne, dem nachmaligen Heinrich IV, nach diesem Rhein-Eilande zurück, weil sie dort eine glänzende sichere Wohnung



hatte und den Gauen des Reiches, welche ihrer Hülfe am meisten bedurften, am nächsten lag. Sie kannte die Umtriebe der geistlichen Fürsten und hatte durch eine sechsjährige Staatsverwaltung gezeigt (ihr Gemahl war 1056 verschieden, indeß wir vom Jahre 1062 reden), daß es ihr weder an Muth noch Umsicht fehle. Hildebrand, Gregor VII, saß damals auf dem päpstlichen Stuhl, dessen Ansprüche er schon einige Jahre früher in Anregung gebracht hatte, wo er aber an dem gewaltigen Heinrich III einen zu kräftigen Widersacher gefunden. Jetzt suchte er den günstigen Zeitpunkt, sein Vorhaben auszuführen, und sollte das Reich auch zu Grunde gehen, dem er Einfluß und Macht verdankte. Unter Heinrich III war Deutschland eine erblich unumschränkte einige Monarchie, die einzige Form, welche für jene Zeit paßte; die Fürsten waren kaiserliche Statthalter, welche nach Gutdünken des Herrschers ernannt und entsetzt werden konnten. Jetzt zog der Papst die Reichsfürsten in's Bündniß und versprach denselben Unabhängigkeit vom Kaiser, wenn sie seine Absicht unterstützen wollten. Die Kaiserin hatte Winke über die Verschwörung erhalten, kannte aber die Theilnehmer nicht genau, welche auf verschiedenen Wegen sich bei ihr zum Pfingstfeste einstellten, mit süßer Rede von Ergebenheit und Treue. Die kaiserliche Wittwe gab ihren Vasallen ein großes Mahl und als der Wein wie die schöne Maienzeit jedes Herz zur Freude gestimmt hatte, that Hanno, Erzbischof von Cöln, welcher den jungen Heinrich an sich zu ziehen gewußt, den Vorschlag, mit dem Thronerben eine Lustfahrt auf dem Rheine zu machen, zu der sein Wunderschiff mit farbigen Segeln und seidenen Wimpeln einlud. Der Anschlag gelang, die Verschwornen führten den Knaben auf's Schiff und entfernten sich mit vollen Segeln, während die Mutter von einigen andern Großen hingehalten, gnädig den Entführern Beifall lächelte. Endlich schöpfte der Knabe Verdacht, begehrte zur Mutter und stürzte sich, als ihm mit Hohnlachen geantwortet wurde und seine Mutter, ebenfalls Verdacht schöpfend, vom Ufer um Hülfe rief, in den Rhein. Ekbert von Braunschweig sprang ihm nach, rettete ihn mit Gefahr des eigenen Lebens und brachte ihn auf das Verdeck zurück. Ob auch die Kaiserin in Verzweiflung die Hände rang, ob das Volk sich versammelte und am Ufer das schnell segelnde Schiff verfolgte, Hanno segelte mit gutem Winde und erreichte Cöln mit seiner Beute ungekränkt, wo er dann bald zeigte, daß er auch seine Mitgenossen überlistet und den alleinigen Vortheil des Verbrechens an sich gerissen hatte. Wie Hanno im Namen seines Gefangenen geherrscht, wie die kostbarsten Rechte deutscher Krone in dem unseligen Ergebniß verloren gegangen, mag Jeder sich neu erinnern, wenn er die Thürme beschaut, über denen der trübe Stern Heinrich IV aufging. Die Burg stand noch lange als Denk-

mal jener That und ward erst in neuester Zeit durch die republikanischen Franzosen abgetragen, als ob sie mit dem deutschen Kaiserreiche erst fallen sollten. Die Abbildung ist getreu nach einer Federzeichnung entworfen, welche sich in einem Bergischen Archive vorgefunden. W. v. Waldbrühl.

Die wirthliche Hausfrau.

Pistorius hat uns in dieser Beziehung ein sehr einfaches Bild gegeben. Man findet in unsern deutschen Familien, besonders auf dem Lande, noch oft solche alte, ehrwürdige, in ihrem Kreise mit vieler Erfahrung waltende Hausfrauen, die in der Regel von den Ihren geachtet und geliebt, von Damen überspannter Bildung aber meist übersehen oder angegähnt werden, wenn sie es außer Acht lassen, daß vieles Gähnen den Mund vergrößert. Freilich, unsere Alte da liest nichts als Erbsen und Linsen, keine Taschenbücher und Romane; sie schaut vielleicht nur zuweilen in Gubitz „Volks-Kalender", um ihn dann wieder einmal auszuschelten, daß er nicht die „Witterung" nach dem „Hundertjährigen" anzeigt, was wir alten gemüthlichen Frauen und den alten Weibern unter den Männern recht gern zu Gute halten. Eine Leih-Bibliothek braucht sie auch nicht, denn sie hat ein halb Dutzend Mährchen und ein Dutzend andere Geschichtchen geerbt, womit sie, sogar nach zehnmaliger Wiederholung, bei den Enkeln und Enkelinnen immer willkommen ist; besonders macht die Sage vom „Haus-Hütchen" da großes Glück und die durch den Schulmeister schon aufgeklärten Kleinen nennen ihr Großmütterchen so. Vor Allem aber ist sie eine der Frauen, die auf Grund des Spruches erzogen sind: „Mädchen müssen nach einer Feder über die Zäune springen!" — denn es gehören gar viele Federn zur Ausstattung! — Unser Mütterchen, das allein zu Hause ist, weil eben Kind wie Kindeskind mit auf dem Felde arbeiten muß, erbaut sich „ganz heimelig" schon daran, wie sich morgen, am heiligen Sonntage, sämmtliche Hausgenossen an der schönen Suppe erfreuen werden; denn eine solche wird aus den Wurzeln und Kräutern hervorgehen, wonach dann die tüchtige Hausmannskost folgen und nicht fehlen darf, was ein bekanntes Dorfliedchen malt:

„Schön röthlich die Kartoffeln sind,
Und weiß wie Alabaster,
Für Menschenkinder, Schwein und Rind
Ein wahres Magenpflaster."

Ein Schälchen Kaffee, versteht sich mit Cichorien, trinkt aber Mütterchen auch gern, und weil noch ein Erkleckliches vom letzten Aufguß übrig geblieben ist, wird's eben bei einigen Kohlen aufgewärmt, damit sich das alte Herz daran labe, obwohl



der Städter solchen Kaffee eben nicht mundlich finden würde, wie's der Schreiber dieses einmal auch nicht gethan hat. Als Knabe von etwa vierzehn Jahren machte ich mit einigen Schul-Kameraden eine Fußreise im Thüring'schen. Wir kamen, von einem Gewitterregen, der unsere Haut zu finden wußte, tüchtig eingeweicht, in einen Dorfkrug und bestellten „recht schönen Kaffee für uns!" Es erschien eine Kanne, eine wahre Riesin unter ihres Gleichen, wogegegen die hier an die Kohlen gerückte ein Kind zu nennen. Das Gebräu wollte uns nun gar nicht hinunter, da aber durchnäßte Leute doch etwas Warmes zu sich nehmen sollen, was uns zum Ueberfluß der größte Philister unter uns mit doktorlicher Weise zu Gemüth führte, tranken wir wie zur Frohne. Auf die Frage, was wir schuldig seyen, erhielten wir die Antwort: „Neun Pfennige!" — und als diese geringe Zahlung gegen die Unmasse des Getränks uns zum Gelächter zwang, filzte uns die alte Wirthin aus mit den Worten: „Ei, seht 'mal! die jungen Herrchen haben sich gewiß darauf gespitzt: ich würde ihnen hier so einen rechten starken, theuren Kaffee vorsetzen; Prost Mahlzeit! — bei mir sollt ihr Krabben Euer Geld nicht durchbringen, den Eltern zu Hause wird's Erwerben sauer genug!" — Da hatten wir mindestens den Kaffee ganz umsonst, denn neun Pfennige war die gute Lehre unter Brüdern werth! — So eine Alte ist die unsre hier auch, und ich nehme mich deshalb sehr wohl in Acht, ihren Kaffee näher zu besehen, weil sie ohnehin jeden „Toppkieker" abfertigt mit der Sentenz:

„Der Mann muß woll Allen's eten,
Aber nich Allen's weten!"

Da sie, wie schon gesagt, wenig oder nichts liest, hat sie auch das Büchlein: „von der Kunst, reich zu werden", nicht gelesen; aber sie hat's von ihrer Mutter und sagt's ihrer Tochter, daß die ganze Kunst hauptsächlich darin besteht, in vielen Kleinigkeiten zu sparen, und in der Hinsicht ist sie so praktisch, als kenne sie die Erzählung jenes Franzosen, der klar beweist, daß er zu Grunde gegangen sey, weil seine Frau Alles äußerst wohlfeil gekauft habe; — denn sie konnte gar nicht aufhören, wohlfeil zu kaufen. Unsere Alte ist, nach echter Frauen-Art, eine geborne Zusammenhalterin (wie es denn überhaupt zu Gunsten der Frauen spricht, daß auf zehn Verschwender kaum eine Verschwenderin kommt), und hat dabei doch immer etwas auf der Kante, wie man zu sagen pflegt; ihre Weihnachts-Aepfel und Nüsse dauern bis in den August hinein und auf irgend einer warmen Stelle steht allezeit ein gutes Häppchen, was hier und da den Enkelchen zugesteckt wird, womit sie denn auch — es ist gleichsam durch Verjährung ein Großmutter-Recht! — die Enkelchen ein wenig verzieht und die Unarten fördert, indem es, wenn Eines weint oder trotzt, gleich heißt:

„Kindes Hand ist bald gefüllt,
Kindes Zorn ist bald gestillt!" —

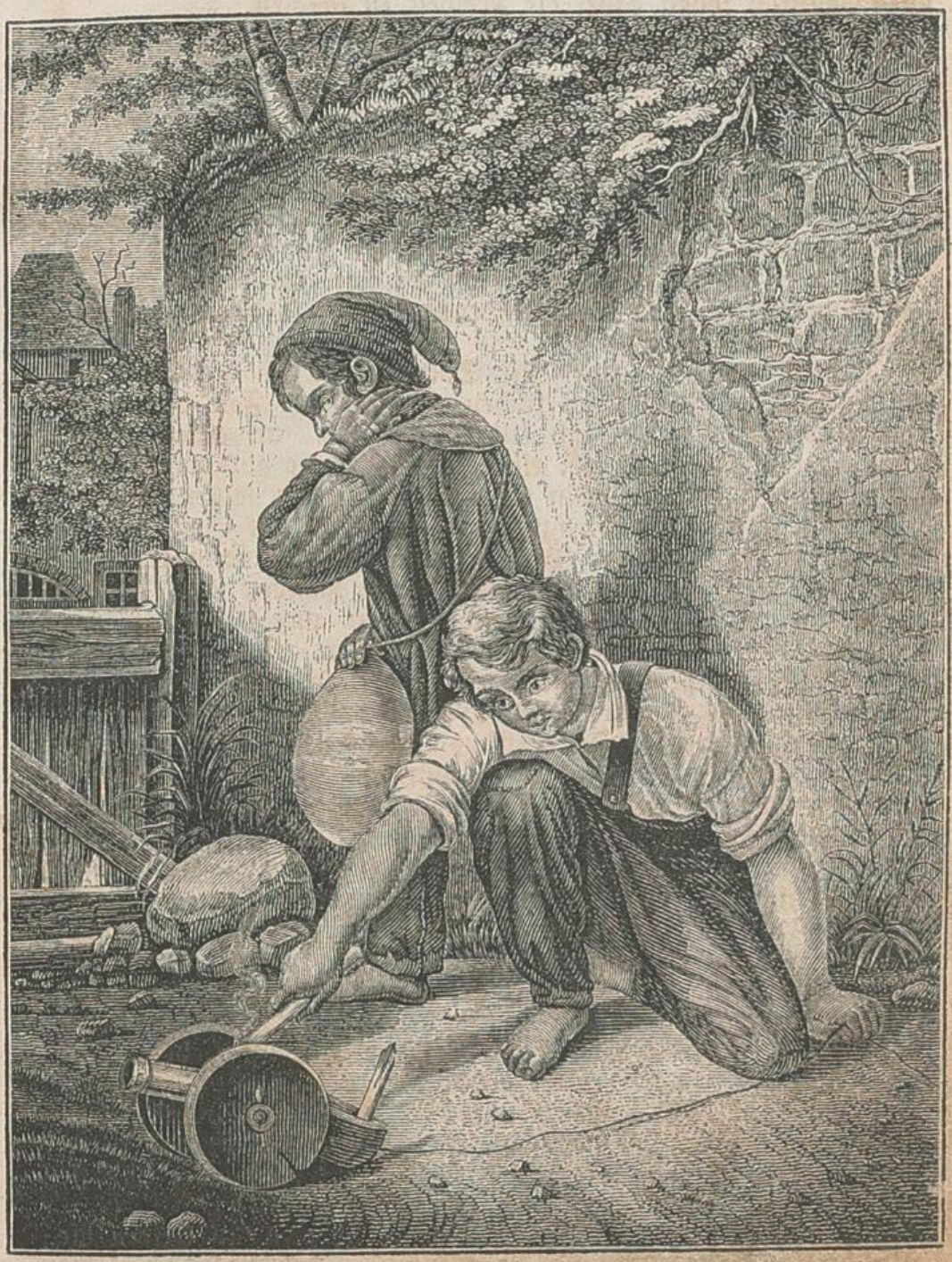
und da hat denn's Trotzköpfchen geschwind ein Leckerbißchen, um die Störrigkeit zu brechen und sich das schreiende Mäulchen zu stopfen. Dergleichen ist eine Schwäche der Gutmüthigkeit, immer aber eine Schwäche, und heilsam für Hausfrieden und Erziehung wär's, wenn Großmütterchen das lassen könnte. Aber sie ist doch übrigens gar zu gut, hat's ganz verlernt, an sich selber zu denken, und wenn einmal ihr letztes Stündlein da ist, geht sie ruhig, Kind und Kindeskind segnend, aus einem Leben, in welchem sie rechtschaffen das Ihre gethan, sich geplagt und Andern viel Plagen abgenommen hat; sie hofft mit Zuversicht auf die künftige Seligkeit, denn an den Worten des Evangeliums zu zweifeln, hatte sie weder Trieb noch Zeit. — Wo aber ein solches Großmütterchen ist, soll man ihr mit dem Maaße messen, womit sie zu messen pflegt. Es giebt junge Leute, die gerade gegen so gutwillige Alte barsch und garstig werden, zumal wenn diese nun etwa gar nicht mehr arbeiten können. O möchten die Jüngern doch immer daran denken, was Alles diese jetzt so dürren und unbehülflich gewordenen Hände früher für sie gethan! — dann verbittern sie gewiß denen, die sichtbarlich mit allerlei Schmerzen, mit dem zitternden Haupte und den unrührsamen Gliedern schon als nächste Opfer des Todes bezeichnet sind, nicht den Lebensabend, entpressen ihnen nicht Thränen, die, wenn nun die Alten heimgegangen, den Zurückbleibenden in der Erinnerung brennend und ätzend auf das Herz fallen. Schütze sich Jeder vor der Wirkung so grauenvoller Thränen; ehret, liebet eure Alten, umstehet sie dankend in der Sterbestunde, haltet fest ihre Hände zum langen Abschiede und bewerbt euch um den letzten freundlichen Blick ihres Auges, bis ihr es ihnen sanft zudrückt; — das ist ein Gewinn, der aushält, der in eurer eigenen heißen Todesstunde noch mit dem Oelzweige des Friedens euch Linderung zuweht!

Kinder-Glück und Kinder-Erziehung.

„Wer wäre im Stande, von der Fülle der Kindheit würdig zu sprechen?" sagt Goethe, und: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solchen ist das Reich Gottes!" sagt Christus. Warum sollten nicht auch wir Veranlassung nehmen, heitere und ernste Worte für sie und ihre Eltern zu sprechen?



Seht, wie rundbäckig, blühend, gemüthlich, lieblich sehen diese beiden Kinder aus. Die Schwester mit dem kleineren Bruder. Sie sind so friedfertig glücklich in dem warmen, lieben Gefühl, Geschwister zu seyn und schmiegen sich lächelnd an einander, und wenn's die Eltern und größeren Geschwister sehen, muß es ihnen eine wahre Freude seyn, die sich mit keinem Gut der Erde erkaufen läßt. Sie müssen sich freuen über die reinliche Fülle und die reine Liebe dieser Kleinen, die unter ihrem Schutze und ihrer liebevollen Pflege aufblühen werden zu guten, herrlichen Menschen. Man sieht's den Kindern an, daß sie nicht mit der Ruthe, sondern von väterlicher Weisheit und mütterlicher Liebe erzogen werden. Sie sind deshalb eine bildliche Anklage für solche Eltern, die gleich dreinschlagen, wenn's ihnen die Kinder einmal ein wenig zu toll machen und das eine heilsame, strenge Erziehung nennen, während doch die Eltern eben auch nur ein wenig toll gewesen sind. „Unleidliche Kinder und Hunde, die Nachsicht finden zu jeder Stunde!" — dies derbe Wort unserer Vorfahren kann nur in ruhigem Erwägen und rechtem Maaß Anwendung finden. Das stete Drohen aber und Schlagen, dieses Dressiren durch Furcht und Schrecken, ist ein ziemlich allgemeines, verkehrtes Treiben sehr vieler Eltern, wodurch sie stöckische, störrige, heimtückische Geschöpfe in die Welt schicken, die ihre Verwahrlosung schon oft genug in der Kinderstube kund geben und sich unter einander zanken, kratzen und balgen und das Faustrecht im Kleinen vorüben, um es später in Bierkneipen und sonstigen sogenannten Vergnügungsorten im Großen anzuwenden. Es sind hernach oft anmaßende über alle Sitte sich hinweg dünkende, ja über das „Mein" alles „Dein" vergessende Burschen, die von der Polizei zur Ordnung gezwungen werden müssen. Die Schuld geht auf euch zurück, ihr Eltern, die ihr sie unvernünftig erzoget, verzoget oder sie verwahrlosen ließet. Wir erinnern euch an den Dieb, der, ehe er gehangen ward, gern seine Mutter noch einmal sehen wollte. Sie ward geholt. Er that, als wollt' er sie küssen, biß ihr aber voll Wuth das Ohr ab, weil, wie er sagte, sie ihn in der Kindheit habe verderben lassen. Und wie viele Kinder laufen schmutzig und zerrissen umher, während die Eltern in Putz und Staat flunkern! Umgekehrt putzen andere Eltern, oft mit eigener Entbehrung, ihre Kinder wie Affen aus, die man für Geld sehen läßt. Wie einfach, reinlich, schmuck sehen euch diese Kinder hier an! Sie mahnen euch an gute, liebevolle, vernünftige Erziehung, welche durch eine vermittelte und vermittelnde Liebe der Schwester und zur Schwester, die schon von Natur an gemessenern Schranken hält, die wilden Ausbrüche des Knaben zähmt und sie endlich so weit sänftigt, daß der Grund gelegt wird zur Selbstbeherrschung, dieser Wurzel des gediegenen Charakters.



Die Kinder spielen gern. Man wehre ihnen das nicht, beaufsichtige und leite aber ihr spielendes, heiteres Leben, ohne allzu ängstlich ihnen dabei die Freiheit zu brechen.

„Bei Kinderspiel in Einigkeit
Und sonder Seelenschaden,
Da sind die Engel allezeit
Getreue Spielkam'raden!'

— das ist ein recht kindlicher Gedanke eines längst heimgegangenen Dichters. Wer sich nicht verjüngt fühlt an einem offentraulichen und kernvergnügten Spiele der Jugend, wobei für sie nichts da ist als diese lustgefüllte Stunde, der verschließt sich das Himmelreich, das sich nur denen öffnet, so da werden wie die Kinder.

Ein Anderes ist's aber mit Spielen, die sich verheimlichen, der Aufsicht zu entkommen suchen, wie es der Fall bei diesen Lotterbuben, die, ganz sich selbst überlassen, an einer Stelle, die nicht oft betreten wird, eine kleine Kanone abfeuern. Wir haben nichts dagegen, wenn ein tüchtiger Vater seinen Jungen bei Zeiten Courage beibringt und sie lehrt, mit Gefährlichem umzugehen, ja sie sogar Pulver riechen läßt: sie aber dabei ganz frei zu geben und den unkundigen Händen das Pulver anzuvertrauen, das Mauern und Steine und Menschenleben zerschmettert, ist durchaus unverantwortlich. Die Spiele der Kinder müssen einen unschädlichen, gefahrlosen Charakter haben, und wenn man ihnen ja etwas erlaubt, wobei Gefahr seyn kann, ist die sorgfältigste Aufsicht und Leitung nöthig. Wir können es mit der Kinder-Erziehung nicht genau genug nehmen, da von den ersten Eindrücken und Schicksalen das ganze spätere Leben abhängt. Wie viele Krüppel, körperlich Entstellte wanken in der Welt umher, wie viele Gauner und Spitzbuben und lüderliche Menschen verpesten und entwürdigen das gesellschaftliche und sittliche Leben, weil sie von den Euern verwahrlost und planlos erzogen wurden? Wer kann es verantworten, wenn er das zeitliche, oft auch das ewige Verderben derer, die ihm anvertraut waren, auf seiner Seele hat? Ihr liebenden Mütter, ihr guten Väter, seht euch eure glücklichen, harmlosen Kinder in der Fülle ihrer Gesundheit und Unschuld an und bedenkt, daß sie einst Krüppel und Bewohner von Zuchthäusern seyn können, wenn ihr nicht alle Sorgfalt und Liebe auf deren sittliche, geistige und körperliche Ausbildung verwendet und sie nicht erziehet in der Zucht und Furcht des Herrn!

Das Widrigste und Gefährlichste ist aber, wenn Eltern die Nachäffereien ihrer Schwächen und Laster bei Kindern als ergötzlichen Spaß ansehen, dergleichen unvorsichtig belachen und dadurch begünstigen. Wir geben zur Betrachtung hier eine Skizze.



Der Großvater, mit glücklichem Phlegma in den Tag hinein lebend, findet seinen dreijährigen Enkel, wie er, ein dürres Reis, das ein wenig des Alten Tabakspfeife gleicht, im Munde, vor sich einen auf tüchtiges Maaß berechneten Bierkrug, eben den alten Herrn spielt, der nun bei diesem Anblick gleich weiß, wo der ihm fehlende Hut geblieben ist, den das Enkelchen sich aneignete, um dem Großvater möglichst ähnlich zu werden. Dieser will sich darüber ausschütten vor Lachen, während das Schwein im Koben vergnügt, das wohl dressirte Hündchen aber fast mit bedenklichem Ausdruck zuschaut. Die jetzige Nachahmerei des Kindes ließe sich noch als etwas Unschuldiges ansehen, aber bald genug wird die Sache ausarten und das Lachen dann den Eltern vergehen, so wie, wenn rechte Erziehung eintritt, dem Enkel. Denn leider besteht die Noth gediegener Lehrer bei guter Führung der Kinder hauptsächlich darin, daß sie jenen abgewöhnen sollen, was sie von den Erwachsenen Uebles annahmen. Besonders ist die Heftigkeit vom Uebel; — „wer sei-

nen Kindern begegnet im Zorne, der tränkt sie aus einem Laster-Borne!" — Wer Andere zum Rechten und Guten leiten will, muß sich — was All' und Jedem als letzte Nothwendigkeit hier übrig bleibt — erst noch selber in tüchtige Schule genommen haben, und wie das erste Jahr der Ehe das letzte Jahr der Erziehung des Weibes seyn soll, so muß der Mann, seinen Kindern gegenüber, die letzten Spuren dessen, was er an diesen tadelt, von sich thun und tief davon durchdrungen seyn:

„Das Beispiel ist die schicksalsvolle Macht,
Die ew'ges Heil und ew'gen Fluch gebracht!"

Jedem Kinde aber soll es eine besondere Freude seyn, auf die innere Stimme achten zu lernen, aus der Gott spricht; dann wird es böse Beispiele als solche erkennen und sich nicht gerechtfertigt wähnen mit dem sündlichen Gedanken: Der und Jener thut dies und das, das darfst du auch thun; denn wer nicht besser handeln will, als Dieser und Jener, taugt nichts und wird versinken in Leichtsinn und Laster, wonach die Folgen in Elend und Strafe nicht ausbleiben. Bertram.

Johann Sebastian Bach.

Aus diesem tief-ernsten Gesichte, dem selbst die Staffel-Locken der mächtigen Perücke nichts von seiner Hoheit und Würde rauben können, schaut uns der Geist der deutschen Kirchenmusik an, eine Künstlerseele, deren Werke um so erhabener, kräftiger und großartiger uns erscheinen, je zerrissener, abgeschmackter und farbloser die Zeit war, in der er sich riesig erhob, beinahe nur auf sich selber gestützt. Der Aeltervater dieses Künstlers war weiland Bäckermeister zu Preßburg in Ungarn, und wanderte zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, wegen seines Kirchenglaubens angefeindet und verfolgt, aus seiner Heimath nach dem lutherischen Deutschland, wo er günstige Lebensverhältnisse fand. Johann Ambrosius Bach hieß der seiner Söhne, der in Eisenach Hof- und Rathsmusikus geworden, dem am 21. März 1685 der Knabe Sebastian geboren wurde. Schon in der Knabenzeit, vor seinem zehnten Lebensjahre, hatte Sebastian das Unglück, binnen wenig Wochen beide Eltern zu verlieren, und wäre ganz ohne Hülfe verkommen, ohne Pflege seiner inwohnenden Schöpferkraft aufgewachsen, wenn nicht sein älterer Bruder, Johann Christoph Bach, der schon als Organist in Ohrdruff eine Stellung gewonnen, sich seiner angenommen und zu seiner Ausbildung den Grund gelegt hätte. Schon im zartesten Alter zeigte sich seine Liebe zur Kunst und zur ernstesten Tiefe derselben, obwohl zuerst, wie sich beim heiligen Crispinus, der das Leder stahl, um den Armen Schuhe davon zu machen,



die Frömmigkeit zeigte: was wir nicht für gut finden, gut zu heißen. Seinem Bruder stahl er nämlich ein Notenbuch, das die Frohberger'schen, Kerl'schen und Pachelbel'schen Klavierstücke enthielt, die ihm dieser nicht mittheilen wollte, und schrieb sich solche Nachts, wie man sagt, bei Mondenschein ab, eignete sich daneben auch die Werke an, bis sein Bruder der Sache inne ward und ihm den Raub wieder abjagte, ohne daß die Künstler-Eifersucht ihm die Früchte desselben entziehen mochte. Nach des Bruders Tode, der einige Jahre später erfolgte, wurde der Knabe von seinen Pflegern dem Gymnasium zu Lüneburg übergeben, wo er fleißig den Wissenschaften oblag und nicht selten Ausflüge nach Hamburg machte, den dasigen berühmten Organisten Johann Adam Reinken zu hören, dann nach Celle zu pilgern, wo er in der herzoglichen Kapelle, die damals aus Franzosen bestand, Gelegenheit hatte, französischen Kunstgeschmack zu studiren, was er mit solchem Erfolge betrieb, daß später in allen seinen Werken nichts davon zu verspüren ist.

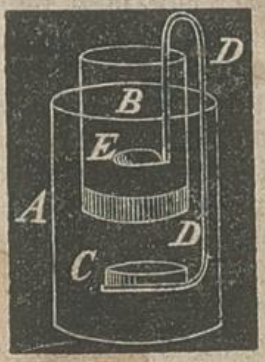
Im Jahre 1703 gewann der Jüngling eine Stelle als Hofmusikus in Weimar; im folgenden Jahre erhielt er den Ruf als Organist nach Arnstadt, wo er vier Jahre weilte und sich durch eignes Nachdenken, wie im Durchforschen der Werke der alten Meister, namentlich Bruhn's, Buxtehuden's und Reinke's, echt volksthümlich zu seiner nachmaligen Tonschöpfer-Laufbahn vorbereitete. Im Jahr 1707 ward er Organist in Mühlhausen, im folgenden Hof-Organist in Weimar, wo er, durch den Beifall des Hofes aufgemuntert, nicht nur sich zum ersten Künstler auf der Orgel ausbildete, sondern auch die meisten Werke für dieselbe schrieb, welche später von ihm bekannt geworden. Im Jahre 1714 ward er zum herzoglichen Concertmeister erhoben und 1717 rettete er die deutsche Kunstehre, wie Kaiser Max zweihundert Jahre früher in Worms die deutsche Ritterehre mit der Lanze gen Frankreich verfocht. Der französische Organist Marchand war in Dresden aufgetreten und hatte durch seine Sicherheit und Redseligkeit Alles verblendet, so daß selbst der Hof die höchsten Anerbietungen verschwendete, um ihn am sächsisch-polnischen Hofe zurückzuhalten. Von einem Gönner des fremden Künstlers wurde der junge Bach nach Dresden geladen, damit der Franzose über das ganze musikalische Deutschland siegpränge. Beide Künstler suchten sich vor dem anberaumten Wettspiele heimlich zu behorchen, Bach zuerst Marchand und dann dieser jenen; als aber der Entscheidungstag angebrochen, war der Franzose auf und davon gereist, um sich nach so viel Prahlerei die öffentliche Beschämung zu ersparen. Bach spielte nun allein und erhielt durch den Vorfall so viel Ruf, daß er, nach Weimar heimkehrend, seine Ernennung zum Köthenschen Kapellmeister fand. Als er in dieser Zeit eines seiner Vorbilder, den hundertjährigen Organisten Reinke in Hamburg, besuchte und vor selbem spielte, äußerte dieser Jubelgreis entzückt: „Ich dachte, die Kunst sey gestorben, sehe aber nun, daß sie in Ihm noch fortlebt!" Um 1723 berief der Rath der Stadt Leipzig den Meister zu seinem Musik-Direktor; bald darauf ward er vom Herzog von Weißenfels in eben dieser Eigenschaft gewonnen, bis 1736 der König von Polen, der ihn mehrmals in Dresden gehört, ihn zu seinem Hof-Tonsetzer ernannte. Als solcher kam Bach 1747 auf einer Kunstreise nach Berlin und Potsdam, wo er vor Friedrich dem Großen, der auch als Tonkünstler groß war, spielte und einen der Gedanken dieses Helden auf dessen Verlangen aus dem Stegreif als Fuge bearbeitete, dann zum Erstaunen des Königs unvorbereitet über einen eigenen Gedanken eine sechsstimmige Fuge spielte, die er zur Erinnerung der ihm denkwürdigen Stunde später im Stich erscheinen ließ. Anhaltende Arbeit schwächte nun nach und nach des Meisters Gesicht, eine mißlungene Operation aber machte ihn erblinden; hierauf kränkelte er mehr und mehr und starb

Als Peter der Große im Jahr 1722 sich in Kasan befand, hörte er, daß in der Nähe Trümmer der ehemaligen Bulgarischen Stadt Bulgar zu finden seyen. Er begab sich selbst dahin, ließ die dort noch vorhandenen Grab- und andre Inschriften in armenischer und arabischer Sprache sorgfältig copiren und, zugleich in's Russische übersetzt, nach Petersburg in sein Kabinet der Alterthümer bringen, traf auch Anstalten, daß Alles, was von Bulgar noch übrig, möglichst wieder hergestellt und von da ab mit Sorgfalt erhalten werde.

Die Galvanoplastik.

Unsern Zeitgenossen war es vorbehalten, uns ein leichtes Mittel an die Hand zu geben, ohne besondere Mühe Medaillen zu prägen, Basreliefs und andere plastische Gegenstände in Kupfer darzustellen.

Zur Erzeugung galvanischer Münzen bedarf man nur eines kleinen Apparats, den man am besten aus zwei Gläsern zusammensetzt und folgendermaßen einrichtet:



A ist ein großes, wo möglich oben und unten gleich weites Trinkglas, in welches die Kupfervitriol-Auflösung gegossen wird, **B** ein kleineres Glas ohne Boden, das mit einem Gypsdeckel verschlossen und oben mit einem Kupferdraht befestigt wird — in dieses Glas kommt eine sehr verdünnte Schwefelsäure (etwa funfzehn Theile Wasser auf einen Theil Vitriolöl), welche den Zink nach und nach auflöset, wobei sich Wasserstoffgas entbindet. **D D** ist ein gebogener Kupferdraht, an dessen beiden Enden man zwei Kupferscheiben löthen kann — auf die obere **E** legt man ein Stück Zink, auf die untere **C** die Medaille, worauf sich der Kupferniederschlag ablagern soll.

Es ist nothwendig, daß man den Kupferdraht, so weit er in die Kupfervitriol-Auflösung taucht, mit einer dünnen Schicht Wachs umgebe, so wie auch die Kupferscheibe, worauf das Modell der Münze zu liegen kommt, damit der Draht sowohl als die Scheibe durch das Wachs isolirt werde, weil sich sonst eine Menge Kupfer darauf absetzen würde.

Will man sich nun das Facsimile einer Münze verschaffen, so klatscht man diese entweder in Schriftmetall ab oder in einer Mischung von

5 Theilen Wismuth,
3 Theilen Blei und
2 Theilen Zinn.

worin die Abdrücke, wenn man erst einige Uebung hat, sehr sauber und scharf werden. Man gelangt auch zu demselben Zwecke, indem man die Münze zwischen zwei Stücke ausgewalztes Bleiblech legt, und unter eine Schraubenpresse bringt; ich erhielt auf diese Weise Modelle, an denen die feinsten Details erkennbar waren, — und man hat dabei den Vortheil, sich eine beliebige Anzahl derselben sogleich verschaffen zu können. — Professor Jacobi bediente sich zu Darstellung seiner Modelle vorzugsweise der Stearinsäure, welche er nachher mit Graphit auf der Oberfläche einrieb, oder auch mit Bronzefarben überstrich; auch kann man Gyps- und Thonmodelle gebrauchen, wenn man sie nachher mit Blattgold überzieht oder bronzirt; doch ziehe ich die metallischen Modelle vor, weil bei den Wachs-, Stearin-, Gyps- und Thonmodellen der Uebelstand vorkommt, daß, weil diese Körper an und für sich isolirend wirken, wenn irgend ein Fleckchen des Modells nicht mit Graphit, Bronze oder Blattgold versehen ist, dort keine Metall-Ablagerung stattfindet, wodurch dann in dem galvanischen Abguß ein Loch entsteht. Außerdem habe ich noch ein anderes sehr leichtes Mittel versucht, mir für diesen Zweck taugliche Modelle von Münzen zu bereiten, welches darin besteht, daß man von einer sehr dünngewalzten Bleifolie (welche jedenfalls nicht dicker seyn darf als Postpapier) ein Stück von der Größe der zu kopirenden Medaille abschneidet, jedoch muß dieses hinlänglich groß seyn, um am Rande etwas übergebogen werden zu können. Man drückt dann behutsam die Bleifolie mehr und mehr an die Medaille, sucht die Falten zu vermeiden, was leicht geschieht, indem man sorgfältig am Rande immer umbiegt, je nachdem durch das stärkere Andrücken der Bleifolie diese größer geworden zu seyn scheint, und reibt dann, am besten mit einem lockeren Bäuschchen von Watte, die Bleifolie immer fester auf, bis die feinsten Details der Münze sichtbar geworden. Dann legt man um die Medaille einen etwa 3 Linien hohen steifen Rand von Papier, und gießt ein beliebiges Quantum Gyps darauf. Nachdem dieser hart geworden, nimmt man den Papierstreifen ab, schlägt nun die Ränder der Bleifolie auf die andere Seite, so daß dann der Gyps dadurch eingeschlossen wird, und hat auf diese Weise ein Modell erhalten, daß an Genauigkeit gewiß nichts zu wünschen übrig läßt, und sich, namentlich wenn man es mit einer dünnen Reihe von Bleiblech umgiebt, ganz vorzüglich zu galvanoplastischen Kopien eignet, und den ganz metallischen Modellen an Wirksamkeit kaum nachsteht.

In neuerer Zeit hat auch Spencer ein anderes Verfahren angegeben, um selbst nicht-metallische Gegenstände auf sehr bequeme Weise zur Galvanoplastik herrichten zu können; ich führe es hier an, weil ich es bei meinen neueren Versuchen

wirklich bewährt gefunden. — Angenommen, sagt er in seiner Abhandlung, ich wünschte einen Holzschnitt zu metallisiren und dann Kupfer auf seiner Oberfläche ablagern zu lassen (dieses Beispiel gilt für jedes andere Material), so ist die erste Operation, daß ich in starken Alkohol in einem mit Kork zu verschließenden Arzneiglase ein Stück Phosphor bringe, das Glas sodann einige Minuten in heißes Wasser stelle und von Zeit zu Zeit umschüttele; der Alkohol wird beiläufig den 300sten Theil seines Volumens Phosphor auflösen. Die nächste Operation besteht darin, eine schwache Auflösung von salpetersaurem Silber auf einen Teller oder in eine flache Schaale zu gießen und die gestochene Oberfläche der Holztafel einige Sekunden lang hineinzutauchen, so daß sich die Flüssigkeit durch die Wirkung der Capillarität in das Holz hineinziehen kann.

Hierauf muß man eine kleine Portion der geistigen Phosphor-Auflösung in ein Schälchen oder Uhrglas gießen und dasselbe auf ein Sandbad stellen, um die Flüssigkeit zu verdunsten. Man hält sodann die Holztafel mit ihrer gestochenen Oberfläche über den Dampf, wodurch sogleich eine Veränderung erfolgt. Das salpetersaure Silber wird nämlich desoxydirt und in Phosphorsilber verwandelt, auf welches sich der galvanische Niederschlag eben so schnell und sicher wie auf das reinste Silber oder Kupfer ablagern kann.

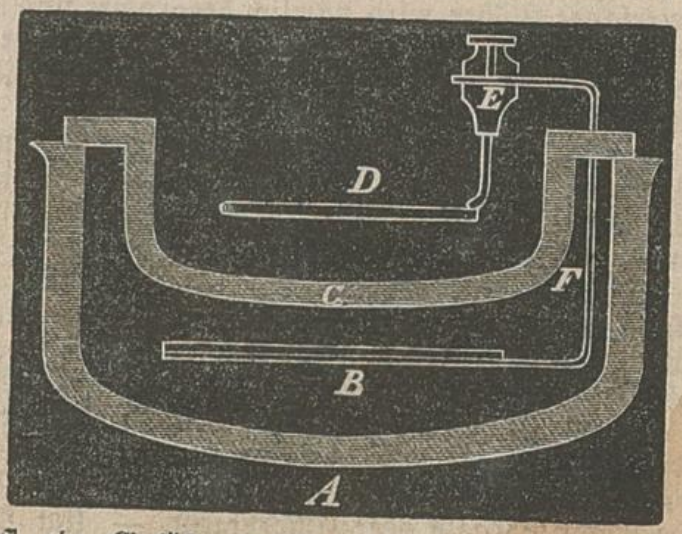
Das ganze Verfahren läßt sich in einigen Minuten und mit größter Sicherheit des Erfolges ausführen. Die äußere oder innere Oberfläche eines Gyps- oder Thonmodells von einer Statue, wie groß sie auch seyn mag, kann auf diese Art ganz leicht metallisirt werden. Wenn der Gegenstand nicht sehr groß ist, befestige ich ihn mit einem Stück Pech oder Kitt an der oberen Wölbung einer Glasglocke und stelle diese dann über die Schale im Sandbade, worin sich die Phosphor-Auflösung befindet; der Phosphordampf verbreitet sich darin gleichförmig und wird nicht zerstreut. Man kann auch eine Auflösung von Phosphor in Aether anwenden, und statt der Silber-Auflösung eine solche von Chlorgold oder Chlorplatin. — Um sich schnell durch einen Versuch von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen, tauche man eine kleine und scharfe Gypsmedaille an ihrer Oberfläche in eine schwache Auflösung von salpetersaurem Silber (sogenanntem Höllenstein), nehme sie sogleich wieder heraus, befestige sie auf dem Boden eines Trinkglases, lege ein Uhrglas mit einigen Tropfen Phosphor-Auflösung auf etwas heißen Sand, den man in einer Schale bei der Hand haben muß, und stelle dann die Mündung des Glases über das Ganze, so wird man sehen, daß die Medaille fast augenblicklich ihre Farbe verändert. Die Operation ist nun beendigt.

Hat man endlich ein Modell aus einem der angegebenen Stoffe bereitet, so legt man es auf die untere Scheibe C im Gefäß

A, setzt das Glas B, in welchem Zinkstücke befindlich, nachdem man es mit sehr verdünnter Schwefelsäure, wie oben erklärt worden, oder auch mit einer Kochsalz-Auflösung angefüllt, in das Gefäß A, und schüttet in letzteres eine concentrirte Kupfervitriol-Auflösung, welche etwa einen Finger hoch über den am untern Boden des Gefäßes B befindlichen Gypsdeckel zu stehen kommen muß. Auf den Boden des Glases A legt man einige Kupfervitriol-Crystalle, damit im Verlauf der Operation, wenn durch die galvanische Strömung das Kupfer gefällt wird, das freigewordene Wasser sie auflösen könne.

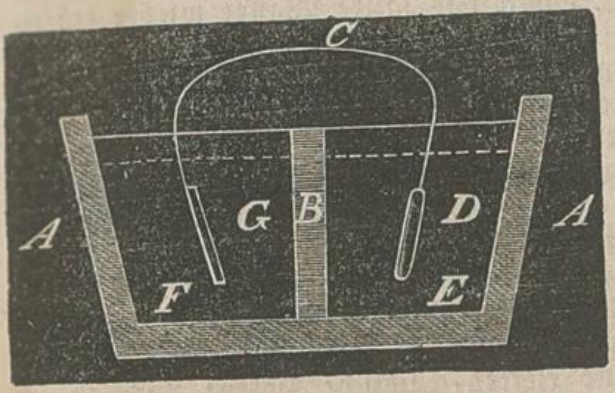
Nach Verlauf von höchstens zwei Stunden wird man schon dies Modell mit einem röthlichen Metallhäutchen überzogen finden, welches in den nächsten acht bis zehn Tagen immer mehr an Dicke zunimmt, und endlich mit Leichtigkeit abgelöst werden kann, worauf die getreueste Abbildung des Originals vor unsern Augen liegt.

Spencer schlug für größere Versuche einen Apparat vor, der namentlich zur Erzeugung von Kopien von bereits gravirten Kupfer-, Zinn-, oder Stahlplatten anwendbar ist.



A ist ein Gefäß, welches die Auflösung des schwefelsauren Kupfers (Kupfervitriols) enthält. C das innere Gefäß, welches man aus Thon oder Holz nehmen kann, und unten mit einem Gypsboden verschließt — es muß bequem in das Innere des Gefäßes A passen und dient zur Aufnahme der Kochsalz-Auflösung oder an ihrer Stelle des mit Schwefelsäure angesäuerten Wassers. B ist die Platte, auf welche das Metall galvanisch gefällt werden soll und welche in die Kupfer-Auflösung untergetaucht seyn muß. An dieser Platte ist der leitende Kupferdraht F befestigt, welcher mit der Bindeschraube E, woran die in der Salz-Auflösung untergetauchte Zinkplatte D gelöthet ist, in Verbindung steht. Zu meinen eigenen Ex-

perimenten bediente ich mich eines Apparats, der an Einfachheit, wie mich dünkt, dem andern vorzuziehen ist, dabei nicht theuer zu stehen kommt, leichter zu behandeln ist und bequemer beaufsichtigt werden kann. — Ich gebe hier eine Zeichnung davon, welche denselben leicht anschaulich machen wird.



A ist ein hölzerner Kübel, der innen ausgepicht ist und worin sich eine Scheidewand von nicht zu grobem Gyps (B) befindet. C ist der Kupferdraht, an dessen rechtem Ende E ein Zinkstück angesetzt worden, das in die Salz-Auflösung hinabreicht, an dessen anderm Ende F aber das Modell befestigt ist, doch so, daß die zu kopirende Fläche der Gypswand zugekehrt sey. Die punktirte Linie deutet die Höhe der Kupferlösung G und die der Salz-Auflösung D an.

Nachträglich muß ich noch bemerken, daß die intensive Stärke des galvanischen Stroms durch die Dicke der Gypsscheidewand, und die Feinheit oder Grobheit des Materials, welches dazu angewendet worden, bedingt wird. — Nimmt man zu dieser Gypswand einen sehr groben, folglich einen sehr porösen Gyps und macht sie dünn, etwa nur zwei bis vier Linien dick, so erfolgt die metallische Präzipitation sehr schnell, aber in zerreiblichen, bröcklichen Crystallen, die wenig Cohäsion unter einander besitzen — ist die Wand aber etwas dicker (etwa ½ Zoll), so geht die Wirkung freilich bedeutend langsamer von statten, man erhält aber dafür ein Kupfer, welches eben so schön und geschmeidig ist, als das beste im Handel vorkommende. — Ich bekam mit einem Gypsboden, der ½ Zoll dick war, in elf Tagen eine Metallschicht, welche beinahe eine Linie stark war, und dem schönsten Kupfergepräge gleich kam. Statt der Gypsscheidewand B kann man auch einen Holzrahmen, der mit Leder, Schweinsblase oder Pergament überzogen ist, einsetzen, nur müssen dann die Fugen mit einem Asphaltkitt verklebt werden; diese dünne Trennungswand beschleunigt die Operation außerordentlich, und kann diese Schnelligkeit noch dadurch gesteigert werden, daß man die in den verschiedenen Zellen befindlichen Metalle F und E der Scheidewand auf etwa 8 Linien nähert.

Da bei dem Fortgange des Prozesses fortwährend Kupfer aus der Vitriol-Auflösung ausgeschieden wird und somit die Schwefelsäure im Wasser zurückbleibt, was bei einer langen

Operation, wenn sich deren zu viel sammelt, nachtheilig werden könnte, so ist es besser, von Zeit zu Zeit, ohngefähr alle acht Tage, diese alte Kupfer-Auflösung durch eine neue zu ersetzen — auch thut man wohl daran, den in der Salz-Auflösung befindlichen Zink hin und wieder abzuwaschen, und von seiner Oxydkruste zu reinigen, damit das saure Wasser wieder kräftiger auf ihn einwirken könne. Ueberhaupt ist es gerathen, um die zu rasche Auflösung und Zerstörung des Zinks zu verhindern, denselben zu amalgamiren, was dadurch geschieht, daß man denselben zuvor eine Sekunde lang in ein mit Salpeter- oder Schwefelsäure schwach gesäuertes Wasser taucht, und dann, je nach Maaßstab der Größe desselben, drei auch vier Tropfen Queckſilber darauf gießt, welches sich schnell ausbreitet und am besten mit dem Finger gleichmäßig darauf verrieben wird. Der Zink bekommt durch diese Operation eine dünne Queckſilberschicht, welche ihn einige Zeit vor der direkten Einwirkung der Säure schützt, und seine elektro-chemische Potenz noch zu erhöhen dient.

Es beschäftigen sich viele gewandte Techniker mit der Lösung der schönen Aufgabe, die Galvanoplastik zum Gemeingut der Industrie zu machen, und es läßt sich von deren Geschicklichkeit und Ausdauer erwarten, daß wir mit Nächstem bedeutende Resultate ankündigen können. Dr. Eduard Stollé.

Der französische Advokat.

Don Sanferra, Grand von Spanien, war im Jahr 1651 mit seiner Tochter Maria von seinen Gütern in Spanien nach Paris gekommen, dort sich eine ansehnliche Erbschaft zu sichern. Seine Schwester hatte sich einem Franzosen vermählt, Antoine Marquis de Richmont, dieser war, angeblich als der Letzte seines Stammes, gestorben, das große Vermögen ohne Testament seiner Gemahlin hinterlassend, die im Jahre 1650 starb, und so wollte nun Don Sanferra den reichen Nachlaß in Besitz nehmen. François de Langeac, ein junger kluger Franzose, der die Rechte studirt hatte, sah den Spanier öfter mit seiner schönen Tochter spazieren gehen und die Reize der jungen Spanierin machten rasch einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er nach irgend einem Anlaß suchte, dem stolzen Don Sanferra näher zu kommen; es wollte ihm aber durchaus nicht gelingen. Wenn indeß Don Sanferra seiner bis dahin gar nicht achtete, Donna Maria hatte den jungen schönen Mann wohl bemerkt und seine Bemühungen wurden von ihr ohne Worte verstanden, was dem klugen Franzosen auch nicht entging.

Weshalb ihr Vater nach Paris gekommen war, wußte er auszukundschaften, und so gerieth er auf den Gedanken, einen

Versuch zu wagen, ob der Spanier ihn vielleicht als Anwalt in seiner Erbschafts-Angelegenheit beschäftigen und er so Gelegenheit finden würde, seiner Geliebten sich zu nähern. Obwohl Don Sanferra wenig oder gar keine Besuche annahm, auch Langeac ein Paar Mal abgewiesen worden war, wußte er doch den alten spanischen Diener von der Wichtigkeit dessen, was er seinem Gebieter eröffnen wollte, so zu überzeugen, daß er endlich vorgelassen wurde, als besonders auch die Duenna (Erzieherin der Donna Maria) wie zufällig ihn gesehen und ein Wort für ihn gesprochen hatte; ein Umstand, den die eitle Schlauheit Langeac's seinen Hoffnungen sehr günstig erachtete.

Mit der verbindlichsten Höflichkeit trug der Franzose dem stolzen Spanier sein Anliegen vor, Don Sanferra aber, der nicht nur stolz, sondern auch geizig war, zeigte keine Lust, einem Anwalt seinen Beutel zu öffnen, sondern erwiederte:

„Mein Herr, die Angelegenheit, welche mich nach Paris rief, ist so klar und einfach, daß sie keines Advokaten bedarf, um in die Länge gezogen zu werden."

Langeac ließ sich indeß nicht so leicht abweisen, redete sich vielmehr in's Feuer, um darzuthun, daß der Don sich irre und ungeahnte Schwierigkeiten seinen Weg erschweren könnten, was ihm aber nichts half, vielmehr nur dahin führte, daß der Spanier seinem Groll gegen Advokaten immer mehr Luft machte, so daß endlich Langeac selber empfindlich wurde und seiner Dreistigkeit keinen Zügel mehr anlegte. Der Spanier horchte hoch auf, als er vernehmen mußte, daß der Franzose sein Anerbieten nur zum Vorwande genommen habe, Donna Maria sich nähern zu können, um die nun Langeac ohne Weiteres seine Werbung vorbrachte. Sanferra, schon in höchster Aufwallung, hielt doch so weit seine Fassung beisammen, um den kecken Freier zu fragen: „Ist Eure Familie, Euer Vermögen der Art, daß Ihr Euren Sinn auf die Tochter eines Grand von Spanien richten dürft?" — „Warum nicht?" entgegnete übermüthig Langeac; „ich bin französischer Edelmann, habe zwar wenig an Geld und Gut, aber mein Talent versichert mir Beides, und ich werd' es als Advokat zu gewinnen wissen!" — „So thut's erst!" gab ihm Sanferra höhnisch zur Antwort, „und sorgt zugleich, daß Ihr aus dem niedern Edelmann Euch zu den Höchsten des Reichs erhebt, dann meldet Euch wieder! Was mich betrifft, so hab' ich's kein Hehl, daß ich von Federhelden Eurer Art wenig erwarte!"

Damit entfernte sich Don Sanferra in ein anderes Zimmer und ließ Herrn François de Langeac stehen, der sich nach einiger Ueberlegung in Wuth entfernte und von da an nur überlegte, wie er sich rächen und doch sein Ziel erreichen könne.



Nach einigen Tagen, als sich der Spanier mit seiner Tochter im Garten der Tuilerien befand, nahte sich ihnen, im Costüm eines spanischen Alcalde, Langeac, indem er, der etwas Spanisch gelernt hatte, in tiefster Unterwürfigkeit vortrug: er reise gerade in die Gegend, wo Don Sanferra seine Güter habe, und frage an, ob ihm vielleicht die Ehre werden könne, irgend etwas dort zu bestellen oder zu besorgen? — Dabei aber gab er Donna Maria zu verstehen, sie möge erlauben, ihr geheim einen Brief zu überreichen. Diese wollte im ersten Augenblick nichts davon wissen, als sie aber, schärfer hinsehend, ihn erkannte, zog sie in Schreck und Verlegenheit ihr Taschentuch, in welches Langeac den Brief schob. Sanferra jedoch, dem das schlechte Spanisch des angeblichen Alcalde schon aufgefallen war, bemerkte in seinem Mißtrauen etwas von dem Vorgange, und barsch erwiedernd, daß er für seine Besorgungen der Leute genug habe, wandte er sich in eine andere Allee, während Langeac mit dem Ausdruck von Freude, Spott und Verdruß sich entfernte.

Kaum waren Sanferra und seine Tochter wieder in ihr Hotel getreten, da forderte Jener den Brief, welchen sie auf der Promenade empfangen habe, und erröthend gab Donna

Maria ihn hin, noch uneröffnet. Der Vater löste das Siege und las:

„Schöne Maria!

Eurer Liebenswürdigkeit huldigend aus vollem Herzen und mit ganzer Seele, ist es Ziel meines Lebens geworden, Eure Huld zu gewinnen. Euer Vater mißgönnt mir das Glück, um Eure Gunst mich bemühen zu dürfen, und wenn es nun doch geschieht, weil es meinem heißen Gefühl für Euch unerläßlich ist, so mögt Ihr — aber nur Ihr allein — erfahren, daß ich nicht bin, was ich bisher schien, damit Ihr mich nicht verkennt in dem, was ich jetzt thun muß. Ich schmeichle mir, daß meine eifrigen Versuche, in Eure Nähe zu kommen, Euch nicht völlig entgangen sind und so hoffe ich, dereinst noch mein ersehntes Ziel zu erreichen, wenn Ihr nicht in Verzweiflung sehen wollt den, der sich hier mit seinem wahren Namen unterzeichnet als Euer innigster Verehrer

François, Marquis de Richmont, genannt Langeac.

Paris, am 26. Juni 1651."

Don Sanferra hatte nach Lesung dieses Billets keinen andern Gedanken, als daß dies der Scherz eines Abenteurers sey, und seine Tochter ausforschend und erfahrend, daß bisher keine Art von Mittheilung zwischen ihr und jenem jungen Manne stattgefunden, glaubte er, sich beruhigen zu können. Am nächsten Tage aber empfing er von ihm eine weitläuftige Darlegung, daß kein Anderer an das Vermögen des verstorben Antoine, Marquis de Richmont, Anspruch habe, als er, François, Marquis de Richmont, genannt Langeac. Er sey — so hieß es in jener Darlegung — der Brudersohn des Letzteren, wie er beweisen und, da seine Mutter noch lebe, auch durch das gültigste Zeugniß bewähren könne, weshalb denn Don Sanferra auch nicht die geringste Berechtigung auf den in Rede stehenden Nachlaß habe. — Der Spanier wüthete und sah sich nun doch genöthigt, einen Anwalt anzunehmen, der indeß die Angelegenheit weder aufklären, noch vermitteln konnte, so daß es zu langwierigem Prozesse kam.

Henri de Richmont, der jüngere Bruder Antoine's, war kaum ein Jahr nach seiner Vermählung im Duell getödtet und seine junge Gattin in grenzenlosem Schmerz und fieberhaften Anfällen von einem Knaben entbunden worden, der aber, wie man ihr sagte, als sie wieder genas, bald nach der Geburt gestorben seyn sollte. Langeac behauptete jetzt, er sey dieser Sohn und Don Sanferra's Schwester, die kinderlos blieb, habe, um das Vermögen der Richmont's auf ihre Familie zu bringen, das Kind ihrer Schwägerin bei Seite geschafft und es einer Bäuerin übergeben, wonach es denn wie verschollen gewesen. Als die Bäuerin starb, fand François die Briefe der Marquise de Richmont, mit denen sie ihr die Geldsendungen gemacht hatte; die wirk-

liche Mutter aber lebte noch als Aebtissin in einem Kloster der Bretagne.

François begab sich jetzt nach jenem Kloster, und da er, die Verhältnisse rasch überschauend, im Sprachzimmer nicht den günstigen Ort sah zu seinen Entdeckungen und Plänen, wußte er durch Bestechungen in die Zelle der Aebtissin zu dringen. Als diese eines Abends hier eintrat, kam ihr François mit aller Vorsicht entgegen, und die Ueberraschte hörte ihn zitternd an. Was er von Beweisen hatte, legte er vor und ergänzte sie mit der wärmsten Beredsamkeit, bis er zu ihren Füßen sank, um die Anerkennung und den Segen seiner Mutter flehend.



Die bestürzte Aebtissin, Adele de Richmont, wußte Anfangs nicht, was sie entgegnen sollte, da aber François unter Bitten und Thränen seine Bestürmungen mit aller Gewandtheit seines Geistes erneuerte, glaubte sie in sich die Stimme der Natur zu vernehmen, schloß den wiedergefundenen Sohn in ihre Arme, folgte ihm nach Paris, stand bald vor Gericht als unverwerfliche Zeugin, die überall innige Theilnahme erweckte, und das Urtheil setzte François, Marquis de Rich-

mont, der auch alle klingenden Hülfsmittel bei den damals sehr feilen französischen Richtern zur Anwendung gebracht hatte, endlich in alle seine Rechte ein und sprach ihm die volle Erbschaft zu.

Der ergrimmte Sanferra appellirte freilich gegen diesen Ausspruch, doch sein eigener Anwalt erklärte ihm, daß dies unter den obwaltenden Umständen von keinem Erfolge seyn würde. Da ließ François, dessen Leidenschaft für Donna Maria durch die Hindernisse, die sich ihm in den Weg warfen, nur heftiger geworden war, um eine Unterredung bitten; Sanferra war nicht Willens, sie zu gewähren, auf die Vorstellungen des Anwalts geschah es indeß, aber erst nach einigen Tagen. Es war, wie sich François ausbedungen hatte, auch Donna Maria, sonst aber keine andere Person zugegen. François erinnerte nun den Don Sanferra daran, wie er ihm gesagt habe, daß von Federhelden seiner Art wenig zu erwarten sey, und erneuerte dann, da er nun die Bedingung, ein bedeutendes Vermögen nachzuweisen, erfüllen könne, seine Bewerbung. Mit verbissenem Aerger lobte nun der Spanier François Geschicklichkeit und zeigte sich nicht abgeneigt, ihn zum Eidam anzunehmen, wenn er das Jawort seiner Tochter erhalten könne. Diese zögerte zwar, endlich aber sprach sie ihr Ja aus, jedoch mit dem Vorbehalt, daß er ihr ein offenes Bekenntniß über die von ihm durchgekämpften Ansprüche ablege, ein Wunsch, den auch Sanferra unterstützte, weil, wie er bemerkte, es doch nun zu einer Ausgleichung käme und der Nachlaß ein und derselben Familie angehöre. François wollte erst durchaus nicht darauf eingehen, sondern behauptete: es sey Alles so, wie er angegeben habe; als indeß Donna Maria nicht daran glaubte und hinsichtlich ihres Jaworts sich mit Empfindlichkeit auf ein Jahr Bedenkzeit zurückzog, konnte er, da ohnehin seine Eitelkeit mit im Spiele war, nicht widerstehen, und bekannte, sich darauf verlassend, daß keine vor Gericht gültigen Zeugen vorhanden, er also immer wieder sein Geständniß ableugnen könne, daß jene Aeußerung Don Sanferra's über Federhelden ihm zur Herausforderung geworden sey. Er habe demnach Erkundigungen eingezogen über die Familie des Marquis Antoine de Richmont und darauf seinen Plan gebaut. Oefter mit Beifall von den Zuhörern belohnt, fuhr François fort, genau alle die Schliche und Wege anzuzeigen, wie er sich falsche Dokumente verschafft und eine angebliche Mutter gewonnen habe. Während er noch im besten Reden war, öffnete sich plötzlich eine Tapetenthür und vier sehr achtbare Zeugen stellten sich ihm entgegen. Das Wort stockte ihm im Munde, aber Sanferra ergriff es und sprach: „Wir haben Euch, auf den Rath und die Anordnung meines Anwalts, mit eigenem Maaße gemessen! — Da ich indeß das Unwesen hiesiger Gerichtsbar-

keit kennen lernte und überdem mich schuldig fühle, weil ich damals den harten Ausdruck gegen Euch brauchte, so biete ich Euch hiermit, Eure Geschicklichkeit anerkennend und belohnend, die Summe von einer halben Million Francs gegen die schriftliche Anerkennung meines vollsten Rechts auf den ganzen Nachlaß des Marquis Antoine de Richmont." — François war in seinem eigenen Netze gefangen, und um nicht Alles wieder zu verlieren, ging er den Vertrag ein, der sogleich von dem Anwalt und allen Zeugen mit unterschrieben wurde. — Als nun aber François sich an Donna Maria wandte, sagte diese mit der freundlichsten Verneigung: „Herr François de Langeac, Ihr habt mir gezeigt, wie viel von Eurer Klugheit zu fürchten ist; erlaubt mir demnach, daß ich mich so weit wie möglich von ihr entfernt halte und der Hoffnung lebe, daß diese die erste und letzte Eurer Intriguen ist, in der ich so unglücklich war, gezwungen mitzuspielen!" — François de Langeac zog mit diesem Bescheid rasch ab, und hielt es, nachdem er seinen Sündenlohn empfangen hatte, doch für gerathen, sich aus Frankreich eilend zu entfernen.

H. Gihl.

Der nordamerikanische Waschbär.



Der Waschbär ist ein Mittelding zwischen Dachs und Bär, nicht so träge wie jener und lebendiger wie dieser in den Bewegungen. Beiden gleicht er darin, daß er nur Abends und Nachts auf Beute ausgeht. Er ist graubraun mit weißlicher Schwanze und einem braunen Streifen durch die Augen; der

Schwanz hat auf gelblichem Grunde fünf bis sechs schwarze Ringel. — Dies Thier ist bis jetzt bei seinem Treiben in der Freiheit noch wenig beobachtet worden, so daß unsre Naturforscher, wenn sie etwa einmal ihre Versammlungen nach Nord-Amerika verlegen, wohl thun würden, nicht alle ihre Kräfte bei Tage in schönen oder langen Reden und bei Festlichkeiten zu verbrauchen, damit sie Nachts Forschungen anstellen können und wir etwas mehr erfahren über den Waschbär, der bis zum funfzigsten Grade in Nord-Amerika noch häufig genug zu finden ist. Seinen Namen hat er von der auch nach der Zähmung noch immer wahrzunehmenden Eigenthümlichkeit, Alles, was er genießen will, erst in's Wasser zu tauchen, wonach er es mit den Pfoten reibt. Wenn man ihm nun ein Stück Zucker giebt und er sein Experiment damit macht, soll es höchst komisch seyn, wie er sich plötzlich verwundert, daß er nichts mehr hat. Bei jedem andern Stück Zucker wiederholt er aber dennoch sein Verfahren, und noch konnte in keiner Menagerie ein Wärter ihm so viel chemische Kenntniß beibringen, um dem Waschbär seinen Zucker zu retten. Ueberhaupt wird er nie vollkommen zahm; es behagt ihm zwar sehr, wenn man seine Gelüste erfüllt, aber der Wärter hat dafür doch wenig Anhänglichkeit zu erwarten, was indeß dem Waschbären nicht zu verargen ist, da man sogar unter den Menschen, in Bezug auf nicht vorhandene Anhänglichkeit für geleistete Dienste, noch verschiedene waschbärige antrifft. Man will sogar bemerkt haben, daß die derzeitige Kultur diese üble Eigenschaft nicht zähmt, sondern verstärkt.

Etwas vom Sonntage.

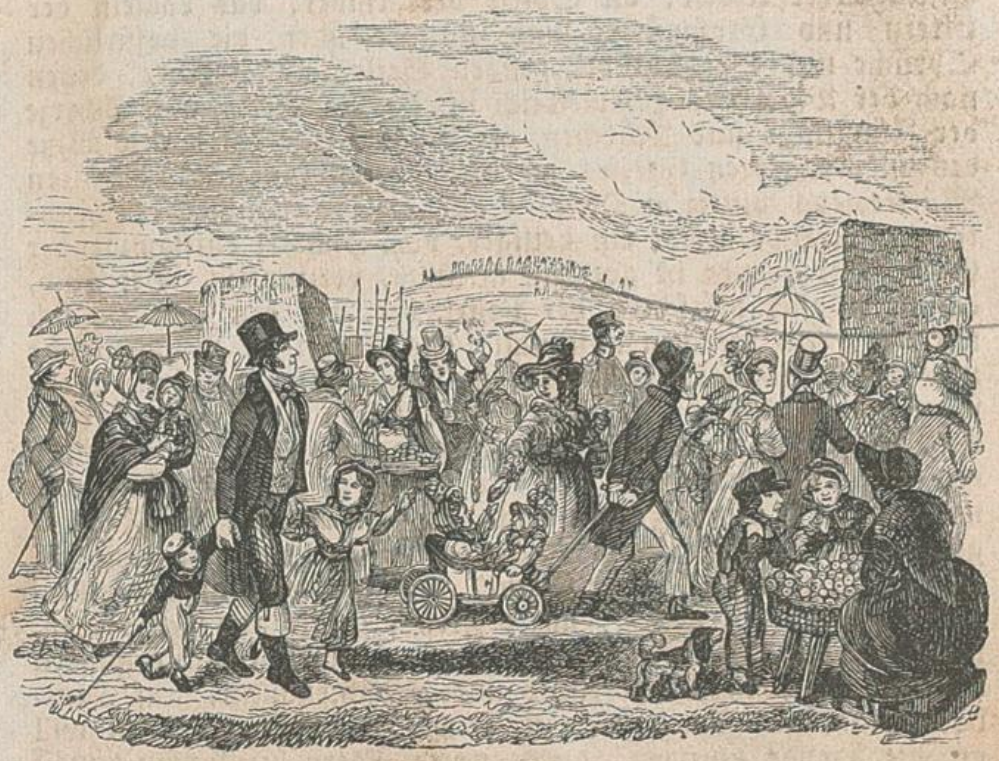
„Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, aber am siebenten ist der Sabbath (Ruhetag) des Herrn, deines Gottes." Diesen Spruch wird Jeder kennen und nicht Jeder danach thun, selbst wenn wir willfährig, nach Art der Verhältnisse, eine verschiedene Auslegung des Sinnes in jenem Spruche zulässig finden. Arbeiten soll der Mensch, soll sorgen für sich und die Seinen, wozu auch gehört, daß er sich und die Seinen hinweise auf den, der für uns Alle sorgt. Aus dem Herzen muß das kommen, nicht bloß eine Gewohnheit, oder gar ein Zwang seyn; es muß nicht bloß in der Form, sondern in der Wahrheit geschehen, daß man im Vertrauen auf Gott mit ihm vertraut werde und bleibe. — Erholen auch soll sich der Mensch von den Mühen des Lebens, aber wie soll er es thun? Im Ausüben seiner Pflichten, in der Reinheit vor Gott und sich selbst, und in der Ueberzeugung, daß „jeder Tag des Herrn ist", für jeden Abend sich die innere Zufriedenheit sichern, wie

schwankend und unsicher die Schicksals-Loose auf Erden seyn mögen.

Aber gar Viele holen besonders am Tage der Ruhe und des Friedens sich Unruhe und Unfrieden. Was in der Woche mit träger Halbgeschäftigkeit erworben wurde, das geht, unbekümmert über die, laut beigefügter, der Wirklichkeit entnommenen Skizze, nebenher laufenden, zerlumpten und verwahrlosten Kinder, Sonnabends auf dem Markte drauf, um wenigstens Sonntags vollauf und übervoll zu haben. Durch Sinnenlust, durch Gelüst



nach dem Apfel, der dem Genusse verwehrt war, kam das erste Unglück über die Menschen, und daß wir an diesen Adams-Apfel für ewige Zeiten denken sollen, ist er uns, nach dem Volkswitze, in der Kehle stecken geblieben. Dennoch giebt es der Adams-Kinder in Menge, die, statt emsig zu erwerben und zu verbrauchen mit Bedacht, immer nach den in ihren Verhältnissen verbotenen Früchten und all ihren Segen in einer gesegneten Mahlzeit suchen. Ist diese Sonntags vorüber, begiebt man sich Nachmittags in das bunte Gewirre, hascht, um es Vermögenderen gleich zu thun, Vergnügen im Schweiße seines Angesichts und endet den Tag spät Nachts in den Tabagien, wo man die Kinder mit hinschleppt, damit sie sich ja frühzeitig an das hohle und lüderliche



Leben gewöhnen. Da werden dann Verbrüderungen geschlossen mit ähnlichen Geschöpfen, Verbrüderungen, bei denen der hier nothwendig derbe Trinkspruch seyn sollte: „Fressen und Vergessen, Saufen und Auseinanderlaufen!" Denn Freundschaften, die den Magen zur Grundlage haben, bleiben sich treu bis zum jüngsten Gericht, das man — miteinander verzehrt. Daß so Viele nicht Herr werden können über ihre Gelüste, ist ein Hauptgrund der sich ausbreitenden Armuth, und in unsern sogenannten kultivirten Ländern giebt's Menschen genug, die ärger sind als jener Kamtschadale. Der klagte einem Handelsmann, daß ihm ein Paar Zobel in jeder Nacht seine Fische wegfingen. „Warum fängst du denn nicht die Zobel weg?" war die fragende Antwort. „Ich habe keine Schulden!" entgegnete gleichmüthig der Kamtschadale. Der Handelsmann lachte und borgte ihm, der ein Paar Loth Tabak kaufen wollte, zwei Pfund; wenige Stunden nachher brachte ihm sein Schuldner die Zobel als Bezahlung. — Die Gelüste sind gleichfalls Raubthiere, die der Saumseligen Habe verschlingen, an Schulden fehlt's ihnen dann auch nicht, aber ihre räuberischen Gelüste fangen sie doch nicht weg!

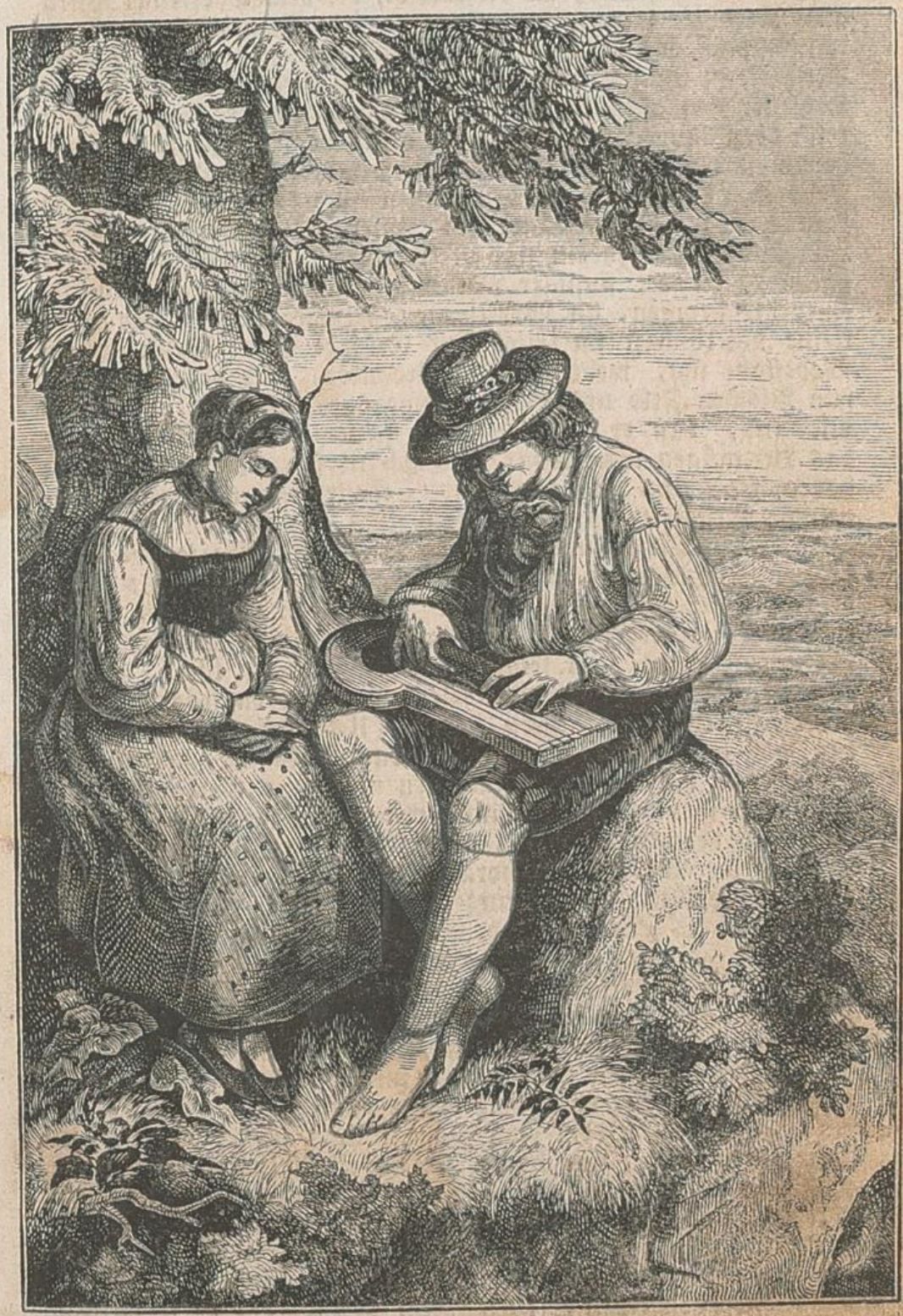
Unser Dichter Schiller nennt die Freude einen Götterfunken, die Tochter aus Elysium und ihren Wirkungskreis ein Heiligthum. O gewiß, die rechte, gesunde Lebenslust, Heiterkeit im Schaffen und Wirken, Erholungen und Vergnügungen nach

anstengender Arbeit; die Spiele der Kinder, das Lächeln der Eltern und Großmütter und Tanten über die possirlichen Sprüche und Sprünge der jungen Seelen und Körper, denen nach der Bibel das Himmelreich ist, die Neckereien und Scherze der Jünglinge und Mädchen, die Späße, Anekdoten und Witze des silberhaarigen Greises im Großvaterstuhle und des alten Mütterchens hinter'm Ofen — alle diese aufleuchtenden Funken der Freude belebt ein heiliger, vom Himmel entstammender Geist. Die Freude ist göttlich, christlich, vernünftig. Der Fisch, der im Wasser plätschert, der Vogel, der, auf den Zweigen sich wiegend, sein Liedchen anstimmt, das Insekt im Blumenkelche und das unsichtbare Thierchen im Thautropfen bis zum Menschen herauf, dessen Angesicht schöner wird, wenn echte Freude dahinter waltet, das Alles ruft uns tausendfältig zu, daß über den Sternen und unter uns ein liebender Vater wohnt und unser Glück, unsre Freude will. Er hat uns völlige Freiheit gegeben in der Wahl der tausend und aber tausend Quellen, aus denen uns die Freude strömt. Da sind wir nun aber allerdings oft thöricht genug, unsre Freude, statt aus den reinen, himmlischen Quellen, aus falschen, unrein irdischen, aus Fässern und Flaschen, in Tabaksrauch und Tabagiendunst, auf Tanzböden und an Spieltischen u. s. w. zu schöpfen. Man will oft die Freude zwingen, durch unsre Adern zu laufen, man trinkt über Durst, um freudetrunken zu werden. Aber das heißt, sich selbst ein X für 'n U vormachen. Die Freude ist an und für sich selbst der Wein, der im besten und edelsten Sinne trunken macht, und der beste Kelterer und Keller für diesen Wein ist unser Herz. Wenn's hier nicht richtig ist, da hilft kein Tanzboden, kein Rausch, der aus Korn- und Rebentrank entsteht, kein Jubeln und Schreien an Vergnügungs-Oertern.

— — — „In deiner eignen Brust,
Da oder nirgends fließt die Quelle wahrer Lust."

Meine lieben Deutschen, ihr könnt das auf dem nebenstehenden Bilde sehen.

Der Mann hier ist so selig vertieft in sein Vergnügen, daß er es gar nicht hört, wenn man ihn fragt, wer und was er für ein Landsmann sey. Wir müssen's errathen. Da fällt uns eben ein Geistesgenosse von ihm ein, den wir kennen und der uns als Schlüssel in dessen Inneres hier dienen wird, Johann Weinrich aus Heiligenstadt im Eichsfelde, „ein Schuhmacher und Poet dazu" und Erfinder eines musikalischen Instruments, welches er Psalm-Melodikon nennt. Der Mann war von jeher immer gern für sich und ein wenig gescheidter wie andere Leute, weshalb ihn Einige für etwas toll hielten. Aber er war in sich vergnügt, und klügelte und grübelte für sich und musizirte sich was auf dem sogenannten Brummeisen (Maultrommel), und während Andere Karten spielten, tranken, tanzten und bei



dem Stadt-Gastwirth an die Kreide, bei dem Dorfkrug-Wirth an's Kerbholz kamen, verbesserte er sein Brummeisen und erfand endlich das wunderbare Instrument, welches er „Psalm-Melodikon" nannte und das zufriedenen Gemüthern ein ganzes Orchester von allen möglichen Instrumenten ersetzt. Seht, nun reis't der Mann mit diesem Instrumente in den deutschen Gauen herum und findet überall Liebe, Bewunderung und Geld, von welchem er daheim sich und den Seinen ein Haus bauen will. Die Quelle seiner Freuden bauet ihm Häuser, während Andere Haus, Hab und Gut verjubeln und verschlingen! So ein in sich vergnügter, kluger, sinniger Mann ist auch der hier abgebildete, einer der ärmsten, an Werkeltagen fleißiger Weber, der seine kleine Wirthschaft im schlesischen Gebirge hat. Wenn er am Webestuhl sitzt, webt er auch Gedanken, und hat er Abends sein Bischen Feld und Garten besorgt, dann ruht er sich damit aus, daß er Allerlei nach seiner Idee schafft. Wer das Vergnügen nicht kennt, aus sich selbst etwas geschaffen zu haben, sey's zum Nutzen oder zur Erheiterung, der hat die lohnendste Seligkeit des Lebens noch nicht empfunden! Jetzt klügelte er sich mit wenigen Mitteln so eine Art Harfe aus, und ist zur Sonntagslust mit seiner lieben Ehehälfte hinaus unter Gottes freien Himmel gegangen. Da sitzt er nun, aller Lasten und Sorgen vergessend. Daß er an sich selber weniger denkt, als an die Pflicht, für seine treue Hausfrau zu thun, was er vermag, sieht man an Beider Kleidung; was da irgend zu entbehren ist, entbehrt er gern, aber die Ueberzeugung muß er haben, daß sein Weibchen nicht bloß das Nöthigste, sondern auch etwas Putz hat, um den Nachbarn nicht zum Gerede zu werden. Ein so poetisches Gemüth, wie er, ist sie nicht, denn sie schlief ein bei den Versuchen auf dem neuen Instrument, auf welchem der Weber sich Chorale einübt und endlich auch mit der wonnevollsten Empfindung singt:

„Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann."

Jetzt aber, weil er aus immer freierer Brust singt, wacht dann auch sein Weibchen wieder auf und stimmt ein zu der frohen Andacht, und nun glauben Beide, die Vögel auf dem Baume horchten ihnen zu, die Wolken am Himmel ständen still und lauschten, die Blumen reckten sich in die Höhe und möchten vor Freude von ihren Stielen springen und tanzen; ja sie sind dessen gewiß: der Himmel selbst freue sich mit ihnen. Nun,

freut Euch denn auch, all ihr Besitzer unseres Büchleins, über die wahrhafte Freude des armen sinnigen Mannes, und wer's noch nicht kann, der lerne seine Vergnügungen und seine Stärkung aus den Tiefen seines Herzens gewinnen, aus den Kreisen der Familie, aus schöpferischer, heiterer Thätigkeit, aus Blumenkelchen, aus den tausend Anstalten, welche der liebe Gott in der Natur zu unsrem Heil errichtete! Wer einmal in diese Freuden eingeweiht ist, wird selig in ihrem Reichthum und spart für Erd' und Himmel!

Zungen-Spielerei.



In allen Sprachen hat man ineinander geschobene Sätze und Scherze, welche Kindern das Gedächtniß stärken, die Zunge geläufiger machen sollen. Den redseligen Franzosen fehlt so Etwas am wenigsten, und wir geben hier zum Spaß eines ihrer Stückchen, das wir neulich auch in einer englischen Jugendschrift fanden:

„Ich komme aus dem Garten meiner Muhme — wie schön ist der Garten meiner Muhme! Im Garten meiner Muhme steht ein Baum — wie schön ist der Baum im Garten meiner Muhme! Im Baum des Gartens meiner Muhme ist ein Ast — wie schön ist der Ast im Baum des Gartens meiner Muhme! In dem Ast im Baum des Gartens meiner Muhme ist ein Nest — wie schön ist das Nest in dem Ast im Baum des Gartens meiner Muhme! Im Nest in dem Ast im Baum des Gartens meiner Muhme ist ein Vogel — wie schön ist der Vogel im Nest in dem Ast im Baum des Gartens meiner Muhme! Der Vogel im Nest in dem Ast im Baum des Gartens meiner Muhme singt: Sey artig, sey artig! — wie schön singt der Vogel im Nest in dem Ast im Baum des Gartens meiner Muhme: Sey artig! sey artig!"

Bemerken wollen wir jedoch, daß dergleichen allenfalls zu ergötzendem Spiel der Kinder dienen dürfte, indem sie Aehn-





Die Neugierigen.

Die Neugier ist eine Tochter der Langeweile, eine Halbschwester der Trägheit und des Müßigganges. Eine schlechte Verwandtschaft, und doch eine so weit verbreitete Familie! Die Alten stellten die Neugierigkeit dar in einem Gewande, das übersäet war mit Augen und Ohren, und solche Menschen, die sich aus Schauen und Hören ihre ganze Unterhaltung zusammensetzen, werden auch leicht Alles zusammenhetzen. Nach der griechischen Sage brachte die Neugier, in Gestalt der Pandora, welche die Büchse öffnete, in der alles Unheil verschlossen war, sämmtliche Uebel und Krankheiten in die Welt, und wir können noch froh seyn, daß der Deckel wieder zugeschlagen wurde, als nur noch die Hoffnung, das einzige Gute, in der Büchse verblieb; sonst wäre diese auch flüchtig geworden und die Menschen hätten's mit ihr verdorben. Wo es irgend ein Geheimniß giebt, hat die flache Neugier nicht eher guten Appetit und ruhigen Schlaf, bis das Siegel gebrochen und die Geschwätzigkeit zu neuer Habe gekommen ist. Wer auf die Neugier spekulirt, hat einen großen Anhang, sey's auch, daß die Sache so ausgeht, wie bei Jenem, der an seiner Bude mit großen Buchstaben die Worte ausstellte: „Hier ist der Teufel zu sehen." Man zahlte das Eintrittsgeld und lief hinein; da zeigte der Mann einen Sack und sagte: „Schauens!" — „Es ist nichts darin!" war die Antwort, wonach Jener sagte: „Das ist eben der Teufel, daß halt nix d'rin ist!" — und nun kam die Bitte, es um seiner hungernden Familie willen zu verzeihen, daß er auf solche Weise um ein Almosen anspreche. Da mußte denn die Neugier aus Scham schon wohlthätig seyn!

Den Frauen sagt man besonders die Neugier nach, und nicht ganz ohne Grund ist freilich der alte Vers:

„Wenn Jede wie Madame Loth
Ihre Neugier büßte,
Ist's gewiß, daß man vom Salz
Nicht ein Quentlein kaufen müßte."

Aber es giebt auch der Männer genug, denen die Neugier alle Geschäfte versauert, wobei es wünschenswerth wäre, daß es ihnen ginge wie jenem Gastwirth, der den Gensdarmen, als er einen Gefangenen fortführte, wer weiß wie weit verfolgte, um zu erfahren, was der Mann gethan habe. Endlich zischelte ihm der Gensdarm zu: „Ein schrecklicher Betrug! — er hat Winters hinter dem Ofen Schnee gedörrt und ihn nachher als Salz verkauft!" — Wir haben beide Späße dicht nebeneinander gestellt, um den Frauen, wenn sie mit der Salzsäule geneckt werden, gleich eine Hülfe zu bieten an dem Schnee-Salze des gefoppten Gastwirths.

Wir sehen da das Bild der Neugier vor uns in fünf Dienstmädchen, die vor einem Kellerfenster eifrigst in ihre Beobachtungen vertieft sind. Vorzeiten waren es hauptsächlich die Brunnen, wo die Mägde sich Alles zutrugen, was bei ihren Herrschaften sich begab; jetzt ist's jede Straße, jeder Winkel, und man nimmt sich dazu die gehörige Bequemlichkeit. Dort stehen ihrer drei oder vier, und plötzlich kommt noch eine gelaufen: „Bertha, spute Dich, Deine Herrschaft wartet!" — Bertha aber antwortet phlegmatisch: „So, wartet sie? da brauch' ich mich ja nicht zu übereilen!" — und das ist jener so einleuchtend, daß sie nun auch stehen bleibt, der Unterhaltung mit ihrem Geklätsch fortzuhelfen. — Unsre Dienstmädchen aber sind am Kellerfenster, und was mag sich begeben? Das Bild knüpft sich an eine wahre Begebenheit, die wir erzählen wollen.

In einer Kellerwohnung lebte eine kranke Frau, die ein einzig Töchterchen hatte, vom Armengelde und dem Wenigen, was endlich die Tochter mit Nähen und Stricken verdiente. Das Mädchen wuchs heran und ward ganz hübsch und hielt sich sehr gesittet, so daß eine Verwandte, die eben auch nur von der Hand in den Mund hatte, aber recht geschickt war in weiblichen Arbeiten, sie unterrichtete, des Mädchens Arbeiten nun allmählig mehr eintrugen, und sie sich recht reinlich hielt in ihren Kleidern, auch die kleine Wirthschaft mehr in Ordnung brachte. Mit den Dienstmädchen in demselben Hause hielt sie's aber nicht, die ihr deshalb allerlei Spottnamen gaben und das arme Mädchen neckten, wie sie konnten, was manchmal hart zu ertragen war, denn

„Ein Gretchen,
Zwei Nettchen,
Zwei Annen
Können den Teufel aus der Hölle bannen!"

Aber Friederike — so hieß das Mädchen — ertrug Alles geduldig, bis ihr plötzlich vorgeworfen wurde, daß sie sich putze vom Armengelde ihrer Mutter. Das war freilich eine Lüge, indeß immer schmerzlich. Friederike hielt sich von da an noch zurückgezogener und arbeitsamer; endlich ging sie zum Armen-Vorsteher ihres Bezirks, ihm anzuzeigen: daß sie ihre Mutter jetzt ernähren könne, und diese auf das Armengeld Verzicht leiste. Das war dem Mann noch nicht vorgekommen, es überraschte ihn, doch mußte er, seiner Pflicht gemäß, Friederiken erwiedern, daß die Mutter Jahrelang Unterstützung genossen habe und dem Recht zufolge dereinst ihr ganzer Nachlaß der Armen-Verwaltung zufalle. Die gute Tochter erklärte: nach und nach schon jetzt Alles ausliefern zu wollen, was ihrer Mutter gehöre. Der Armen-Vorsteher machte seinen Bericht und die Sache sprach sich herum, so daß an der Tafel einer Fürstin von dem Mädchen die Rede war. So wurde ein Polizei-Beamteter beauf-

tragt, über Friederiken Erkundigungen einzuziehen, und da diese sehr günstig ausfielen, machte die Fürstin sie zu ihrer Kammerjungfer. — In diesem Augenblick, wo die Mädchen vor dem Fenster sich versammelten, wissen sie, daß der Polizei-Beamtete in die Keller-Wohnung eingetreten ist und sie denken sich nichts Anderes, als daß die „hochmüthige Mamsell" in irgend eine bedenkliche Lage gerathen sey. Sie hatten indeß den Verdruß, innen nur dankbare Freude wahrzunehmen, und da der Polizei-Beamtete die Neugierigen wohl bemerkt hatte, trat er hinaus und verkündete ihnen das, was ihnen etwa entgangen seyn könnte, nicht ohne einige Redensarten, welche bewirkten, daß die Neugierigen beschämt davonschlichen.

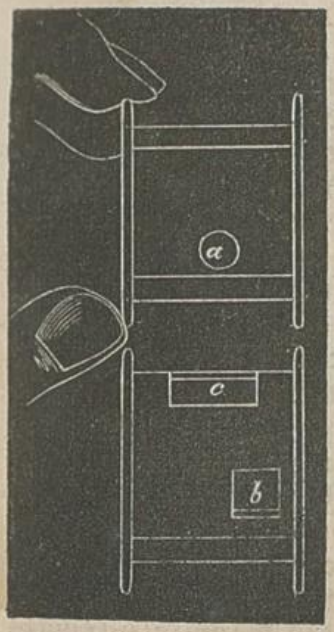
Friederike ist jetzt die glückliche und brave Frau des Kastellans im Palais jener Fürstin und ihre, sich viel besser befindende Mutter sieht man bei schönen Sommertagen oft in einem kleinen, freundlichen Garten, der zur Kastellans-Wohnung gehört. — Was aus den bösartig Neugierigen geworden, wollen wir nicht weiter verfolgen, aber viel gebessert haben sie sich bisher noch in keiner Hinsicht.

Mess-Instrument,

zur Bestimmung der Höhe von Bäumen, Gebäuden und andern Gegenständen.

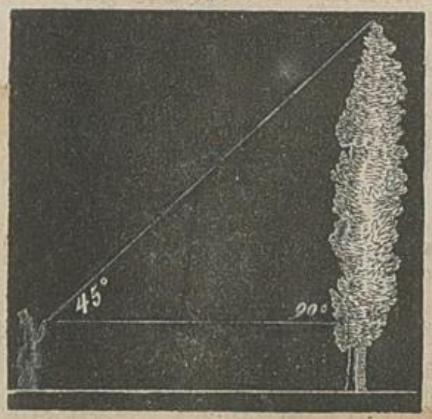
Dies Instrument, von John Sang erdacht, wurde an einigen Häusern und Bäumen geprüft, und gab ihre Höhe, besonders die der Häuser, mit großer Genauigkeit an. Seine Behandlung scheint etwas schwer, nach wenigen Versuchen jedoch verlieren sich alle Schwierigkeiten. Das Verfahren ist folgendes: Mit Hülfe eines kleinen Hakens befestige man das Ende eines Zwirnfadens an den Baumstamm, und zwar genau in der Höhe des Auges des Beobachters vom Boden. Nun entferne man sich vom Baume und lasse den Zwirnfaden so lange sich abwickeln, bis, unter Anwendung des Instruments, der Wipfel des Baumes und das Ende des Fadens ganz dicht bei einander erscheinen. Addirt man jetzt die Höhe des Beobachterauges zu der Länge des Fadens, so giebt diese Summe die Baumhöhe an. Es bleibt jetzt nur noch die Schwierigkeit, das Bild des Baumgipfels in dem Instrumente aufzufangen; dieser Umstand erfordert nur wenige Versuche, und wer mit dem Gebrauch des Sextanten vertraut ist, wird sich sogleich zurecht finden. Man fasse das Instrument an einem seiner geränderten Enden und nehme sich in Acht, daß die Finger nicht über eines der Löcher zu liegen kommen, oder daß der Hutrand etwa

Fig. 1.



im Wege stehe. Darauf lege man das Auge auf ein rundes Loch a, Fig. 1, und sehe in der Richtung nach einem kleinen viereckigen Loche b hindurch, wobei man das Instrument so hält, daß die Linie, welche a und b vereinigt, horizontal liegt, während das größere viereckige Loch c dem Himmel zugekehrt ist. Man wird nun irgend ein Objekt direkt durch das kleine Loch, zugleich aber auch das Bild irgend eines andern Objektes wahrnehmen, von welchem die Lichtstrahlen in die weite Oeffnung fallen, und nachdem sie durch zwei innen angebrachte Spiegel reflektirt worden sind, in's Auge gelangen. Fallen nun irgend zwei Objekte, welche im Auge unter einem Winkel von 45 Grad von einander abstehen, z. B. das mit dem Auge des Beobachters in einer horizontalen Linie liegende Faden-Ende und der Baumgipfel (Fig. 2.), durch das Instrument betrachtet, scheinbar zusammen, so ist der Abstand des Auges von dem Baumstamme genau gleich dem Abstande des Faden-Endes von dem Baumgipfel, vorausgesetzt, daß der Baum gerade gewachsen ist. Man wird leicht bemerken, daß die Genauigkeit der Messung vom senkrechten Wuchs des Baumes abhängt. Bei abhängigem Boden muß der Messende in solcher Richtung von dem Baume ausgehen, daß die Fadenlinie perpendikulär auf dem Stamme steht; dies kann übrigens hinreichend genug durch das Augenmaaß bestimmt werden, um die Höhe selbst eines sehr hohen Baumes mit ziemlicher Genauigkeit zu ermitteln. Die Höhe von Häusern wurde bis auf den Zoll genau angegeben, ein Resultat, welches in Betracht ihrer vollkommen aufrechten Stellung über einem vollkommen ebenen Hofraum nicht zu bezweifeln war.

Fig. 2.



Das Princip des Instruments ist sehr einfach; es stimmt mit dem des Sextanten oder Quadranten genau überein, nur daß die Spiegel, anstatt beweglich zu seyn, unter einem gewissen Winkel befestigt sind. Das Auge befindet sich in a,

Fig. 3.

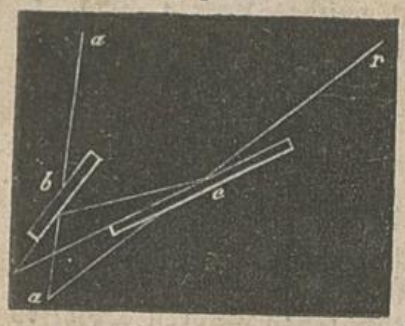
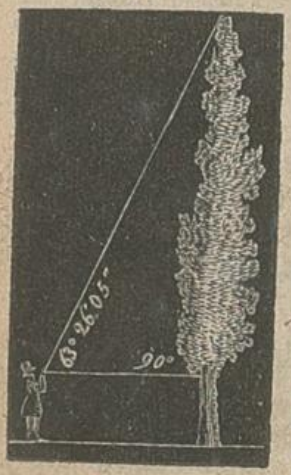


Fig. 3.; b ist ein theilweise belegter, und c ein größerer, ganz belegter Spiegel. Ein auf den Spiegel c fallender Lichtstrahl r wird von demselben in der Richtung b a in's Auge zurückgeworfen; zugleich gelangt aber auch ein anderer Lichtstrahl von einem Objekte c direkt, ohne reflektirt zu werden, ins Auge. Nach den Gesetzen der Reflexion ist der Winkel r a c doppelt so groß, als der Neigungswinkel der Spiegel; er bleibt constant, wie man auch das Instrument in der Ebene der Objekte bewegen möge, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man das Licht einer Kerze in dem Instrumente auffängt, und das letztere in der Ebene seiner Ränder bewegt. — In einem dichten Gehölz, wo der Messende nicht Raum genug hat, um sich so weit von den Bäumen entfernen zu können, als sie hoch sind, hilft man sich dadurch, daß man ein anderes Instrument sich verfertigt, in welchem die Spiegel unter einen Winkel von 63° 26′ 05″ zu einander gestellt werden. So findet sich dann, daß die Höhe der Bäume gleich der doppelten Länge des Fadens + der Höhe des Beobachterauges ist (siehe Fig. 4.).

Fig. 4.



Trient.

Diese Stadt Tyrol's liegt in einem Thal an der Etsch, über welche hier eine 146 Schritt lange Brücke führt. Die landschaftliche Umgebung ist reich und schön und auf den Weinbergen in der Nähe sind manche hübsche Landhäuser erbaut. Das Innere der Stadt könnte, wenn der rechte Sinn für Verbesserungen da wäre, noch freundlicher seyn und der so angenehmen Lage mehr entsprechen; indeß sind die Spuren der ehemaligen bischöflichen Regierung noch bis auf unsre Zeit wahrzunehmen, obwohl dies Besitzthum seit 1803 ein weltliches geworden und seit 1814 unter Oestreich's Scepter die Einwohner, die man auf 12,000 und darüber angiebt, sich friedlich mit ihrem Vortheil und ihrer Behaglichkeit beschäftigen konnten. Arm ist die Stadt nicht, denn es geht ein lebhafter Handel von ihr aus; man treibt da besonders Seidenweberei, und die Hausfrauen verbrauchen zum Nähen manche Seidenfaden,



ohne vielleicht zu wissen, daß sie von Trient kommen. Die Kathedrale ist ein merkwürdiges Gebäude und in der Kirche Santa Maria Majora zeigt man ein Gemälde, auf welchem die namhaftesten Mitglieder des Conciliums von Trient abgebildet sind. Dies Concilium wird das Tridentinische genannt (denn im Lateinischen heißt die Stadt Tridentum), und es gab dem Orte, wo es abgehalten wurde, in der Weltgeschichte seine hauptsächlichste Wichtigkeit. Die Reformation hatte ihre Macht dargethan, aber der Kampf gegen ihren Einfluß war im Gange und jenes Conciliums Zweck sollte seyn, von den Protestanten die Rückkehr zur katholischen Kirche zu erzwingen. Doch Jene erkämpften sich den Passauer Vertrag (1552) und auf dem Reichstage zu Augsburg (1555) die Artikel, welche den Religionsfrieden aussprachen. Das Tridentinische Concilium, sich vom Jahre 1545 bis 1563 bei mehreren Unterbrechungen hinziehend, hatte seine eigentlichste Aufgabe verfehlt, und die Artikel, die endlich hastig genug festgesetzt wurden, haben zwar in der katholischen Kirche selbst Manches näher bestimmt, übrigens aber auch die Keime gepflegt zu den steten Zwistigkeiten, die nur durch Anerkennung gleicher Rechte in gleicher Duldsamkeit geschlichtet werden können. Ist nun Trient den Katholiken ein wichtiger Ort, ist er's den Protestanten, welche allerdings mit vollem Grunde dies Concilium gänzlich verwarfen, doch auch insofern, als aus den dort entstandenen Artikeln eine Befestigung der Unduldsamkeit hervorging, die schmerzlicher Weise einer rechten Einigung der Deutschen aus Herz und Seele noch immer entgegensteht. Wir wollen nicht an der Möglichkeit zweifeln, daß von dem in dieser Hinsicht so historisch wichtigen Ort dereinst ein vollständiger Versöhnungs-Akt ausgehen könne, und statt des frevelnden Rufes, womit damals das Tridentinische Concilium schloß, der ertöne: Segen und Eintracht allen Christen!

Das Mährchen vom Sack.

Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte auf seiner stattlichen Burg Ritter Otto von Ebeleben und hatte der Besitzthümer mehr noch in Thüringen. Er war ein junger, wohlwollender Herr, der gar bald lustige Freunde um sich sah, die ihm viel von seinem Gut abnahmen und verzehrten, so daß er zwei Herrschaften schon verpfändet hatte und nur noch die dritte sein nannte. Da merkte er nun wohl, daß seine Freunde schlimme Feinde waren, und des wüsten Lebens satt, wußte er sich doch nicht zu beschäftigen; denn er verstand nur zu turnieren und zu jagen, was ihm, da er jetzt in sich schaute, nirgends genügen wollte. So saß er grämelnd oft auf seiner



Burg und sann, bis ihm endlich einfiel, er wolle ein Berggräber werden und mit den Schätzen der Erde seine verpfändete Habe wieder einlösen. Er ging spähend zu Wald und Berg und schlug eines Tages mit dem Schwerdt an das Geklüft einer Höhle, zu der er eingedrungen, zuvor aber Büsche und Schlingkräuter, die ihm den Weg erschwerten, zerhauen hatte. Da sah er sich plötzlich rings von mürrischen Zwergen umstanden und deren König redete barsch, wie er's eben vermochte, ihn also an: „Wer gab dir das Recht, mein Reich zu schänden?" Ritter Otto antwortete etwas mürrisch, und zeigte Lust, sich der Zwerge mit dem Schwerdt zu erwehren; diese nun umdrängten ihn bei schallendem Gelächter und er fühlte mit einem Mal so große Last auf seinen Schultern, daß ihm das Schwerdt entfiel und er sich nicht zu rühren vermochte, wonach der Zwerg-König sprach: „Wohl weiß ich, daß du gern arbeiten und schaffen möchtest und doch an Ungeschick leidest. Mich ehrlich zu rächen für den mir zugefügten Frevel, beglück' ich dich damit, daß du fortan diesen schweren Sack trageſt und mit ihm die Länder durchpilgerst. Er enthält Alles, was die Welt begehrt und du kannst, die Last dir zu erleichtern, Jeden herausholen lassen, was er sich wünschet. Entledigt wirst du seiner jedoch nur, wenn du dich selbst siehest, gewünscht von dem, was du wünschest." Und mit abermaligem Gelächter trieben die Zwerge ihn hinweg aus der Höhle, und der Ritter, kaum seiner Sinne mächtig, keuchte mit der Last davon. Jener Worte eingedenk, sprach er nun Alle, die ihm begegneten, an, daß sie ihrer Herzen Wunsch sich erfüllen möchten mit einem Griff in den Sack. Da nahmen Ritter und Reisige sich Turnierpreise und Ehrenzeichen heraus; Mönche Krummstab und Bischofsmütze; Studirende den Doktorhut, Geizige Gold, Weiber Putz und Liebeszeichen, und fast immer waren es Eitelkeit und Habsucht, welche die Wünsche erregten.

Der Ritter aber erkannte mehr und mehr das Nichtige in der Menschen Begehren, und wenn auch die Last durch Gewohnheit und die Begier der Andern sich schwächte, ihm ward innen nicht leichter, obwohl er doch, wenn er am Tage durch die Macht seiner Verzauberung umgetrieben worden, auf minder weicherem Lager als sonst stärkenden Schlaf fand. Weiter und weiter zogen ihn indeß Wehmuth und unerklärbare Sehnsucht, und sie legten über seine männlich schönen Gesichtszüge immer mehr der duldsamen Milde.

So war er an die Ufer des Neckar gekommen und in die Nähe von Heilbronn. Da begegnet ihm eines Tages im Walde ein Mägdlein, von einem alten Diener begleitet, und wie er ihr auch wollte seine Zauberwaaren empfehlen und auf sie hinschaute, war's, als spreche ihn sein Glück an aus diesen Zügen; doch verschloß es ihm fast die Lippen, und er sagte endlich nur: „Gelobt sey Jesus Christ!" — wonach die Jungfrau verschämt und leise erwiederte: „In Ewigkeit, Amen!" — Und nun ging sie und suchte heilende Kräuter, welche der alte Diener dann trug. Nächsten Tages war Otto wieder an derselben



Stelle und so Tag für Tag, und die Jungfrau kam auch und grüßte ihn züchtiglich. Er weilte dann, seine Last stützend, gedankenvoll in ihrer Nähe und wußte sich selbst nicht zu verstehen; wenn aber das Mägdlein ausblieb, schien ihm auch der letzte Muth gesunken. Und einsmals sprach ihn der alte Diener an und da bat ihn Otto: er möge nach seines Herzens Gelüsten sich eine Gabe aus dem Sacke nehmen. Der Alte griff hinein und zog einen festen Stab heraus, an welchem als Knopf ein schönes Engelsköpflein geschnitzt war, freute sich auch dessen überaus, indem er sagte: daß er solch eine feste Stütze für seine letzten Jahre sich gewünscht habe und sie sehr wohl brauchen könne. Von dem dankbaren und geschwätzigen Diener erfuhr nun Otto, daß Beata die einzige Tochter des berühmten Doktors von Alxinger in Heilbronn und selber sehr in Wissenschaften eingeweiht, auch an Frömmigkeit ein wahrhaftes Kind Gottes sey, wonach dem trübseligen Ritter das Herz aufging und er die Bitte nicht verbarg, daß Beata von ihm auch eine Gabe nach ihrem Wunsch empfangen möge. Der Alte schmunzelte und meinte: es würde sich ja fügen. Er mochte wohl der Jungfrau ein gut Redens von dem wunderbaren Manne gemacht haben, der aller Menschen Wünsche bei sich führe; denn nach ein Paar Tagen zögerte die Jungfrau, an Otto vorüberzugehen, so daß dieser endlich mehr mit Zeichen als Worten sein Anliegen kund gab. Gesenkten Blickes streckte sie ihre schöne Hand aus und zog sich — das getreue Bild des Ritters Otto von Ebeleben; da war im Nu die Last von ihm genommen und heilige Töne umklangen ihn, daß er tief bewegt der Jungfrau zu Füßen sank. Die aber stand hocherglüht und bebend vor ihm, bald das Bild, bald ihn betrachtend, und als der Ritter nun endlich Fassung gewonnen, erzählte er Beaten, was ihm früher und mit den Zwergen geschehen, daß nun Beide erkannten, wie das Walten Gottes sie zu einander hingezogen, und bald führte der glückliche Ritter Beaten von Alxinger als Hausfrau heim nach seiner Burg.

Wie ein anderes Leben war nun da! Beata brachte viel des Wissens mit und Otto war voll Freudigkeit als ihr gelehriger Schüler; die Schätze des Geistes thaten sich ihm auf und seiner Wißbegierde ward die Zeit immer kürzer und viel zu kurz. Er lernte sein Gut geschickt verwalten, so daß ihm der Boden zehnfältig zurückgab, was er ihm als Saat anvertraute; nach wenigen Jahren schon löfete er, voll des heißen Dankes für das errungene Glück, die verpfändeten Herrschaften ein und seinen Kindern gab er noch reichere Güter, indem er sie lehrte, das Glück aus sich selbst in der schaffenden Thätigkeit zu finden. — Das ist der wahrhaft dauernde Inhalt des Lebens, und wer ihn nicht zu erkennen und zu fassen vermag, der bleibt ein Sackträger bis an die Schwelle seines Gra-

des, ohne daß er weder die Wünsche Anderer, noch seine eigenen zur Erfüllung bringen kann.



Das Leibgericht.

Eine preußische Armee war gegen die Franzosen zu Felde gezogen — es war im Jahre 1792 — und am Rhein wollte man den Franzmännern entgegentreten. Es ging mitunter gar scharf her, und manche gute Preußen fanden da ihr Grab. Etwa nach Jahr und Tag hieß es in Berlin: Es würden noch einige Regimenter nachmarschiren; Freiwillige könnten den Feldzug mitmachen, die aber bereits zwanzig Jahre gedient haben, sollen daheim bleiben. — Diese Ordre kam denn auch an ein Pommersches Regiment. In diesem Regiment diente nun Friedrich Knurring, ein alter Schnurrbart, der bereits neunzehn Jahre die Muskete als ein recht ehrlicher Preuße getragen, weshalb er auch bei allen seinen Offiziers, und namentlich bei allen Hauptleuten, die er gehabt, nicht minder beim Regiments-Commandanten gar wohl angeschrieben stand; und weil der alte Schwerin sein Abgott war, von dem er Manches gehört und gelesen hatte, und immer gern nur von diesem erzählte, so nannte man ihn beim ganzen Regimente immer den „alten Schwerin." Unser Schwerin — so bleibe er auch in der Erzählung genannt — hörte also die Ordre mit verlesen, und dachte sich dabei das Seinige. Da trat der alte Obrist auf ihn zu, zupfte ihn am Bandelier und sprach: „Nun, Du alte Excellenz, was wird's denn mit uns werden? Ich selbst kann nicht mit, ich bin zu alt und zu dick, als daß man mich brauchen könnte — und Du wirst wohl auch lieber bei Deiner Frau und Deinen Jungens bleiben; hast übrigens nun auch neunzehn Jahre und drei Monate und zwölf Tage gedient — nicht wahr, wir lassen unsere Kameraden marschiren, und bleiben zu Haus? — Komm Du nur manchmal zu mir, da wollen wir von unsern vorigen Thaten reden."

Da hätte man aber den alten Schwerin sehen sollen! Das Gewehr ergreifend und sich hoch aufstreckend, ließ er sich also vernehmen: „Halten's zu Gnaden, Herr Obrist, ich müßte mich

für einen Schuft halten, nicht für einen ehrlichen Preußen, wenn ich der allergnädigsten Ordre nicht folgen und meine Zeit nicht ausdienen wollte; — lassen Sie mich nur mitmarschiren — ich werde schon meinen Mann stellen, und einem Franzosen eins auf die Mütze brennen; — ich bleibe nicht daheim — und wenn sie mich todtschießen, je nun, da wird mein allergnädigster König wohl sorgen für meine zwei Buben, die es ohnedem nicht erwarten können, das Feldzeichen zu tragen — ich marschire mit!" — „Das ist brav, alter Schwerin!" rief erfreut der Obrist, der sich zur Seite wendete, in die Tasche griff und eine wohlgefüllte Börse in Schwerin's Patrontasche steckte.

„Na, Jungens, Morgen um die Zeit bin ich schon ein ziemlich Stück Weges von Euch — höre, Mutter, das sage ich Dir, laß mir die Jungens hübsch ordentlich in die Schule gehen, daß sie nur recht schreiben und rechnen können; ich habe deshalb schon mit dem Schulmeister geredet, daß er das Seinige thue — und — nun, was flennt Ihr denn? — Laßt das unterweges — Soldaten und Soldatenweiber und Soldatenkinder dürfen nicht weinen! — Laßt mir doch meinen Willen, und mich mitmarschiren, ich möchte so gern auch das schöne Rheinland sehen." — So sprach der alte Schwerin zu seiner Frau und den zwei Jungen, Friedrich von vierzehn, Wilhelm von bald dreizehn Jahren, als er mit ihnen zur letzten Abendmahlzeit vereint war, bei welcher eine Schüssel Kartoffeln das einzige aber Hauptgericht war. — „Ich will mir's zum letzten Mal", setzte er hinzu, „hier noch recht gut schmecken lassen; wer weiß, ob mir wieder welche so bald vor den Schnabel kommen — denn draußen am Rhein und bei den Franzosen sollen die Kartoffeln rar seyn. Ich werde mich wohl manchmal nach einem solchen Gericht sehnen, jedoch will ich mir in meinem Tornister ein Leibgericht mitnehmen."

Der Morgen graute kaum, da schritt Schwerin dahin, der nahen Garnisonstadt zu. Mutter Martha schied an der Ecke des Gärtchens schon von ihm, die Jungens aber trollten eine ziemliche Strecke weiter mit, und wären am liebsten wohl bis an den Rhein gelaufen, wenn nicht der Vater gesagt hätte: „Na, Ihr guten Jungen, geht wieder heim zur Mutter, und folgt ihr, geht aber auch fleißig zur Schule! — Denkt hübsch an mich und betet für mich — laßt Euch auch die Kartoffeln immer recht wohl schmecken — und auf ein frohes Wiedersehen — na, Gott behüt' Euch, Ihr lieben Buben!" — Still und traurig schlichen die armen Jungen heim, sich wohl hundertmal, bis er hinter einer Wald-Ecke verschwand, nach dem Vater umsehend, der wacker vorwärts schritt, oft die Wimpern sich wischte, bald aber seinen Stummel hervorlangte und den Berliner Knaster dampfte.

Der Mutter Anna und ihren Jungen wollte das Mittags- so wie das Abendessen, nämlich ein Gericht Kartoffeln, nicht

recht schmecken; und wenn die Mutter die dampfenden Knollen in die große hölzerne Schüssel schüttete, denen die immer hungrigen Buben lungernd entgegensahen, da hieß es jedes Mal: „Ach, wenn der Vater miteffen könnte! wo wird er denn jetzt seyn?" — „Ei ja wohl", sprach Wilhelm dazwischen, „wenn er doch mit da wäre!" Friedrich aber sprach nichts dazu.

Es waren bereits acht Wochen vorbei, der Vater mußte wer weiß wie weit schon den Franzosen entgegen seyn, und zu Hause war die Kartoffel-Erndte gekommen. Einen so reichen Segen wie heuer hatte die Mutter Martha noch nicht geerndtet, denn der sogenannte Keller faßte ihn nicht, und sie mußte ihn da und dort zu verwahren suchen. — „Ach, wenn doch der Vater da wäre!" sagte die Mutter, und Wilhelm that desgleichen, indeß Friedrich gar nichts dazu sprach, aber wie nachsinnend den Segenshaufen betrachtete, es sich's jedoch zum täglichen Geschäft machte, in den Kartoffeln herumzusuchen und sie in verschiedene Sorten zu bringen. Wenn die Mutter ihn fragte, was er sich denn so viel mit den Kartoffeln zu schaffen mache, da er sich ja sonst nicht darum bekümmert habe, erwiederte Friedrich: „Ich will nur die heraussuchen, die so recht rund, nicht zu groß und nicht zu klein sind, so recht dünnschälig, die leicht aufspringen, wie sie der Vater so gern ißt; ich will sie ihm heraussuchen und aufheben." — „Ach, Du albernes, gutes Kind!" sprach die Mutter.

„Wo ist Friedrich?" fragte nach einigen Tagen die Mutter, als sie früh, wie sie es immer zu thun gewohnt war, sogleich beim Aufstehen in die anstoßende Kammer trat, um die Kinder zu wecken. Friedrichs Lager war leer, doch war es zu ersehen, daß er in demselben gelegen hatte. „Wilhelm, wo ist Friedrich? Sollte er denn so zeitig in die Schule gegangen seyn?" — Man nahm dies an, und die Mutter war weiter nicht besorgt. Aber sie ward es, als Wilhelm mit der Meldung aus der Schule kam, daß Friedrich nicht da gewesen sey. „Ach, das Angstkind!" rief die erschreckte Mutter; „mir ahnt, was er wird unternommen haben — ach, der böse, der leichtsinnige Junge ist gewiß dem Vater nachgelaufen, um ihm sein Leibgericht zu bringen — das gute Kind, ach welche Gefahren werden es treffen — ach, der böse, liebe Junge!" — Die hellen Thränen rannen aus der Mutter Augen, es waren Thränen des Kummers, und gleichwohl auch Thränen der Rührung und Freude. Sie suchte in der kleinen Lade, welche der Kleiderschrank der Kleinen war, und sie vermißte Friedrichs Sonntagsjacke und Sonntagshosen: auch hing die Feldmütze des Vaters, die der Mutter Schneiderei-Kenntniß zu einer stattlichen Mütze für Friedrich umgestaltet hatte, nicht an dem gewohnten Nagel; ferner bemerkte sie bei ihrem Spähen im Kartoffelvorrathe, daß von dem Häuflein, das er so sorglich ausgelesen hatte, ein ziemlicher Theil fehlte. „Ja

ja, es ist nur zu gewiß, daß der arme Junge dem Vater nachgelaufen ist!" rief die Mutter, und fragte Wilhelm: ob ihm denn der Bruder gar nichts von seinem Vorhaben offenbart habe; doch dieser versicherte ein offenes Nein. Hierzu kam am Nachmittage eine Befreundete in's Haus, die mit der Frage eintrat: „Wo hast Du denn Deinen Friedrich schon an so frühem Morgen hingeschickt, und was trug er denn so schwer? Als ich heute früh, es mochte etwa drei Uhr seyn, von der kranken Lise kam, sah ich ihn weit draußen vor'm Dorfe an der Holz-Ecke hingehen, ich rief ihm zu: wohin er wolle, aber er hörte entweder meinen Ruf nicht oder wollte ihn nicht hören, denn ganz eilfertig schritt er vorwärts." — „Nun, so mag ihn der liebe Gott auf seinem weiten Marsche schützen; ach, wenn er nur glücklich zum Vater kommt!" rief gefaßt die Soldatenfrau. Sie gewöhnte sich nach und nach an Friedrichs Abwesenheit.



Seht denn nun unsern Friedrich auf seinem Berufswege, wie er selbst ihn nannte; darum schritt er so heiter und froh dahin, denn er wollte zum lieben Vater, um ihm eine Freude zu machen. Auf einer alten beräucherten Karte von Deutschland, die dem Herrn Schulmeister gehörte, hatte er so ziemlich herausstudirt, wo Frankreich und der Rhein lägen; er hatte mittelst eines Lineals sich eine Linie gezogen, die er würde gehen müssen; er hatte sich auf ein Stückchen Papier, das er aus seinem Schreibebuche geschnitten, die Städte geschrieben, durch die ihn sein Weg führen werde. Wohl wußte er, daß er in etwa drei oder vier Tagen nicht zu seinem Vater kommen werde, aber das kümmerte ihn nicht, denn er meinte, er werde doch hin kommen. Auch hatte er nicht den geringsten Reisepfennig, denn er dachte: wozu brauche ich Geld? ein Stückchen Brod giebt mir ja Jedermann, Wasser finde ich auch überall, und ein Nachtlager giebt's ja wohl in einem Schuppen oder auf einem Heuboden, wo man mir gewiß ein Plätzchen verstatten wird. Alles das machte ihm nicht die geringste Sorge, und er freute sich nur auf den Augenblick, wo ihn sein Vater sehen und große Augen machen werde, wo doch sein Friedrich mit dem Leibgericht herkomme!

Der rüstige Bursche hatte wahrhaftig am ersten Tage einen Weg von sechs Meilen zurückgelegt, da trugen ihn seine müden Beine nicht weiter, überdem ward es dunkel. Er lugte umher, zu erspähen, wo er seine müden Glieder hinstrecken könne; hungrig war er nicht, da eine Bauerfrau ihn vor einigen Stunden mit einem tüchtigen Brodstück erfreut hatte, aber ein Obdach wünschte er, da eine kühle Herbstnacht hereinzukommen schien. Jetzt sah er in der Ferne ein Licht schimmern, dem er folgte, und das ihn in ein Dorf führte, und bald auch in ein Wirthshaus, in welchem es laut zuging, da der Gäste viele darin waren, die beim Glase und Spiel sich vergnügten. Friedrich trat still ein, nahm schüchtern sein Plätzchen auf der breiten Ofenbank; die Last von seinem Rücken nehmend und sie sorglich neben sich behaltend, harrte er eines Weiteren. Da trat die dicke, freundliche Wirthin, die ihn gewahrte, zu ihm, und fragte: wer er sey, woher er käme, wohin er wolle. Recht treuherzig erzählte der Befragte. Die Fragerin schien erstaunt zu seyn, wendete sich aber bald von ihm, und an einen Tisch hin, an welchem Spielende und Trinkende saßen. „Was?" riefen mehrere Stimmen, „was? den Jungen muß ich sehen!" — Da trat (Friedrich erschrack fast) ein baumlanger Mann, mit einem eisgrauen Schnurrbart, mit einem eisgrauen, fast kahlen Kopfe, und mit einem hölzernen Beine auf den Banksitzer zu, und schnurrte ihn an: „He, Junge, wer bist Du? wohin willst Du? was trägst Du bei Dir?" — Der Erschrockene erzählte, er erzählte ausführlich, auf gar viele Fragen gab er hinreichen-

den Bescheid. Alle in der großen Stube Anwesende hatten sich in einem weiten Kreise um den Ankömmling gestellt, und sahen unverwandten Blickes auf ihn hin; dabei herrschte während des Erzählens des Kleinen eine Stille in dem weiten Raume, die gegen das vorige Getöse gar sehr abstach.



Da trat (Friedrich erschrack wieder) der alte Stelzfuß auf ihn zu, faßte den Jungen beim Kopfe, drückte ihn an seine alte Soldatenbrust, so daß Friedrich sein Gesicht von des alten Soldaten Zähren genäßt fühlte, und rief: „Potz Bomben und Granaten, Du bist ein echtes Soldatenkind — bist ein braves Kind — ich kenne Deinen Vater, den alten Schwerin, gar wohl — wie, so was! — nun, aus Dir wird einmal ein braver Preuße — he, Wirthin, das sage ich Dir, gieb dem braven Jungen zu

essen und zu trinken, pflege ihn — nein, so was lebt nicht! — He, Ihr Alle mit einander, den kleinen Kameraden dürfen wir nicht im Stiche lassen!"

Jetzt nahm der alte Kriegsheld sein Käppchen vom kahlen Scheitel, und hielt es als wie zur Einladung Allen hin, die dicht um ihn herum standen. Und siehe, männiglich führte die Hand zur Tasche, und bald war ein ansehnliches Häuflein Münze im Käppchen, welches der alte Stelzfuß in Friedrichs Mütze ausschüttete. Die gemüthliche Wirthin, die es nicht unterlassen konnte, den kleinen Wanderer zu herzen, zog ihn zum großen Tische hin, den die Trinkenden wieder einnahmen, und erquickte ihn mit einem gar reichlichen Imbiß. Am nächsten Morgen, nachdem der Pilger in einem weichen Bette recht wohl geruht hatte, that die Gute noch mehr, denn sie verwandelte die Münze, der sie selbst noch ein Ansehnliches hinzugefügt hatte, in zwei harte Thalerstücke, die sie noch dazu in den Bund seiner Höschen einnähete, und ihn außerdem mit einem Imbiß versah, der ihn auf zwei Tage vor Hunger zu schützen vermochte.

Späterhin fand er ebenfalls Theilnehmende und Gönner, die ihn reichlich ausstatteten mit Speise und Münze, von welcher letztern er aber auch nicht das Geringste als Reisegeld bedurfte, so daß ihm ein Schatz von etwa acht Thalern geworden war, bei dem er sich so reich dünkte wie ein Hunderttausendthalermann. Auch führte ihn sein günstiger Stern einem Reisenden zu, der ihn in seinem bequemen Wagen zwei Tage mit sich nahm. So kam denn der kleine Wanderer seinem Ziele immer näher. Endlich hatte er es erreicht, wenigstens glaubte er's. Bei seinem Wandern durch ein Städtchen sah er wahrhaftig einen preußischen Soldaten vor einem Hause sitzen, und nun meinte er, die ganze preußische Armee, also auch seinen Vater zu finden, und somit das Ende seines Marsches. In freudiger Eile sprang er auf den Blaurock zu, den er fragte: „Wo ist denn mein Vater? er ist doch auch hier?" — Der Angeredete sah aber mit gar verdrüßlicher Miene auf den Frager hin und brummte: „Dummrian, bin ich denn allwissend? weiß ich denn, wer Dein Vater ist?" — Dem armen Friedrich wurde nun Aufschluß, daß der Soldat ein Kranker war, der, wie noch manche, dem Lazareth angehörte, und denn wohl hatte zurückbleiben müssen; auch erfuhr Friedrich, daß er seine Beine noch gar oft werde aufheben müssen, wenn sie ihn bis zum Vater tragen sollten. Er that es mit Freuden.

Endlich kam er zum Lager der Preußen, und er meinte, schon nach zehn oder zwanzig Schritten den Vater zu finden; aber es lag noch Manches zwischen Ankommen und Finden. Er wurde von dem äußersten Vorposten angeschnurrt: wer er sey und was er wolle, doch ließ er den treuherzigen Erzähler zum nächsten Posten gehen. So kam er denn an einen Ge-

freiten, von diesem an einen Korporal, dann an einen Lieutenant, der den drolligen Burschen zum Capitain, unter Begleitung eines Gefreiten, führte. Dieser examinirte ihn gar scharf, ließ sich selbst die Kartoffeln zeigen, so daß ihm kein Zweifel mehr beikam. Nach geendigtem Examen klopfte der Capitain das muntere Kerlchen auf die Backe, zupfte ihn am Ohr, und schien Wohlgefallen an dem seltenen Jungen zu haben. Dann setzte er sich, indem er dem Harrenden einen Imbiß vorsetzen ließ, und schrieb wohl eine Viertelstunde lang. Jetzt stand er auf, rief eine Ordonnanz herbei, und sprach zu Friedrich: „Nun, wackerer Junge, sollst Du bald zu Deinem Vater kommen!"

Der Ordonnanzmann führte ihn nun, ach, noch weit, durch manche Zelt-Reihen. Friedrich wollte bald da hin, bald dort hin zur Seite springen, denn er glaubte in jedem Soldaten seinen Vater zu erkennen, aber der alte ihn führende Schnurrbart commandirte: „Hübsch vorwärts und nicht geredet!" — Jetzt endlich ging es eine Anhöhe hinan, die ein schönes Gebäude trug, und welches ein Schloß war. Da gab es wieder viele Soldaten, und namentlich viele Offiziers, zu Fuße und zu Pferde. Friedrich wollte gewaltig viel fragen, aber es wurde ihm Stille geboten. — Es ging eine breite schöne Treppe hinan, da wurde Halt gemacht, denn die Ordonnanz hatte hier an einen Offizier, der vor einer Thüre stand, seinen erhaltenen Brief abzugeben. Der Offizier las ihn, und sah dann recht lange den kleinen Passagier an, der, die Mütze in der Hand und sein Hückchen auf dem Rücken, gar große Augen machte, und das Kommende verlangend erwartete.

Der Offizier trat mit seinem erhaltenen Schreiben in ein Zimmer, aus dem er nach einigen Minuten wieder heraus trat, Friedrichen bei dem Arme ergriff und zu ihm sprach: „Du sollst hinein kommen!"

Friedrich that es, und gab sich sogleich beim Eintreten eine recht soldatische Stellung, wie ihm schon längst von seinem Vater gelehrt worden war. Da saß an einer langen Tafel, auf welcher viele Landkarten und Schriften lagen, ein Offizier, der wohl viel mochte zu bedeuten haben, denn er hatte gewaltig viel Gold auf seiner Uniform, und dann standen auch viele Offiziers um ihn herum, die nur auf ihn zu hören schienen; aber Zweie saßen mit an der Tafel, und schrieben so eifrig, daß sie auf etwas Anderes gar nicht achteten. — Der vornehme Offizier winkte Friedrichen näher und sprach: „Du willst zu Deinem Vater?" — „Nun freilich", war die Antwort; „ich bin schon lange gelaufen, und kann ihn immer noch nicht finden; ist er denn nicht mit hier?" — „Was willst Du bei Deinem Vater?" — „Ei nun, ich bringe ihm etwas, was ihm gewiß Freude machen wird." — „Nun was denn? willst Du mir's nicht zeigen?" — „Warum denn nicht? — sehen Sie nur, Herr

Offizier, was das einmal für schöne Kartoffeln sind, die ißt er so gern, und —." — „Schon gut, Kleiner! — Aber höre, wie dann, wenn Dein Vater nicht mehr lebte, wenn ihn die Franzosen todtge —." — „Ei, ich möchte wissen — da hätte er es uns daheim schon sagen lassen!"

Der Herr Offizier lachte herzlich, und die Andern mit. — Friedrich wurde dann in ein anderes Zimmer geführt, wo wieder viele Soldaten waren, die ihn umringten, und denen er erzählen sollte. Jedoch dazu hatte er keine besondere Lust, und rief nur öfterer: „Ach, wenn ich nur bald zu meinem Vater käme!" — „Ja, kleiner Kamerad!" riefen Einige scherzend, „der ist jetzt nicht hier, er ist draußen und führt mit den Franzosen Krieg." — „Nun, warum", meinte der Drollige, „seyd denn Ihr nicht mit dabei?"

So vergingen einige Stunden, für die vielen Frager recht kurzweilig, aber für den Gefragten endlich bald langweilig.

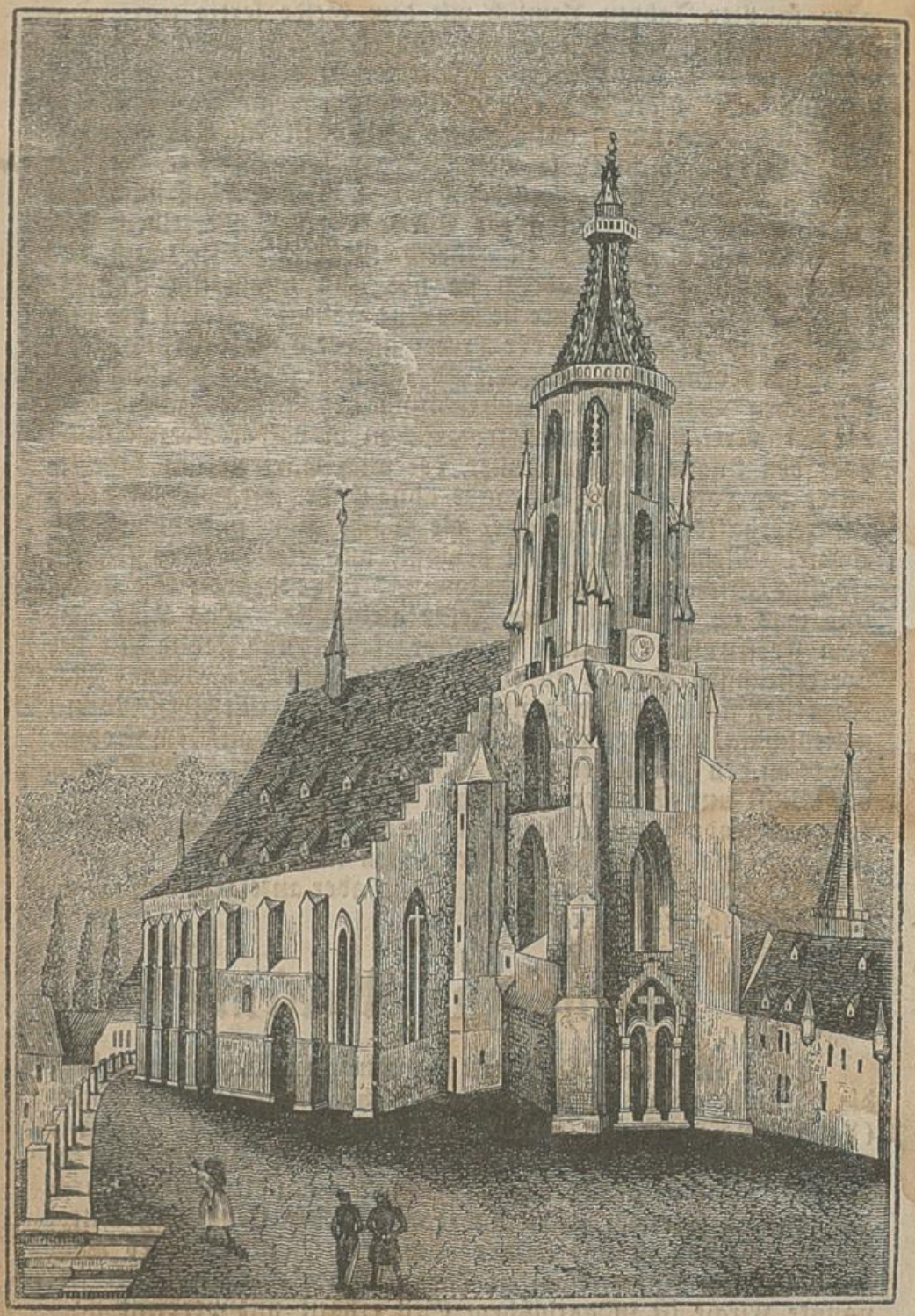
Der Generalissimus saß mit seinem Generalstabe an der Mittagstafel. Auf dieser gab es gar manches Leckere, und den Schluß machte, sonderbarer Weise, eine Schüssel Kartoffeln.

„Nun, meine Herren!" rief der Generalissimus, „langen Sie zu, es ist ein seltenes Gericht!" — Man that es, und lobte das Gericht als etwas Seltenes und Delikates. — „Nun, Du Alter, hättest Du nicht auch Appetit? Ist's nicht auch Dein Leibgericht?" — so rief der Generalissimus der Schildwache zu, die, jedoch nur für heute, im Innern des Zimmers, an der Thür ihren Posten und Gewehr beim Fuß hatte, aber gar ernst vor sich hinsah, steif und unbeweglich wie eine Schachfigur, und nichts auf die gethane Anrede erwiederte. — „Es ist mein Ernst, Kamerad!" rief der Generalissimus, „wenn Du Appetit hast, so iß mit; es ist schon noch ein Stuhl für Dich da!" — Der Mann schulterte zur Antwort das Gewehr und sah auf den Gebieter hin. Doch wer weiß es, ob ihm nicht der so vielartige Dampf von alle dem Lieblichen, und wohl auch von den Kartoffeln, in die Nase gefahren seyn mag. — „Ich wiederhole es", wurde ihm zugerufen, „iß mit! Adjudant, lassen Sie den Mann ablösen! — Na, so recht, mach' nun keine Umstände weiter, sondern setz' Dich her und lange zu! Ich muß Dir nur sagen, es sind Pommersche Kartoffeln, ganz gute — nun, Du wirst es wohl selbst schmecken — ich kommandire: Marsch!" — Des Alten Gesicht schien sich zu verklären, im Paradeschritt trat er auf den noch leeren Stuhl zu, und ward, was ihn gar sonderbar dünkte, der Nachbar von seinem Capitain. Es wurde ihm die Schüssel, die noch zum größern Theil gefüllt war, zugeschoben und er nochmals erinnert, daß er ohne alle Umstände zulangen solle. Solcher Nöthigung konnte der

ersten Jugend mit einem Herrn von, der neun Jahre jünger, aber in vier Jahren ziemlich mit dem Gelde fertig war, was sie in siebzehn Jahren ersungen und errungen, wodurch sie genöthigt wurde, von Neuem die Bretter zu betreten. Da wollt' es nun aber nicht gehen wie ehemals; wenn die sonst sehr Reizende falsch sang, brachte ihre Schönheit Alles in Richtigkeit, jetzt kam es indeß so weit, daß ein Kapellmeister, zu dem sie sagte: „Aber Sie accompagniren ja so stark, daß mich kein Mensch hört?" ihr trocken zur Antwort gab: „Verzeihen Sie, geschieht Alles wirklich zu Ihrem Besten!" Sie muß das einigermaßen einsehen, denn sie übt nun unablässig Tag für Tag, und namentlich jagte sie mir eine Höllenfurcht ein vor dem Sonnabend, denn da ist der Triller an der Tagesordnung. So geschah es denn auch neulich, als ich mich eben mit dem verfänglichen Schluß einer Abhandlung beschäftigte, auf welche der Druckerei-Bursche wartete. Schon in halber Verzweiflung über den unausgesetzten Triller, der mich marterte, als läge ich unter der Tortur einer Schraube ohne Ende, wird plötzlich durch ein zeterhaftes Kindergeschrei die Sache zum unaushaltbaren Duett. Meiner kaum selbst bewußt, und glaubend, es sey ein Unglück geschehen, stürz' ich hinaus, öffne drüben die Thür, und was ich sah, sieht hier Jeder gleichfalls. Das Kind war vom Eröffnungs-Apparat heruntergefallen und kehlte mit der vortrefflichsten Anlage zu einem italienischen Tenoristen; Madame ließ sich aber davon nicht stören in dem trillernden Nachtigallenschlag, und der Herr Gemahl, ausgestreckt auf dem Sopha, suchte in den Journalen ruhig weiter nach Witzen, die er Abends bei Whist und Souper anbringen könnte. Ich hab' auch, da das schreiende Unglück sich ohne meine Hülfe beseitigen ließ, den und das Spektakel im Geringsten nicht gestört, vielmehr sacht die Thür wieder zugemacht; kann aber anzeigen, daß meine Wohnung zu vermiethen ist.

Die Kirche zu Meisenheim.

Unter die schönen Denkmale der deutschen Architektur gehört die vormals reformirte, jetzt evangelische Kirche zu Meisenheim (Landgrafschaft Hessen-Homburg), welche Ludwig I, genannt der Schwarze, weiland regierender Herzog von Pfalz-Zweibrücken, im Jahr 1479 zu bauen angefangen hat. Da diese Kirche durch die neuesten Territorial-Veränderungen aller Erhaltungsmittel beraubt worden ist und immer sichtbarer verfällt, so ist es wohl gerathen, die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken. — Die genannte Kirche ist in gothischem Stil erbaut und verdient nach dem Zeugniß eines Sachverständigen („Allgemeiner Anzeiger der Deutschen", Jahrgang 1807, Nr. 111), den vorzüglichsten



Monumenten des deutschen Stils an die Seite gesetzt zu werden. Das Gewölbe und kunstreiche Dach wird durch von Außen aufgeführte steinerne Pfeiler, inwendig durch zwei Reihen prächtiger Säulen getragen, an welchen aber die Capitäle fehlen, statt deren sich die zierlich geformten Rippen der Gewölbe allmählig in den obern Theil der Pfeiler verlieren, welche Bäume vorstellen, deren Aeste unter dem Gewölbe hinlaufen. Der achteckige, mit dem Innern dieser Kirche identisch verknüpfte Thurm, 185 Fuß hoch, aus lauter kleinen, mit künstlich gehauenen steinernen Bildern verzierten Nebenthürmchen zusammengesetzt, ist oberhalb der untern Gallerie durchsichtig und dessen Gipfel mit einem einzigen Steine gedeckt. Ueber der obern Gallerie befindet sich ein aus massiven Steinen gehauenes, mit Schall-Löchern versehenes viereckiges Thürmchen, dessen Ecken die vier Himmelsgegenden andeuten und worin eine kleine Glocke aufgehängt ist, welche nur bei sichtbarer Feuersgefahr geläutet und darum Feuerglöckchen genannt wird. Der Baumeister dieses Gebäudes war Thomas Berenzer, der auch laut K. Th. Gemeiner's „Chronik von Regensburg" den Bau einer Kirche daselbst, der Sebaldus-kirche in Nürnberg und zum Theil auch des Doms zu Speier geleitet haben soll. — In dem Raume dieser Kirche befindet sich ein ehrwürdiges Mausoleum von mehr als vierzig Särgen der hohen Ahnen des jetzt den Königlich-Bayerischen Thron besitzenden Geschlechts der Pfalzgräflich-Zweibrückischen Häuser, dessen Stifter Karl I, jüngster Sohn von Herzog Wolfgang, in ihr neben vielen Andern seine Ruhestätte gefunden hat, bei der man ihm eine Statüe in Lebensgröße errichtete, welche unter den Stürmen unserer verwüstenden Zeit allein unversehrt erhalten worden, während andre neben ihr zertrümmert und noch nicht reparirt worden sind. Daß nun diese Kirche dem Untergange geweiht scheint, ist um so auffallender, als der allverehrte König Maximilian Joseph, laut höchsten Dekrets vom 12. Februar 1823, zu ihrer Unterhaltung ein Kapital von 6000 Gulden bestimmt hatte, welche rühmliche Sorgfalt aber durch untere Behörden ganz unwirksam geworden ist. Man wird endlich auch die zinnernen Särge der fürstlichen Leichname verkaufen müssen, um die Mittel zu finden das schöne Dachwerk der Kirche noch einmal nothdürftig ausbessern und deren Fortdauer wenigstens um einige Jahre länger fristen zu können, in Hoffnung, daß man sich ihrer einmal ernstlicher annehme. Besser aber, es geschieht rasch! — was wir hiemit bittend in Antrag bringen. —o—.

Aus Gefahr zum Glück.

Die Thür ward wild geöffnet, so daß die Kranke auf ihrem Lager in die Höhe fuhr, und herein drangen die Worte: „Im

Namen des Tribunals begehr' ich Einlaß! Ich will allein seyn mit Frau von Debusson." Sodann ward die Thür wieder zugeschlagen, die Lichter in den silbernen Armleuchtern zitterten vom Zugwind und die seidenen Vorhänge des Bettes, an welches eine nervige, hohe männliche Gestalt trat, bewegten sich. „Frau von Debusson, kennen Sie mich?" rief der Fremde, indem er die Vorhänge theilte und sich dem bleichen Antlitz der alten Dame zeigte, in deren Munde fast der Name: „Gernotte!" erstarb, ehe er zu einem hörbaren Laut geworden. „O, Sie vergessen nicht so leicht, Madame, merk' ich wohl; aber auch ich habe Sie nicht vergessen. Sie verwundern sich — hier der Beweis!" Er hob ein bedrucktes Blatt Papier in die Höhe und fuhr fort: „Sie sind zweifelhaft über das Schicksal zweier lieben Angehörigen, welche mitten unter den Bürgern von Paris verweilen. Ich bringe Ihnen Nachricht. Wahrhaftig, Madame, ich weiß nicht, wodurch Sie es verdient haben, daß ich mir Ihretwegen diese Mühe gab, es müßte denn dafür seyn, daß Sie mich vor dem Unglück bewahrten, Ihr Schwiegersohn zu werden!" — „Dieser Hohn, Herr Gernotte, und Ihre ersten Worte, wie stimmt das?" stammelte schwach Frau von Debusson. — „Bürger Gernotte, wenn's beliebt! Den Zusammenhang werden Sie sich erklären, wenn Sie diese Anzeige gelesen." Er reichte ihr das Papier. „Ihr Gatte, Madame, fiel unter der Guillotine, das Urtheil Ihres Sohnes ist gesprochen." — „Barmherz'ger Himmel!" kreischte die Kranke und fiel in heftigen Verzuckungen mit dem Haupt in die Kissen; „das ist mein Tod!" — „In der That?" sprach mit bitterm Lächeln Gernotte; „es sollte mir leid thun, noch lebt Ihre Tochter." — „Unmensch, willst Du auch an der Unschuldigen Dich rächen?" — „Wägt denn das Schicksal Schuld und Unschuld so genau? Ich will nicht gerechter seyn als das Geschick, das mich — —." Er wollte weiter sprechen, aber es wurden Stimmen im Nebenzimmer laut, die Thür flog auf, und ein junges, schönes Mädchen, dem ein ältlicher Mann in schwarzer Tracht folgte, trat eilig an das Krankenlager. „Mutter", rief sie, „sey gutes Muths, ich bringe den Arzt!" — „Dessen bedarf's nicht mehr!" stöhnte Frau von Debusson, und Gernotte sagte: „Mademoiselle, ich that mein Mögliches zur Heilung Ihrer Frau Mutter, dort liegt das Recept!" Er wies auf das Papier, das den Händen der Kranken entfallen war, und verließ das Zimmer. Pauline von Debusson, welche bei seinem Anblick erschreckt zurückgewichen war, griff convulsivisch nach dem am Boden liegenden Blatte, und las, während der Arzt die Hand ihrer Mutter prüfend ergriff, die schreckliche Nachricht. Ihre Sinne wankten von dem ungeheuern Jammer, der auf sie einstürmte, ihre Hände zitterten, ihre Augen starrten nieder, der Busen hob sich in schnellen Schlägen; plötzlich stürzten



Thränen über ihre Wangen und schluchzend lag sie auf den Knieen am Lager ihrer Mutter. Die Dienerinnen kamen wieder in's Zimmer, der Arzt aber winkte ihnen, sich zu entfernen und suchte durch sanften Zuspruch die Unglücklichen zu trösten. „Nein, Herr Doktor", nahm Frau von Debusson das Wort; „täuschen Sie meine Tochter nicht! Ich weiß, was mir bevorsteht und bin gefaßt, sie sey es auch! Sie steht allein, sie muß erstarken im Schmerz, denn nur der Schmerz giebt der Seele eine dauernde Festigkeit. Der Segen ihrer sterbenden Mutter wird sie geleiten!" Ihre Lippen schlossen sich wieder, und nur ihre Blicke ruhten noch auf der Tochter, bis auch diese starrer und starrer wurden und endlich erloschen. Ihre Seele war dem Körper entflohen. —

Ein Paar Jahre verflossen der hinterbliebenen Tochter, Pauline von Debusson, in steter Einsamkeit und Trauer auf ihrem Stammgut, das hart an der Seeküste bei der Stadt Havre lag und von den räuberischen Revolutions-Männern noch verschont worden war. Die Schreckensherrschaft war durch Buonaparte gestürzt worden, der als erster Consul Frankreich regierte; aber diese Veränderungen waren unbemerkt von der Bewohnerin jenes Gutes vorübergegangen, und nur eine ihr

räthselhafte Begebenheit riß sie in der letzten Zeit aus ihrer düstern Ruhe. Schon mehrere Male waren ihr nämlich auf verschiedene Weise Zettel zugekommen, auf denen nur die Worte standen: „Fort nach England!" Indem sie, wieder einen solchen in der Hand haltend, eines Abends an das geöffnete Fenster trat, erblickte sie Gernotte, in Begleitung eines andern Mannes, in gemeiner Tracht an der Mauer des Schloßhofes außen herumschleichen. Schrecken ergriff sie, und obgleich sich mehrere Tage nachher noch nicht das Geringste ereignet hatte, was ihre Furcht begründen konnte, litt es sie doch nicht mehr auf dem Gute; sie faßte wirklich den Entschluß, nach England überzusetzen und führte ihn schnell aus, indem sie in Eile Alles, was sie an baarem Gelde und Geldeswerth besaß, auf einen segelfertigen englischen Kauffahrer bringen ließ. Am folgenden Tage verließ sie die vaterländische Erde und betrat das Schiff, das sogleich unter Segel ging. Der Wind blies ziemlich stark, so daß man sich gegen Abend schon weit vom Lande entfernt hatte. Nicht gewöhnt an das Schaukeln der Meereswogen, obgleich an der Küste aufgewachsen, konnte Pauline es in ihrer engen Zelle nicht ertragen und ging hinaus auf das Verdeck. Die Nacht war dunkel, schwarzes Gewölk hatte sich um den Himmel gelagert, einzelne kurze Blitze, denen ein um so nachhallenderer Donner folgte, durchbrachen grell die dichte Finsterniß, und doch schlief Alles auf dem Schiffe, sogar der Steuermann hatte sich unvorsichtig zur Ruhe niedergelegt. Ruhe rund umher, nur die Wellen schlugen heftig gegen das Schiff. In diesen Augenblicken trat dem Mädchen ihre Verlassenheit ängstigend vor die Seele und sie fiel zum Gebet nieder auf ihre Kniee. Da vernahm sie plötzlich Schritte hinter sich, fühlte sich unsanft am Arme gezogen und eine Stimme raunte ihr zu: „Sie wollten mir entfliehen, aber ich lasse meine Beute nicht so leicht!" Es war Gernotte's Stimme. Doch mit überraschender Kraft machte Pauline sich von ihm los und rief um Hülfe. „François!" schrie Gernotte, „an's Werk!" und das Mädchen fühlte sich ergriffen, während mit höchster Schnelligkeit eine breite Hand ihren Mund verstopfte. In fürchterlicher Angst klammerte sie sich an den ihr nahestehenden Mast, als bäte sie den leblosen Stamm um Hülfe wider die mitleidlosen Menschen. „Ich habe es bemerkt, Pauline, wie Du Dich zur Reise anschicktest, da ich Dein Schloß umspähte, deshalb eilte ich Dir nach. Ich muß Dich besitzen und sollte ich mit einem Verbrechen Dich erkaufen. Man hat mich aus Frankreich verbannt, seit der corsische Edelmann befiehlt, ich habe nichts mehr zu verlieren, aber viel — Dich hab' ich zu gewinnen. Sprich, willst Du die Meine werden?" — Die Hand befreite ihren Mund, in demselben Augenblick aber fuhr wieder ein Blitz herab, und wie auf Verabredung scholl es zugleich von den

Lippen Gernotte's und François: „Teufel, was ist das? Wir sind verloren!" Die Umrisse flatternder Segel wurden sichtbar, ein entsetzlicher Stoß traf in diesem Augenblick, wo sich Jene wendeten, das Schiff, und von der Seite her tönten Stimmen: „Rettet! Rettet! Wir sind angefahren!" — Fortgerissen von der heftigen Schwankung des Bodens, auf dem sie standen, fielen beide Männer auf das Deck nieder und stürzten unaufhaltsam hinab in die Wogen, wo sie noch einmal auftauchten, um für immer zu verschwinden. Ein Gottesgericht! Pauline aber, obwohl mit einer Ohnmacht kämpfend, hielt den Mastbaum noch fest umklammert. Indessen fing das Schiff an zu sinken; das andre, welches mit ihm zusammengestoßen war, löste die Kanonen, setzte die Bote aus und schickte sie dem ersteren zu, auf dem Alles in planloser Verwirrung umherlief. Der größte Theil der Mannschaft ward gerettet, indeß brachte man Mehrere, unter ihnen Pauline, nur in bewußtlosem Zustande auf das Verdeck des andern Schiffes, das unbeschädigt geblieben war.



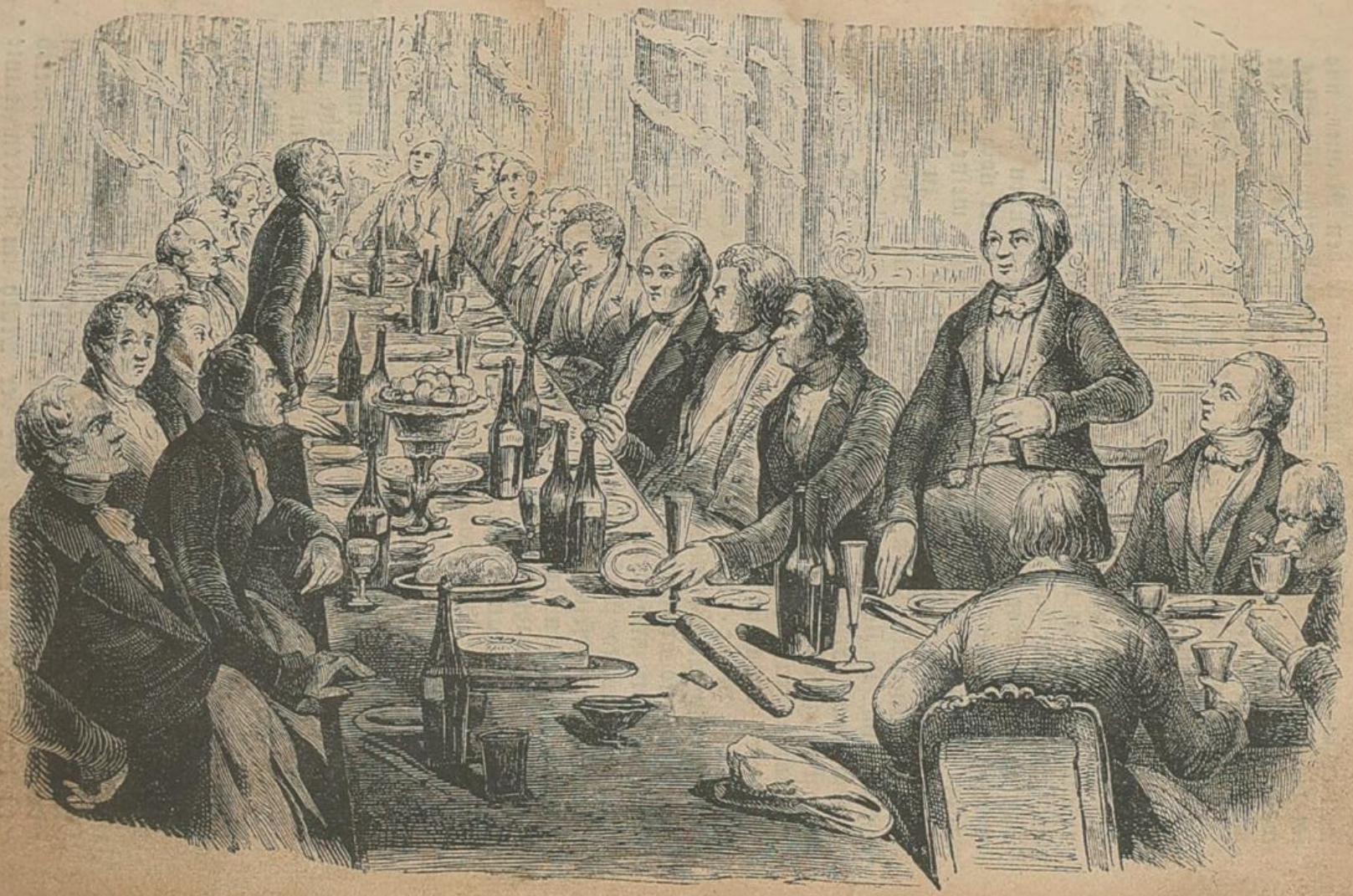
Der Himmel entwölkte sich, der Mond trat hervor und beleuchtete das gräßliche und doch so erhabene Schauspiel, wie der große Holzcoloß schnell und immer schneller sank, bis das

Wasser schäumend und sprützend über ihm zusammenschlug. — Als Pauline aus ihrer Ohnmacht erwachte, blickte sie in das über sie gebeugte Antlitz eines englischen Offiziers, in dessen Armen sie lag. Nach kurzem staunendem Sinnen raffte sie sich empor und warf sich mit dem frohen Ausruf: „Mein Bruder!" dem Offizier an die Brust, der sie innig an sich drückte und in die Worte: „Arme, arme Pauline!" ausbrach. „Warum arm?" erwiederte sie, „hab' ich doch Dich wieder, den ich längst als einen Todten beweinte. Sprich, wie ging das zu?" — „Es war mir gelungen, liebe Schwester, von Paris noch eher zu entkommen, als man mich zur Haft bringen konnte. Ich wandte mich nach England. Als ich aber hier, erst vor Kurzem, die Nachricht von unsrer Mutter Tode erhielt, wünschte ich Dich bei mir zu haben und begab mich an Bord eines Schiffes, das mehrere Monate in Havre vor Anker lag. Trotz meiner englischen Militairtracht mußte ich jedoch ein Erkennen fürchten, auch durfte ich Dich nicht dem Verdacht aussetzen, daß Du mit mir noch umgingest, denn das konnte Dir gefährlich werden. Deshalb schrieb ich Dir mehrmals anonyme Zettel mit den Worten: „Fort nach England!" glaubend, daß eine wiederholte Aufforderung der Art Dich am Ende doch bestimmen würde. Ich bemerkte auch bald, daß ich meinen Zweck erreicht hatte, und segelte Dir nach, bis wir dann freilich durch die Finsterniß der Nacht und die Nachlässigkeit eurer Schiffsmannschaft auf eine höchst gefährliche Art zusammentrafen. Nun aber hab' ich Dich wieder, und nichts soll uns mehr trennen!" — Die Geschwister lagen einander gerührt und vor Freude weinend in den Armen.

A—z.

Das Gastmahl.

Ein Gastmahl, und zwar ein festliches, vielleicht ein „patriotisches?" Nun, kann seyn; sey's auch nicht gradhin ein solches „Zweck-Essen", wie die Berliner sagen. Es galt einem Einzelnen, den seine Freunde Sonderling nannten. Er hatte in den Zeiten der Noth nach verschiedenen Seiten mitgewirkt, sich dann aber anspruchslos in sein Geschäft zurückgezogen, es leitend und vergrößernd, ohne sich zu den mancherlei Erinnerungsfesten einzufinden. Man vernahm nun, daß fünfundzwanzig Jahre vergangen, seit er mit aller Emsigkeit und Entschiedenheit seinen Beruf wieder ergriff, die Freunde von damals wollten ihm zeigen, daß sie ihn nicht vergäßen, sie veranstalteten ein „Diner", und er empfing die Einladung nicht eher, bis Alles in Ordnung war. Da hielt denn der Senior eine Rede, die unser Mann, weil sie sein Lob enthielt, nicht ohne Scham mit anhörte, und als nun sich einige Vorwürfe anschlossen,



weil er so ganz für sich gelebt, unterbrach er den Redner, wie folgt: „Meine Freunde", sagte er, „ich danke herzlich für Alles, was mir geschehen und gesagt, und da ich wohl weiß, daß Ihr mich zuweilen einen Sonderling schaltet, kommt es ja nicht darauf an, wenn ich Euch etwa wieder als solcher erscheine; Ihr vergabt mir das schon mehrmals, und folgerichtig werdet Ihr es mir auch wohl ferner vergeben, da ich eben unter Freunden bin. Es ist mir, als müsse der Mann seine Thaten als gethan betrachten und deren Anerkennung oder Nicht-Anerkennung Andern überlassen, ganz nach ihrem Belieben. Daß er sich ihrer an Jahrestagen besonders erinnert, ist natürlich, daß er's dann aber mit Gepränge und hochtrabenden Redensarten thut, daß er sich selber schmeichelt, und dabei noch manch andre Schmeichelei mit einfließen läßt, ist gegen meine Natur, der es auch widerstrebt, sich für geübte Pflicht zu belohnen oder belohnen zu lassen. Soll aber von einem Volksfest die Rede seyn, so steckt man's nicht in einen Saal! — Ich hab' indeß meine Erinnerungstage ebenfalls gefeiert. Da bin ich zuerst hingegangen, an den Gedenk-Tafeln die Namen der mir Bekannten zu betrachten, die berufen waren, mehr zu thun als wir: denn sie starben für ihr Vaterland, und die Erinnerung an sie ist ihr einziger Lohn. Und dann dacht' ich Derer, die als Verstümmelte zurückkehrten in das Leben des Friedens und nun schweren Kampf mit dem Leben selbst zu bestehen hatten, und Derer, welche kein Beschützer hervorhob, kein günstig Loos so stellte, daß sie ihrer Erinnerung Blüthen mit Champagner erfrischen können. Ich that da, was in meinen geringen Kräften stand, und ein Paar nahm ich mit mir, auch zu einem Festmahl, aber zu einem häuslichen, wo es nicht gar hoch herging, man sich aber doch hoch erfreute, weil Weib und Kinder daran Theil nahmen, wie's recht ist. Denn Erstens haben die deutschen Frauen zur Zeit der Noth das Ihre mitgethan, es geht ihnen auch das Herz auf, wenn man ihnen dafür noch heut ein ermunternd Wort spricht zu einem ehrlichen Händedruck. Zweitens aber soll die Zukunft in unsern Kindern wach erhalten und bekräftigt werden in der Liebe zum Vaterlande und zu allem Rechten. Da sagt' ich denn wohl bei'm Hausmahl auch einige Worte, ungefähr des Inhalts: „Es war eine freud- und schmerzreich schöne Zeit, Kinder, in welcher die Deutschen reif geworden, sich, von ihren Fürsten gerufen, mit Muth frei und selbstständig zu kämpfen; die Geschichte erhält jene Zeit am Leben, und ihre Lehren erhalten wir am Leben, wenn wir nämlich diese Lehren verstehen lernten. Menschen und Völker können gar oft das Unglück besser überwinden als das Glück ertragen, und eine Größe, welche ihnen das Unglück aufzwingt, schwächt sich ab im Glück. Ehrenwerth ist der Muth im Kriege, aber der Muth im Frieden könnte

wohl gar höher stehen, und nicht bloß deshalb, weil er den Zerwürfnissen vorbeugt. Dort giebt's noch allerlei Aussichten, Aufregung und Leidenschaft reißen uns mit sich fort und die Aufopferung kann zweifelhaft seyn. Der Muth im Frieden geht überall auf Anerkenntniß der Wahrheit, und Wahrheit ist ein Geschütz, das zuerst beinah immer den verwundet, der es zuerst gebraucht, das aber doch in der Rückwirkung selten das Ziel verfehlt. Sie sind indeß nothwendig diese Wahrheit und der Muth für sie, damit die Kraft des Lichts nicht breche, jene Kraft, die aus nächtigen Jahrhunderten und deren Fesseln sich mühselig zu Tage gerungen hat, die keine Anmaßung und keine Gehirnblendung leidet, und darin, daß Etwas durch Verjährung zum Recht gekommen zu seyn glaubt, keinen Grund zu dessen Duldung findet." Diesen Satz führt' ich näher aus zu dem Resultat: daß man weder um Volksgunst, noch um Gold, Ehren und Würden ein Interesse der Humanität aufgeben, sondern dies Interesse, ob auch nur in seinem angewiesenen Kreise, fördern müsse, wobei man zwar zuweilen einen schlimmen Stand habe, aber eben bestens im Rechte sey, wenn man Anfangs gar keine Partei auf seiner Seite sieht. Wir leerten hienach die Gläser auf den Ruf: „Es lebe der Muth im Frieden!" und wenn's Euch recht ist, rufen auch wir: „Es lebe der Muth im Frieden!"

Es geschah, wonach der Redner lächelnd fortfuhr: „Geleugnet sey's nicht, daß ich die Kochbuch- und Weinkarten-Begeisterung, mit der man jetzt so oft die Berühmten in Ostentationen und Restaurationen anißt und antrinkt, dabei die Wort-Posaune mit vollen Backen blasend, gleichfalls nicht theile, und sie sehr unterscheide von wirklicher Begeistigung an tüchtigen Werken, wie ich denn überhaupt die Selbstverehrung in der Verehrung nicht leiden kann, besonders wenn die Herren Männer sie für sich ausschließlich berechnen. Bin ich's nun aber einmal gewohnt, mich nur unter den Meinen festgemäß behaglich zu fühlen, werdet Ihr mir wohl den Gefallen thun, den Abend dieses Tages mit ihnen bei mir zu verleben. Und da ich wünsche, daß es Allen so gut werde, hab' ich insgeheim Eure Frauen und Kinder einladen lassen; so werdet auch Ihr unter den Euern seyn, und da wollen wir noch auf einen Spruch die Gläser anklingen lassen, den nämlich: „Das Staatenwohl beruht auf Familienwohl!"

Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß die Heiterkeit am Abend bei dem einfachen Mahl viel inniger war, als die bei dem „Diner" mit seinen noch sehr unterschiedlichen schönen Redensarten und seiner Ellen-Waare von Reimen, die kein Ausverkauf beseitigt, die nicht aufgeräumt werden können, oft aber das Aufgeräumte unterbrechen.

Affenthum.



Abraham a Santa Clara spricht in seinem „Huy! und Pfuy!" — einer Sammlung von ernsten Aufsätzen, wobei sich jedoch der Humor oft unwillkürlich hindurchrankt, unter Anderem auch von den Affen und ruft dabei aus: „O grundlose Gütigkeit Gottes, indem er nicht allein so viel tausend Geschöpfe zu unserm Nutzen erschaffen, sondern auch einige zu unserm Gespaß und Ergötzlichkeit, unter welche die Affen vorderan zu zählen." — Verehren wir in Demuth die Gütigkeit Gottes, und geben wir dem guten Pater Abraham zu, seine Ansicht könne bei verschiedenen Affen und für mancherlei Menschen

passen, so ist dagegen gewiß, daß die Affen, welche in ihrer äußern Gestalt den Menschen am ähnlichsten sind, sich nicht gespaßig, vielmehr ernst, ja melancholisch zeigen. So namentlich der Orang-Utang, dessen Name malaischen Ursprungs ist. „Orang" bedeutet „vernünftig Wesen", „Utang" heißt „Wald" (so wurde der Name mit „Waldmensch" übersetzt); doch wäre hier die Vernünftigkeit sehr beschränkt zu nehmen, und in der Weise des Pater Abraham dürfte man wohl gar sagen: der Ernst, die Melancholie des Orang-Utangs komme daher, weil er eine Ahnung hat, daß seine Vernunft nicht zureichend ist, wodurch er sich von den Affen unter den Menschen sehr vortheilhaft auszeichnen würde.

Wie der Orang-Utang aussieht, liegt vor. Er hat seine Heimath auf Borneo, in Cochinchina, Malakka, wird 4 bis 5 Fuß hoch, ist ungeschwänzt, hat rothbraunen, rostfarbigen Pelz und die wenigen, vom Haar freien Theile, namentlich die Handflächen, sind kupferroth, zuweilen bläulich. Die Finger haben runde Nägel. Zahm gemacht, bewahrt er sich die Reinlichkeit, die man bei dem Leben in Bergwäldern an ihm bemerkt, und läßt sich leicht zu allerlei Geschäften abrichten. Er lernt sich sein Lager bequem machen, Kleider anziehen, mit Messer und Gabel speisen, Thee einschenken, Cigarren rauchen, Pfropfen lösen (was er überaus gern thut, denn Spirituosa behagen ihm) und noch viel andre Dinge; ja man hat einigen Orang-Utangs sogar das Schreiben beigebracht. Wär' es möglich, ihm nur zwei Dutzend Phrasen sprechen zu lehren, etwa von dieser Sorte: „Köstlich Wetter! — Miserables Wetter! — Ihre Augen sind Sonnen, mein Fräulein! — Ich langweilte mich wie ein Mops! — Zu Befehl!" — dann könnte der Orang-Utang, den ohnehin ein waldiger Backenbart auszeichnet, sich dreist unter die modernsten Pflastertreter mischen. — Wohl diente Manches, die alte Hypothese glaublich zu machen, das Menschengeschlecht stamme von den Orang-Utangs ab, wir stimmen indeß der Ansicht bei, welche so Affen als Menschen für Originale gelten läßt. Die affenartige Nachahmungssucht manches Geschöpfes, Mensch genannt, selbst wenn diese Nachahmungssucht zuweilen ganze Massen eines Volks befällt, beweist für jene Hypothese gar nichts. Eine solche Erscheinung ist nur als Ironie der Natur zu betrachten, die, um wieder mit Abraham a Santa Clara zu reden, auch Geschöpfe „zu unserm Gespaß und Ergötzlichkeit" aufstellen und darthun will, es gebe unter den Menschen viel zu anmaßende, als daß sie nicht sogar den Affen ihre Naturgabe sollten streitig machen. So finden wir unter den Menschenkindern verschiedene äffische Abarten, von denen wir diesmal nur einige näher bezeichnen.

I. Mode-Affen. Das sind die zahlreichsten und unzertrennlich von allen andern Arten. Man darf sie ohne

Irrthum zu den „Schlank-Affen" zählen, da sie, in Bezug auf ihre Taille, es immer nur mit dem Pariser Tailleur, nicht mit dem heimischen Schneider zu thun haben, oder zu den „Kleider-Affen", auch „Duc" genannt, oder zu den „Brüll-Affen", besonders wenn man durch ein i, statt des ü, die Rechtschreibung herstellt. Man nennt sie auch Cour-Affen, wobei wir den Doppelsinn fallen lassen, nur bemerkend, daß sie lorgnettirend allen Schönen immer dieselben schönen Redensarten mit einem schönen Schnarren vortragen, wobei denn ihre Kultur von allen



unkultivirten Affen und Aeffinnen überaus bewundert wird. Sie sind übrigens sehr schwächlich und müssen alljährlich ein Bad besuchen.

II. Die Politik-Affen. Diese haben eine kleine Zahl bestimmter Wörter, mit denen sie sagen wollen, daß Alles, was in Frankreich und England gut und schlecht ist, auch ohne Weiteres für alle andern Völker paßt, wobei sie auf den ganz verschiedenen geschichtlichen und charakteristischen Boden gar keine Rücksicht nehmen. Gewöhnlich verlangen sie Dinge, bei deren Gewährung man mindestens gerade sie ausschließen müßte. Ihnen ähnlich sind

III. Die Verjährungs-Affen. Dazu gehören besonders die, welche die Gegenwart noch immer unter den griechischen und römischen Maaßstab zwängen, und Alles wieder herbeiziehen möchten, was durch des Himmels Gericht und die immer mehr erwachsende Erleuchtung in sich zerfallen ist. Sie arbeiten sich ab in Wiederherstellung von Instituten, die unter dem Lebendigen aussehen wie geöffnete Gräber, in denen nun noch ihr Gehirn vermodert.

IV. Die Uebersetzer-Affen, die wegen schwächlicher Verdauung sich hauptsächlich mit französischer Kost nähren, ihr

Scheinleben besonders auf den Bühnen treiben und sich in Leih-Bibliotheken einquartieren, damit das Volksthümliche ja nirgends recht Platz findet. Dahin wären auch

V. Die Literatur- und Kunst-Affen zu zählen, die, wenn einmal eine gute Idee angeregt ist, gleich mit so viel Aehnlichem sich anschließen, daß Viele dann selbst für die gute Idee übersättigt sind. Sie heißen auch Nachhinker, ihrer sind Legion, und wären sie nicht, würde die Zahl von 10,000 Büchern, die alljährlich der Meß-Catalog darlegt, ein Paar Nullen verlieren, man also 9,900 literarische Nullen weniger haben.

VI. Kalender-Affen. Sie schreiben noch heut den hundertjährigen Kalender nach, halten sich an Raub- und Mordgeschichten, und aus Furcht, sie könnten's den Unvernünftigen nicht recht machen, denn sie wollen nur bei diesen keinen Anstoß finden, sind sie unverschämt genug, zu thun, als ob's gar keine Vernünftigen gäbe.

VII. Die Emancipations-Affen. Das ist eine Sorte, die sich am wenigsten zähmen läßt. Sie greifen alle Rechte auf und wollen sie ganz nach ihren Gelüsten für sich zurichten; nur die Pflichten schieben sie bei Seite, weil sie sich damit gar nicht befassen können. Sie sind schon ansteckend bis in die kleinsten Krähwinkel gedrungen so daß namentlich in einem von den Männern



seit lange in Versammlungen berathen wird: ob die Ehe überhaupt zulässig? welche Frage ein junger Pfiffikus in Bewegung brachte, der nicht in die Versammlung kommt, weil er während derselben am bequemsten den Cour-Affen spielen kann. Zwar haben zu derselben Zeit auch die Weiber besagten Krähwinkels ihre Versammlungen, indem eine alte Buhlschwester in Frage stellte: ob nicht sämmtliche Männer beliebig als dienstbares Allgemeingut zu betrachten wären? — aber sie hat meist nur Weiber

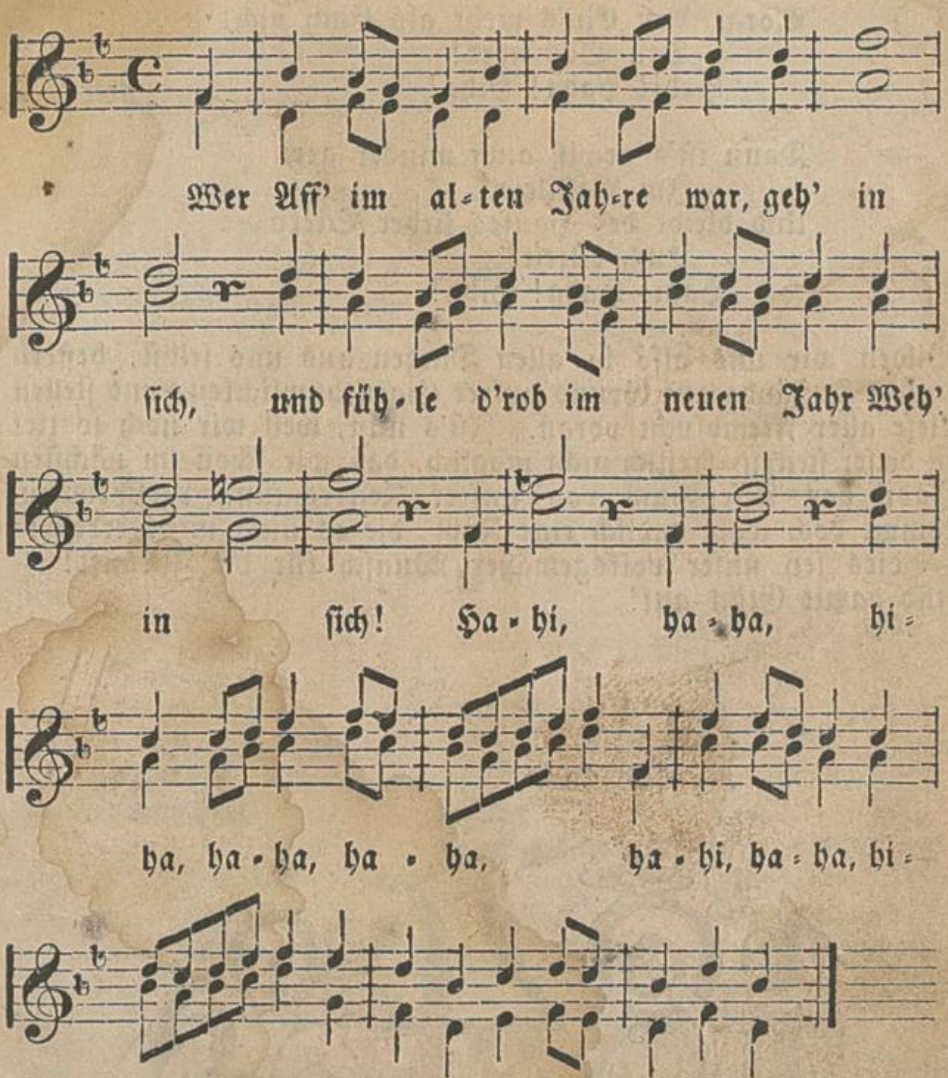


zusammengebracht, die ihre Jahre unter keiner Bedingung von 29 weiter zählen, mithin ist jener junge Pfiffikus in nichts gehindert. Die Emancipations-Affen werden nicht eher klug, als bis man ihnen begreiflich macht, daß Alles sich nur aus dem eignen Besserwerden emancipirt, wobei man vielleicht zu einigen Rechten, aber zugleich zu hundert Pflichten mehr kommt; da werden sie sich denn freilich gegen das Klugwerden wehren

und lieber dekretiren: Es soll vorläufig Alles beim Alten bleiben!

Das möchten wir nun, was das Affenthum überhaupt betrifft, nicht gern und so wollen wir sagen, oder vielmehr singen, damit sich's besser einprägt:

Schnell und lustig. Franz Commer.



Wer Aff' im alten Jahre war,
Geh' in sich,
Und fühle drob im neuen Jahr
Weh' in sich!
Hahi! Haha! Hiha!

Er lasse fremden Firlefanz
Im Bann ruh'n,
Sey Maulheld nicht, und sey kein Schranz,
Sey Mann nun!
Hahi! Haha! Hiha!

Giebt's Affen-Weibchen — ihrer giebt
Es leider! —
Sorgt, daß Ein's mehr als Euch nicht liebt
Den Schneider!
Hahi! Haha! Hiha!

Dann ist's gewiß auch minder gern
Im Ballkleid,
Und bleibt des Hauses lieber Stern
Euch allzeit!
Hahi! Haha! Hiha!

Bilden wir uns also in allen Dingen aus uns selbst, bessern unsere Zustände auf Grund unsrer Eigenthümlichkeit, und stellen diese aller Fremdsucht voran. Ist's nun, weil wir noch so tief in dieser stecken, freilich nicht möglich, daß wir schon im nächsten Jahr das Affenthum von unsrer Zeitrechnung verscheuchen, kommt doch wohl endlich eine Zahl, die es nicht mehr erreicht; — dies sey unser volksgemäßer Wunsch für die Zukunft! — und damit Glück auf!



Anzeigen.

Bei uns (Vereins-Buchhandlung) ist fertig geworden:

Das Nibelungen-Lied.

In neuer Verdeutschung von H. Beta.
Bevorwortet von F. H. von der Hagen.
Mit funfzig Holzschnitten von F. W. Gubitz und unter dessen Leitung gefertigt. Zeichnungen von Holbein.

Hier ist nun die anerkannt für das Volk vorzüglichste Ausgabe des berühmten Gedichts, das mit der Ausstattung einer Pracht-Ausgabe vollständig doch nur 1⅓ Thlr. kostet.

Von unsern Nieritz'schen Jugendschriften (wir haben die ausgezeichnetsten) sind in zweiter Auflage versandt: „Wahrheit und Lüge." — „Der junge Trommelschläger." — „Der Pilger und der Lindwurm." — „Das Fischermädchen." — „Der stille Heinrich." (Jedes à ⅓ Thlr.) Wir haben deren noch neun, die meist schon früher in zweiter Auflage erschienen. Unsre Jugendschriften von J. Satori, Bertram u. s. w. verdienen gleiche Verbreitung.

Von der Sammlung: „Deutsche Volkslieder" (von Kretzschmer und W. v. Zuccalmaglio), von allen Beurtheilern als hochbedeutend gerühmt, sind die Hefte 15 und 16 versandt. Sie ist vollendet mit den Heften 17 und 18, welche im Oktober d. J. fertig werden. Nur bis 31. Dezember 1841 gilt der Subscriptions-Preis (das Heft zu ⅓ Thlr.).

Friedrich der Große als Begründer von Familienglück. Wahre Begebenheiten in (sieben) Novellen von Bertram, E. Karoli und A. v. Sartorius. 1½ Thlr. (Hier lernt man den „alten Fritz" erst so recht kennen!)

Gegen Temme's und Noerner's Beleuchtung des Prozesses Lafarge. Vom Professor Dr. v. Woringen. ½ Thlr. (Entschiedene Widerlegung; von großem Interesse!)

Die deutschen Pflanzen-Namen. Von W. v. Waldbrühl. ½ Thlr. (Da kann der Deutsche seine Pflanzen deutsch nennen lernen!)

Hausbuch für Frauen. Unter Mitwirkung erfahrener Hausfrauen herausgegeben von Dr. W. Andresse. 1⅓ Thlr. (Wer in seinem Hause ein gutes Spar-System haben will, schenke der Hausfrau dies Buch!)

Handbuch aller Wissenschaften. Leitfaden zur wissenschaftlichen Selbstbildung. Von Fr. v. Schönholz. 3 Thlr. (Heut zu Tage soll man vernünftig über alles Wissen mitzureden verstehen; das lernt man aus diesem Werke!)

Blätter und Blüthen. Taschenbuch in einem einzigen Jahrgange, herausgegeben von F. W. Gubitz. Mit zwölf Holzschnitten. 2 Thlr. (Reicher, mannigfaltiger Inhalt; ist den Lesern des „Volks-Kalender" gewiß ohne weitere Worte empfohlen!)

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

3017
8920

Bei Heinrich Franke ... ist
len erschienen und in allen B...

Der kleine bra... se

oder

Verkündigung eines erprobten, untrüglichen Mittels, durch dessen Anwendung die Anfälle der Epilepsie für immer verhindert, Gichtkranke aber völlig geheilt werden. Herausgegeben von J. S. B. Arnd. 2te Auflage. Preis gebeftet 12 gGr. (15 Sgr.)

Witterungs-Taschenbuch

auf das Jahr 1842.

Zum nützlichen Gebrauch

für Oekonomen, Gartenbesitzer und Freunde der Meteorologie. Herausgegeben von G. E. Seidemann. Preis geh. 5 gGr. (6¼ Sgr.)

Der joviale Hexenmeister.

Eine Sammlung ergötzlicher Kunst- und Zauberstücke, welche ohne große und kostspielige Vorrichtungen ausgeführt werden können. Herausgegeben von G. H. Retörchs. Preis 7½ Sgr. (6 gGr.)

Neues Taschenliederbuch.

82 auserlesene Gesänge für frohe Gesellschaften und gesellige Unterhaltung nach allbekannten Melodien. Gesammelt von C. F. D. Lorenz. Preis geh. 3¾ Sgr. (3 gGr.) geb. 5 Sgr. (4 gGr.)

Die Pflanzenuhr

oder

Beschreibung der Pflanzen, an welchen zu bestimmten Stunden des Tages eine auffallende Veränderung wahrzunehmen ist. Von Dr. A. D. Reichenbach. Preis 6¼ Sgr. (5 gGr.)

Geheimnisse aus der Ehe

oder

Unterricht in der Kunst, eine lange und glückliche Ehe zu führen. Ein Rathgeber und Wegweiser für Eheleute und Alle, die es werden wollen. Von Dr. Fr. Richter. Dritte vermehrte Auflage. Preis 15 Sgr. (12 gGr.)

Den Herren Land-Geistlichen, Schullehrern und christlichen Hausvätern, wie überhaupt jedem wahren Freunde der Volkswohlfahrt, darf folgende Schrift zur besten Weiterverbreitung mit Ueberzeugung empfohlen werden:

Des Hauses Fluch

und

Des Hauses Segen.

Ein Beitrag zur Begründung der öffentlichen Wohlfahrt und des Glückes der Familien, von J. J. Glaser. Bern und St. Gallen bei Huber u. Comp. (J. Körber) 1841. Preis eingebunden 9 gGr. oder 11½ Sgr., oder 36 Kreuzer. In allen guten Buchhandlungen zu finden.